BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Renard, ... [Kupferstecher] [Illustrator]

Carolina von Liancourt Eine Familiengeschichte französischer Emigrirten

Frankfurt 1799

P.o.germ. 844 gm
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113869-9
VD18 10701435

1082

P. o. germ. Liancourt

844 gm

Renard. fecit

Carolina von Liancourt.

Eine

Familiengeschichte

französischer Emigrirten.

Frankfurt 1799.
Bey Anton Pichler.

g. m. 3150

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Rechts an der Heerstrasse, die von Luxenburg nach Verdün führet, liegt die Abtey Chatillon, mitten in einem Gemische von reizenden Wiesen, Kornfeldern, Weinbergen, grünen Hügeln, schattigten Thälern und kleinen Gehölzen. Kein Mann auf der Welt liebte die Kinder so sehr, und hatte die Liebe aller Kinder in einem so hohen Grade als der Prior der Abtey. Die Hälfte seiner Predigten handelte von der Kinderzucht. Es war eines seiner angenehmsten Geschäfte junge Leute aus Pillon und Mangienne, den zwey Dörfern seines Kirchspiels zu verbinden, und sowohl für das Fortkommen der jungen Eheleute, als für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen. War der Prior nicht auf der Bibliotheck, oder in Amtsgeschäften, so saß er gewiß im Schatten einer schönen Allee von italiänischen Pappeln, welche ganz Chatillon umgeben, zwischen einem Haufen von Kindern, mit einem so vergnügten Gesichte, wie ein König unter den Großen seines Reichs. Neben ihm

lagen ein Paar Erziehungsschriften, dann ein Papier voll Bonbons aus Verdün, die er jedesmal, wenn er dahin ging, unter die Kinder vertheilte. Zuletzt heftete sich seine ganze ungetheilte Liebe und sein ganzer Vorrath von Erziehungsplanen, auf ein Kind, welches durch das Vermögen seiner Eltern einer besseren Erziehung fähig war. Dieses Kind war der Sohn von des Priors Schwestertochter, welche mit dem Pächter der Güter, die zur Abtey gehörten, verheurathet war. Der Knabe wurde des alten Priors Liebling. Dieser brave Mann hatte ein so schönes Herz, beide Eltern gehörten zu den gutherzigen Menschen, und was alle drey an dem Knaben verzogen, das verbesserten die übrigen Kinder in Chatillon. Der Knabe war eigensinnig, stolz, herrschsüchtig; allein seine Spielgefährten eben so sehr. Sein Herz und sein Kopf wurden von seinen Verwandten gebildet, und seine Leidenschaft von seinen Spielgefährten gezähmet. Sein Stolz wurde Großmuth, seine Herrschsucht Festigkeit: und der Prior freute sich über den Erfolg seiner Erziehung, und sagte den Aeltern, daß es nicht anders hätte kommen können, als so.

So war der Knabe sieben Jahre alt geworden, der Liebling nicht allein des Priors, sondern auch der ganzen Gegend. Er war ein

rascher Bursche, und konnte er auf der Wiese ein Pferd loskoppeln, und sich hinauf schwingen, so war er den Tag nicht sichtbar, und Reiter und Roß kamen Abends beide sehr ermattet wieder. Dagegen konnte der Knabe auch wiederum ganze Stunden bey dem Schulmeister sitzen, und ohne sich zu rühren, sich Gespenstergeschichten erzählen lassen; er sang nie die Romanze von dem armen Heinrich, der von seiner Geliebten vergiftet war, ohne, daß nicht seine rothen Wangen voll Thränen hiengen. Es thut mir wehe, lieber Oheim, sagte er dann mit leiser Stimme: daß ihm das Herz brach; aber ich will doch lieber so sterben, als an der Brustkrankheit, woran der Vater Franz starb; denn Lucie hielt den Ritter Heinrich in ihren Armen, und starb auf seinem Grabe. Der Prior lachte, legte die Hand auf des Knabens Stirne, und sagte freundlich: wenn du so zu sterben Lust hast, so will ich dich nicht bereden, in ein Kloster zu gehen.

Um diese Zeit kam der Vikomte von Liancourt mit seiner Familie von Paris in Pillon an, wo er ein beträchtliches Gut hatte. Er hatte Paris verlassen, weil er Unannehmlichkeiten einer Ehrensache wegen hatte. Der Prior machte schon den Tag nach seiner Ankunft dem Herrn von Liancourt seinen Besuch. Die Bekanntschaft

zwischen dem Edelmann und dem Prior nahm bald einen Grad von Herzlichkeit an. Was den Prior noch stärker zu dem Edelmann zog, war sein liebenswürdiger Sohn von dem Alter seines kleinen Vetters. Liancourt bat den Prior, oft zu kommen. Der Prior ließ sich das nicht zweimal sagen. Die Bekanntschaft zwischen beiden Alten wurde sehr bald eine herzliche Freundschaft. Pillon lag nur einige hundert Schritte von der Abtey entfernt, und so war entweder Liancourt mit seinem Sohne bei dem Prior, oder der Prior mit seinem Louis bey dem Edelmann. Die Freundschaft der beiden Knaben war eben so schnell geschlossen, wie unter den beiden Alten. Während Liancourt sein System auseinander setzte, der Prior in jeder Pause das Gespräch auf die Kinderzucht wandte, und die gnädige Frau von der Pariser Opera sprach, schwärmten die beiden Knaben in den Feldern umher; der kleine Louis Blamont erzählte dem kleinen Liancourt seine Gespenster-Geschichten, oder sang ihm seine Romanze von dem unglücklichen Ritter vor, und lernte dagegen von Liancourt einige Opernarien; sie verliefen sich wohl ins Gehölz, an die Heerstrasse, führten mit den Bauernknaben Kriege, und Alt und Jung war herzlich mit einander zufrieden.

Von Tage zu Tage wurden die Verhält-

nisse beider Familien fester. Man besuchte sich zu gewissen Tagen, der junge Liancourt nahm Theil an dem Unterrichte, den Blamont von seinem Oheim erhielt. Die Freundschaft der Alten blieb, wie sie einen gewissen Grad erreicht hatte, stehen; allein nicht so die Freundschaft der Kleinen. Sie wurde von Tage zu Tage inniger, und vertraulicher. Sie konnten nicht mehr ohne einander leben. Keiner hatte mehr einen geheimen Gedanken vor dem andern, und diese Freundschaft erhielt sogar einen Anstrich von Schwärmerey, je öfter ihnen der Prior von der im Leben und Tode aushaltenden Freundschaft der Alten etwas vorsagte. Erzählte er ihnen von Orest und Pylades, von Damon und Pythias; und was ehedem ein Freund, auf seinen Freund gestützt, vermochte was er wagte, was er forderte von der Freundschaft, und wie viel er selbst gab; dann lächelten die beiden Knaben einander zu, schlugen die kleinen Hände fest in einander, ihre Augen blitzten vor Muth und Entschlossenheit, alles für einander zu wagen. An einem solchen Tage ging gewiß eine kleine Veränderung mit Ihnen vor. Entweder sie theilten ihre Börse mit einander, oder sie wechselten ein Kleidungsstück, oder der gewandtere und dreistere Blamont flog den

Berg hinter Pillon in Gallop hinab; Liancourt zitterte zwar bei dem Anblick des steilen Berges, doch wagte er es, er stürzte hinter seinem Frunde her, um ihn nicht zu verlassen, und unten fielen sie einander mit einer Art von liebender Wuth in die Arme.

Je älter die beiden Knaben wurden, desto mehr Energie erhielt ihre Freundschaft. Ich, sagte Liancourt, ich, Herr von Pillon und Mangienne; du Pächter von Chatillon, sieh, da leben wir immer zusammen, und du kannst denn bei mir auf meinem Schlosse wohnen, oder ich wohne bei dir in Chatillon. Sie hatten beide keine Idee von dem Abstand, welchen die Geburt zwischen ihnen gemacht hatte. Der alte Liancourt fand es auf die Länge zuweilen wohl ein wenig bedenklich, daß sein Sohn sich mit dieser Gewalt an den Sohn eines Pächters hieng. Das wird sich schon geben, dachte der Vikomte: wenn sie beide erwachsen sind. Der kleine Blamont hatte also die Erlaubniß auf den Fuß eines Freundes des jungen Liancourt auf dem Schlosse aus- und einzugehen, und man kündigte ihn überall unter dem Namen eines Verwandten des Priors der Abtey an, der mit dem jungen Herrn erzogen würde, um Nacheifer bey ihm zu erwe-

cken. Der alte Prior merkte gar nichts von diesem Mißstande. Alles blieb in Ruhe.

Beide Knaben waren vierzehn Jahre alt, wie die zwölfjährige Tochter des Vikomte aus dem Kloster, wo sie erzogen wurde, zu Hause geholt ward. Der junge Liancourt hörte nun nicht auf, seinem Freunde von seiner Schwester Caroline zu erzählen, die er nun seit sechs Jahren nicht gesehen hatte. O, du wirst sie lieben, mein Blamont; gewiß du wirst sie lieben! rief Liancourt mit Eifer, und dein Oheim soll doch einmal sehen, was er so sehr zu sehen wünscht, und was er für das achte Wunder der Welt hält, eine Familie, die ganz innig durch Liebe und Vertrauen ist. Sie füllten die ganze Zeit, ehe Caroline kam, mit Planen, wie glücklich sie mit ihr leben wollten. —

Endlich kam die kleine Caroline von Liancourt an. Sie wurde von ihrem Vater aus dem Wagen gehoben. Sie erwiederte kaum ihres Vaters Liebkosungen. Sie warf mit einer befremdeten Schüchternheit furchtsame Blicke auf ihren Bruder, der ihr feurig entgegen sprang. Sie verbeugte sich tief und mit einer andächtigen Miene gegen den Prior, und nun blieb sie verlegen unter dem Haufen der ihr liebkosenden Menschen stehen. Der Prior, um das Kind

zu sich selbst kommen zu lassen, gieng. Die beiden Knaben folgten. Sie hatten sich einen andern Empfang geträumt. Sie schwiegen beide, und ihr Plan fieng an, in ihrer Vorstellung sehr zusammen zu schrumpfen.

In den ersten Tagen blieb das Verhältniß, wie es war. Es kostete der kleinen Caroline Mühe, ihren Bruder recht dreist anzusehen, allein dieser, der bei seinem Freunde nicht wollte Unrecht gehabt haben, stürmte so auf das Herz seiner Schwester los, daß er es mehr seinen Bitten, als ihrer Empfindung zu danken hatte. Wie dem nun auch war, nach und nach wurden Bruder und Schwester vertrauter, und Liancourt nützte jetzt das Vertrauen seiner Schwester, sie nach und nach in seine Ideen von Freundschaft hineinzuziehen. Auf jedem Spatziergange redete er mit Carolinen von seinem Freunde Blamont mit allem dem Enthusiasmus, den Liebe und kindische Eitelkeit geben kann. Caroline wurde neugierig, den Freund ihres Bruders zu sehen, den sie in der ersten Zusammenkunft ganz übersehen hatte.

Blamont war jetzt vor wie nach alle Tage in Pillon; allein theils war er überall nicht gewohnt, viel im Zimmer zu bleiben, theils, wenn er da war, war Caroline bey ihrer Mutter; und so hatte er Carolinen noch nicht wie-

der gesehen. Jetzt aber nahm Liancourt einmal seinen Freund, und führte ihn, ohne ihm ein Wort zu sagen, nach seiner Schwester Stübchen. Er öffnete die Thüre, und rief: Hier Caroline, ist mein Blamont! Das Mädchen sprang auf, stand verlegen da; aber noch verlegener war Blamont selbst. Es kostete dem Bruder die äußerste Mühe, nur ein erträgliches Gespräch in den Gang zu bringen.

Blamont heftete von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke auf Carolinen. Die Idee, es ist die Schwester deines Freundes, war Anfangs alles, was ihm das Mädchen bedeutend machte. Eben so verstohlen betrachtete auch Caroline den Knaben, den ihr Bruder ihr als den besten Menschen so feurig und so oft geschildert hatte. Beide errötheten zu gleicher Zeit, wenn ihre Blicke auf einander trafen, wahrscheinlich, weil ihre Bekanntschaft kein Zufall war. Der Bruder, dem daran gelegen war, das Fremde unter beiden zu endigen, und noch mehr, Freund und Schwester zu heben, bat Carolinen auf der Harfe zu spielen. Caroline spielte, und spielte die Lieblings-Romanze Blamonts, die sie von ihrem Bruder erhalten hatte. Blamont mußte sie singen. Man wiederholte die Romanze noch zweimal, man spielte noch einige andere Lieder, und beide blieben den-

noch verlegen. Liancourt sah auf den Gesichtern seines Freundes, und seiner Schwester bestimmte Zeichen, daß man nur seinetwillen bey einander blieb. Er erröthete zehenmal, daß es nicht gehen wollte. Man schied endlich von einander, und Blamont und Caroline dankten dem Himmel, daß sie allein waren.

So ein reizendes Mädchen die kleine Caroline auch war, so hatte sie dennoch nur einen höchst unbedeutenden Eindruck auf Blamont gemacht. Sie war zu blöde, zu furchtsam gewesen, um schön zu seyn. Sie sagte zwar ihrem Bruder auf seine Frage, wie ihr Blamont gefalle, mit einem aufrichtigen Lächeln: Es ist wahr, dein Blamont ist ein sehr hübscher Mensch, allein das mußte ihm auch sagar der Neid eingestehen. Die Bemerkung mußte ein jeder machen, der ihn sah. Caroline machte sie, wie man sie von einem Gemälde macht. Allein sehr bald bewirkte Blamont einen tiefern Eindruck in ihre Phantasie, und in ihr Herz. Der Kammerdiener des Vikomte wies einen Bauern ab, der den Edelmann sprechen wollte. Der Bauer bestand darauf, ihn zu sprechen, und um so mehr, da Blamont seine Parthei nahm, und den Bauern selbst zu melden drohete. Der Kammerdiener lächelte, und sagte dem Bauer sehr spitzig: Nun rath ich dir sogleich zu gehen,

oder es geht nicht gut. Der Bauer ging nicht, weil Blamont ihn zu melden versprach. Hier verließ den Kammerdiener die Geduld. Er ergriff einen Stock, um den Bauer zu prügeln. Blamont sprang mit blitzenden Augen auf den stolzen Domestiken zu, entriß ihm den Stock, und der Kammerdiener hatte schon ein halbes Dutzend Hiebe, eh er einmal den Angreifer merkte. Jetzt wandte sich die ganze Wuth des Domestiken gegen Blamont; allein wie ein Pfeil flog der junge Liancourt ihm zu Hilfe, und der Kammerdiener mußte seinen Raub fahren lassen.

Heulend vor Wuth flog der Domestik zu dem Vikomte ins Zimmer. Der junge Liancourt, der den Einfluß des Domestiken kannte, bat seinen Freund, dem Ungewitter auszuweichen. Blamont lächelte, und ging ruhig in des Vikomte Zimmer. Caroline zitterte, wie sie Blamont mit einem heitern ruhigen Gesicht ins Zimmer treten sah, denn sie hatte eben gehört, daß ihr Vater dem Kammerdiener eine ausgezeichnete Genugthuung versprochen hatte. Und du Bube, rief der Vikomte erhitzt: bist noch trotzig genug, zu mir zu kommen? — Weil ich unschuldig bin, antwortete der Knabe, mit einem edlen Tone, und mit einem heitern Gesicht: weil ich unschuldig bin, und verklagt. —

Wie? du leugnest? Hast du nicht den Kammerdiener geschlagen? — Ja, das hab ich, weil er ein Unmensch war, Herr Vikomte, ein Unmensch, der einen ihrer Unterthanen anfiel, der sich in seiner Noth an Sie wenden wollte.

Der Ton setzte den alten Vikomte doch in Verlegenheit. Er wollte schmählen, und der Knabe berief sich auf eine Untersuchung. Endlich entschied der Vikomte, Blamont sollte den Kammerdiener um Vergebung bitten. Ich? sagte Blamont mit Verachtung: Ich? diesen Menschen? Nimmermehr. Denn Herr Vikomte, wenn hier diesen Augenblick ihr Domestick wieder einen Stock gegen einen ihrer bessern Unterthanen aufhöbe, so würde mich nichts abhalten, noch einmal — Mich zu prügeln? fragte der Kammerdiener wüthend. — Ja, Ihn zu prügeln; denn, Herr Vikomte, der Bauer, der den Tag über arbeitet, und sich quält, ist mehr werth als alle Kammerdiener in der Welt. Das haben Sie neulich selbst gesagt.

Und das hatte der Vikomte wirklich gesagt. Der Vikomte runzelte die Stirn, jetzt mehr aus Verlegenheit, als aus Zorn. Der Kammerdiener warf wüthende Blicke auf seinen Herrn. Der Vikomte nahm den Knaben bey der Hand, und sagte mit einem freundlichen Tone: Laß, laß das, und geh, und bitt' ihm ab. — Nim-

mermehr! antwortete Blamont kalt. Ich habe recht gethan! — Bitt um Vergebung, oder du setzest nie wieder einen Fuß über diese Schwelle. Fort, bitt ab! — Nein! rief Blamont mit blitzenden Augen. — So geh, und laß dich nie wieder sehen! rief der Alte und stieß ihn an die Thüre. Blamont sah den Vikomte von der Seite an, und ging schweigend hinaus. Kommst du je wieder, so bist du unglücklich! rief der Alte ihm zornig nach.

Allein wie groß war sein Erstaunen, und Carolinens Schrecken, als Blamont nach einigen Augenblicken die Thüre öffnete, und den Bauer, über den der Zank entstanden war, hineinführte.

Bösewicht, rief der Vikomte, jetzt im Ernst böse: du wagst es?

Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr, ich hatte es diesem Manne versprochen, ihm Gehör zu schaffen, und ich bin gewohnt Wort zu halten.

Was willst du? fragte der Edelmann den Bauer.

Der Bauer bat flehentlich um Nachlaß einer kleinen Pacht.

Thun Sie es gnädiger Herr! sagte Blamont.

Ich bin eben so eigensinnig, wie du Bu-

he! sagte der Vikomte gelassener; er war nicht ohne alles Gefühl für die That des Knaben geblieben. Der Bauer erhält nicht eher Nachlaß, als bis du um Vergebung bittest.

O! rief Blamont: und alle seine Gesichtszüge wurden heiter, und freundlich: ist es nur das, gnädiger Herr? Er warf sich schnell vor dem beleidigten Bedienten auf die Knie, und bat um Vergebung. Dann sprang er auf, umarmte den Bauer, dankte dem Vikomte für seine Güte; und nun, als ob gar nichts vorgefallen sey, sprang er zur Thüre hinaus, und erzählte dem jungen Liancourt den Ausgang der Sache.

Der Kammerdiener brummte, der Vikomte sagte verdrüßlich: Danke dem Himmel, daß du so weit mit dem Burschen bist, und überdem sah er gar nicht aus, als ob er Unrecht hätte.

Nein, lieber Vater, sagte Caroline leise: so sah er gar nicht aus. Er sah aus so — so, ah so gut.

Der Eindruck, den Blamont auf Carolinen gemacht hatte, war nicht gering. Sie hatte kein Auge während des ganzen Vortrages von ihm gewandt. Da stand er so ruhig, so muthig Anfangs, die rechte Hand auf die Hüfte gestützt. Auf einmal flogen tausend Bli-

ße in seine Augen, seine Augen, seine Wangen wurden dunkelroth, seine Stimme bewegt. Nie hatte Caroline ein paar so blitzende Augen gesehen. Sie zitterte für ihn, sie wünschte, er möchte standhaft seyn, und nicht um Vergebung bitten, und doch zitterte sie, daß er ihren Vater aufbringen möchte. Sie warf einen Blick voll tiefen Verachtung auf dem Kammerdiener, wie er hinausgieng. Sie erschrack heftig, wie er wieder hereintrat. Sie vergaß sich sogar, sie klatschte in die Hände, wie er vor dem Kammerdiener auf den Knien lag; es verdroß ihr bitter, daß er bey dem ganzen Vorfall nicht einen Blick auf sie geworfen hatte, sie gieng auf ihr Zimmer, und immer sah sie noch seine blitzenden Augen, und das Gesicht voll unendlicher Freundlichkeit, und dann wieder das Auge voll Trotz. Sie sah ihn mit ihrem Bruder unten im Garten auf und nieder wandeln, und sie war schon ein paarmal Willens mit ihrer Arbeit hinab zu ihnen zu gehen; sie fürchtete nur, daß er es merken möchte, daß sie sich so lange, und so angelegentlich mit ihm beschäftiget hatte.

Dieß waren die ersten Ideen, woraus das Schicksal eine Liebe spann, die so lange dauern sollte, als die Herzen dieser beyden Menschen schlugen. Bey der ersten Gelegenheit,

und die Gelegenheit fand sich bald, sagte Caroline dem Burschen mit den blitzenden Augen, wie vielen Theil sie an seiner Begebenheit mit dem Kammerdiener genommen habe. O mein Gott! sagte sie; Ihre Augen, Blamont, blitzten wie Flammen. Ich würde gebebt haben wie ein Pappelblatt, wenn mein Vater mit mir so geredet hätte; und ich weiß nicht, ich habe mich nie so gefreuet, als wie Sie, trotz den Drohungen meines Vaters, so standhaft blieben. Ja, wenn alle Unglückliche solche Freunde hätten, wie Sie! Blamont hatte nie daran gedacht, daß seine That mehr, als ganz gewöhnlich sey; er fühlte das jetzt bey Carolinens Lobe anders. Eine sanfte wohlthuende Empfindung flog durch seine Seele, und diese Empfindung löste sich in Wohlwollen gegen Caroline auf. Er brachte Caroline noch einigemale auf diese kleine Begebenheit, an die er noch nicht wieder gedacht hatte, zurück. Carolinens Lob that ihm wohl. O, sagte der Schmeichler: ich sah es, wie vielen Theil Sie an dem Unglücklichen nahmen, den ich schützte. Ihr schöner mitleidiger Blick hätte jeden Menschen zu seinem Schutze aufrufen müssen. Es war die erste Lüge, die er sagte, und er brachte sie nicht ohne Stammeln und Erröthen hervor.

Jetzt fieng Blamont an, Carolinen eben so gut aufzusuchen, als ihren Bruder; allein hier fand er von Seite des Vikomte mehr Hindernisse, als er erwartet hatte. Caroline kam aus der Gesellschaft ihrer Mutter, und das auf ausdrücklichen Befehl ihres Vaters; und so blieb, wenn sie sich sahen, immer etwas Fremdes zurück, das jede Vertraulichkeit hinderte. Auf ihr Zimmer wagte er nicht zu dringen, weil das ausdrücklich verboten war. So gefällig auch der alte Liancourt in Absicht seines Sohnes war, so ungefällig war er hingegen in Absicht seiner Tochter: nicht, daß er etwa gefürchtet hätte, Caroline könnte je ihre Empfindungen dem Sohne eines Pächters zuwenden, daran dachte er nicht! allein er hielt es sogar für unschicklich, seine Tochter in der Gesellschaft dieses Burschens zu wissen. Beide junge Leute würden sich gewiß gänzlich vergessen haben, dann der ganze Eindruck, den sie auf einander gemacht hatten, hatte nur ihre Eitelkeit in Bewegung gesetzt, allein der Vikomte selbst gab dieser absterbenden Eitelkeit wiederum neue Kräfte. Schon fieng Blamont an, sich wieder an seine vorige Lebensart zu gewöhnen. Er wartete seine Stunden ab. Der Schloßgarten, den er eine Zeitlang zu seinen Taumelplatz gewählt hatte, wurde ihm wieder

zu eben, zu regelmäßig. Er durchflog wieder mit seinem Freunde das Gehölz, wo Berge zu erklettern, und Graben zu überspringen waren. Das Bild der kleinen Carolina verschwand ganz aus seiner Phantasie. Höchstens fiel sie ihm bei, wenn er den Kammerdiener erblickte.

Eines Tages, da Blamont seinen Freund zu Hause begleitete, trafen sie im Garten, durch den sie giengen, Carolinen. Deine Schwester, Liancourt! sagte Blamont, und wollte schon umkehren. Caroline verbeugte sich, und Blamont mußte doch einen Augenblick Stand halten. Jetzt wollte Liancourt beiden ein Beet voll Blumen zeigen. Sie giengen mit ihm ganz unbefangen, ja vielmehr fremd gegen einander. Bei dem Umbeugen in einer Allee stand der Vikomte auf einmal vor ihnen. Blamont bot eben Carolinen seine Hand, sie trat auf ihre Schürze, weil sie eilten. Caroline, sagte der Vikomte, geh auf dein Zimmer! Ich verbiete dir mit Blamont zu gehen. Ein Mädchen darf ihren Stand nie etwas vergeben. Geh! geh! — Alle drey errötheten. Caroline gieng zurück. Sie fühlte sehr tief, daß Blamont von ihrem Vater beleidiget war. Sie warf einen bittenden Blick auf ihn, sie sah, wie sie gieng, sich noch drei-

mal nach ihn um, und jedesmal freundlicher. Ihr Vater gieng neben her. Blamont war tief erschüttert. Noch nie hatte er mit Lebhaftigkeit an den Unterschied des Ranges gedacht, der ihn von der Familie des Vikomte trennte. Er fühlte den Abstand auf einmal, und mit einer so höchst bittern Empfindung, daß er die Hand vor die Augen schlug, und so einige Sekunden in sich verlohren mit dem demüthigen Gefühle der Beleidigung stumm da stand. Endlich sank die Hand langsam vor den Augen weg, aus denen große Thränen hervor funkelten, er warf einen Blick auf den jungen Liancourt. O Herr! du Liancourt! rief er mit einem zerschmetternden Tone, und dann gieng er langsam drei Schritte von ihm weg. Liancourts Augen standen voll Thränen. Er flog hinter Blamont her, schloß ihn von hinten in die Arme. O mein Blamont! rief er: ist das deine ewige Freundschaft, die du mir so oft zuschworst? Bin ich mein Vater? Lieb ich dich nicht? Kann dich jemand zärtlicher lieben, als ich? Hab ich dir je etwas verschwiegen? Bin ich nicht dein Bruder? O Blamont! Blamont! mein Freund! nenne mich nie wieder so, so verächtlich.

Blamont schluchzte jetzt an Liancourts Brust. Seine Eitelkeit war zu tief gedemü-

thigt, als daß ihn die Worte seines Freundes beruhigen konnten. Er wollte mit Gewalt fort, er wollte mit Gewalt allen Umgang mit dem jungen Liancourt aufheben. Nein! rief er: nein! mit welcher Empfindung willst du den Menschen deinen Freund nennen, den deine Schwester mit Verachtung behandelt!

Meine Schwester? dich? Blamont sey nicht ungerecht. Sahst du denn den Blick nicht, den sie auf dich warf, da mein Vater die unglücklichen Worte sagte? sahst du denn nicht, wie sie sich noch dreimal nach dir umsah? Waren das Blicke der Verachtung, so ist meine Empfindung gegen dich eben so gut Haß zu nennen. Nein Blamont! verzeih dem Vater der Liebe seiner Kinder wegen.

Eine ganze Stunde brachte Liancourt zu, ehe er Blamont beruhigen konnte. Dann schleuderten sie beide Arm in Arm, schweigend, nach dem Schloße zurück, Blamont gieng noch immer in dem Gefühle seiner gekränkten Eitelkeit, das Schnupftuch auf die Augen gedrückt nach dem Schloße zu. Caroline stand am Fenster. Dem armen gutherzigen Mädchen war die Beleidigung, die Blamont erlitten hatte, sehr nahe gegangen. Sie fühlte zwar keinen Verdruß von seiner Gesellschaft ausgeschlossen zu [illegible]yn. Denn daran war sie schon seit zwey

Jahren gewöhnt; allein sie wünschte doch Gelegenheit zu haben, ihres Vaters Unrecht wieder gut zu machen. Jetzt sah sie Blamont in der kummervollen Stellung in dem Arme ihres Bruders daher kommen. Sie wünschte, daß er aufsehen möchte; sie war entschlossen, ihm ein sehr freundliches Gesicht zu machen; allein er sah nicht auf. Seine Stellung erregte ihr Mitleiden noch stärker. Eben giengen sie unter ihrem Fenster durch. Sie wollte nun einmal den Antheil deutlich machen, den sie an Blamont nahm. Rasch warf sie ihm eine Rose, die sie in der Hand hielt, auf den Kopf. Blamont sah auf. Sie lächelte ihm zu mit aller Anmuth und Freundlichkeit, der ihr Herz fähig war. Blamont hob die Rose auf, preßte sie an seine Lippen, drückte sie in die wiederquällende Thränen, und steckte sie dann mit sprechender Pantomime an sein Herz. Die thränenvollen Augen des jungen Menschen lockten auch aus Carolinens Augen ein paar mitleidige Zähren hervor. Blamont sah es, warf noch einen seelenvollen Blick zu Carolinen hinauf, schlug die Hand über die Augen, drückte die Rose an seinen Mund, und verschwand.

In diesem Augenblicke geriethen alle Kräfte der Phantasie und des Herzens der beiden

jungen Leute in Bewegung. Caroline blieb den ganzen Abend im Fenster liegen, und ihre Phantasie schwärmte in dem süssen Spiele der befriedigten Eitelkeit umher. Blamonts Thränen waren um Carolinen vergossen. Die Trennung von der reizenden Caroline hatte ihn so erschüttert, nicht die Beleidigung ihres Vaters. Die Liebe zu Carolinen hatte diesen Kummer auf sein Gesicht gepflanzt, nicht die beleidigte Eitelkeit. Ihre Brust schlug stolz bei diesen Gedanken. Sie sah ihn, wie er jetzt zu Hause voll stillen Kummers da saß, an nichts, als Carolinen dachte, von nichts, als Carolinen träumte; sie sah ihn, wie der Schmerz, von Carolinen getrennt zu seyn, sein Herz zerriß, sie sah ihn, wie er allein aus ihrem Geschenk, aus ihrer Rose, die einzige Freude sog, der sein Herz fähig war, und zugleich setzte sich in ihrer Brust das unwiderstehliche Verlangen fest, den unglücklichen Jüngling wieder zu sehen, und wenn auch nicht von seiner Leidenschaft zu heilen, doch ihn von der Verzweiflung zu retten. Alle Thüren, wodurch die Liebe zu den Herzen eingeht, öffneten sich in des unbedachten Mädchens Brust. Der Weg, den der Vater verschliessen wollte, war geebnet, war mit allen lockenden Freuden besetzt. Caroline träumte nur die Nacht von

Zusammenkünften mit Blamont. Tausend Mittel lagen schon in ihrem Kopfe fertig, die Wachsamkeit ihrer Verwandten zu hintergehen, ehe noch ein Wort der Liebe mit Blamont gewechselt war.

Blamont befand sich beinahe in demselben Zustande. Auf dem Wege nach Hause warf er sich unter einer Weide auf die Wiese nieder, seine theure Rose, das kostbare Unterpfand der Liebe Carolinens, in seiner Hand. Er hatte die Beleidigung des Vikomte ganz vergessen. Seine Eitelkeit schwärmte auf einer andern Fahrt. Sie sah sich um, dachte er, dreimal mit diesem kostbaren Lächeln; und ich Thor, ich unbesonnener Thor, ich merkte es nicht! schon lange zeichnete mich dieser Blick, diese holde Freundlichkeit aus; und ich Blinder sah, und hörte nicht. O! was mag es dem zarten Herzen des edlen Mädchens gekostet haben, mir ihre Liebe mit diesem theuren Geschenke zu gestehen! O wie dank ich jetzt dem stolzen Vater, daß sein Stolz mir diesen Triumph verschafte! Und ich Blinder, ich merke nichts, und alle schon hatten ihre aufkeimende Liebe bemerkt. Ihr Vater merkte sie, und ich? ich allein? Seine Augen blitzten, seine Wangen glühten, seine Brust hob sich gewaltig. Jetzt erinnerte er sich der Worte des

Bruders; sie schienen ihm ebenfalls Carolinens Liebe zu bestättigen. Er sank in das Gras, schwärmte in die fernste Zukuuft hinaus; hielt seine Caroline in seinen Armen, küßte ihre rothen, frischen Lippen. Sein Auge brannte, seine Seele arbeitete gewaltsam, und aus seiner schöpferischen Phantasie goß sich ein Strom von heißer Liebe in sein Herz.

Spät und triumphirend kam er am Abend zu Hause. Er war fröhlich, wie ein König; er setzte seine Rose in Wasser, vertheidigte das Glas gegen den allerentferntesten Angriff, nahm es mit auf seine Kammer; kurz, er begieng alle Thorheiten, die jeder junge Mensch, wenn er liebt, einmal begeht. Am andern Morgen war er mit der Sonne auf, und in dem Liancourtischen Garten. Eine ganze Stunde lang, in der allerunbequemsten Stellung hinter einem Gebüsch sitzend, hatte er seine Blicke auf Carolinens Fenster geheftet. Jede neue Minute glaubte er eine Bewegung. O Himmel! o Erde! sie war es. Sie gieng hinter den Fenstern. Er sah ihre Gestalt. Sie war es. Sie kam an das Fenster. Der Busch bewegte sich gewaltig, an dem er sich hielt. Sie öffnete das Fenster. Sie stützte sich in dasselbe auf einen Ellenbogen. — O Himmel! war er sonst blind gewesen? denn so — so rei

zend hatte er sie nie gesehen. Ihre braunen Locken flossen ihr auf den weißen Schultern, und verhüllten allein die jugendliche Brust. — So sah er sie lange, immer entschlossen, fest entschlossen, hervorzutreten, und sich immer mehr hinter den Blättern verbergend.

Auf einmal, er wußte selbst nicht wie, wurde er hervor gerissen. Caroline erschrack. Sie trat zurück, ohne die Aussicht aus dem Fenster zu verlassen. Endlich kam eine weiße Hand aus demselben hervor, und zog es an. Nach einigen Augenblicken flog es wieder, wie von einem Stoße auf, und Caroline kam nach, und an dasselbe, aber angekleidet, zurück. Sie warf ein Papier hinaus, und machte dann das Fenster wieder zu. Blamont nahm das Papier auf, flog in den hintersten Theil des Gartens, las verstohlen die Worte: „Gehen Sie, Blamont, man könnte Sie bemerken.“ Er küßte die Buchstaben, bis sie verschwunden waren. Wie ein Trunkener gieng er durch Feld und Wald, stolperte über jede Wurzel, weil er immer noch im Gehen den Zettel las, und kam gegen Mittag erst zu Hause, wo Liancourt schon seit zwei Stunden auf ihn gehoft hatte. Letzterer eilte seinem Freunde mit der tröstenden Miene der Freundschaft entgegen. Er hatte alle Beweggründe auf dem

Wege hervorgesucht, seinen beleidigten Freund aufzuheitern; aber wie erstaunte er, da Blamont mit allen Zeichen einer wonnevollen Trunkenheit ihm um den Hals fiel, und Thorheiten trieb, die man nur einen vom Tode Geretteten verzeiht. Liancourt fragte nach der Ursache der Freude, und erhielt nun keine Antwort als Ausflüchte. Blamont fieng sogar an, seinen freudigen Ungestüm zu zwingen, und noch unbegreiflicher wurde er, da er an der Seite seines Freundes in stille Träumereyen versank, woraus ihn weder Fragen, noch Vorwürfe wecken konnten, bis er endlich von selbst aus den Träumen in fröhliche Possen übergieng. Nahe vor Pillon sagte er auf einmal: Aha! eh ich's vergesse, nimm doch deiner Schwester dieses Vergißmeinnicht mit! — Meiner Schwester? Lieber Blamont! — Nun ja; wir stritten neulich über das eigentliche Vergißmeinnicht. Ich versprach ihr eins zu bringen. Nimm es ihr mit; allein vergiß es nicht.

Liancourt sah seinem Freude noch lange nach, und schüttelte den Kopf. Er brachte Carolinen das Vergißmeinnicht mit Blamonts Auftrag. Das ist also das Rechte? sagte Caroline erröthend und verwirrt. Sie nahm es, und steckte es allein in ein Glas, und verbarg es wie eine Verrätherei.

Man kann leicht ermessen, was in Caro-
linens Phantasie für Bewegungen vorgehen
mußten. So schmeichelhaft es jedem Frauen-
zimmer seyn muß, geliebt zu seyn, um so
viel schmeichelhafter mußte es Caroliuen
seyn, von Blamont geliebt zu werden. Bla-
mont war ein schöner, männlich schöner Jüng-
ling; darüber waren alle weibliche Stimmen
in Chattillon, in Pillon und Mangienne eins.
Welch ein reizender Junge! so hatte Caroli-
nens Mutter hundertmal gesagt, wenn Bla-
mont sich sehen ließ. Oh, Oh! rief die Zofe
der gnädigen Frau dann auch, und küßte mit
Innbrunst die Spitzen ihrer Finger; zum küssen,
gnädige Frau. Markisinen und Herzoginen wür-
den sich in Paris um ihn reißen! — Ach! so
einen Mann zu haben setzte die zweite Kammer-
jungfer der Vikomteß mit einem Seufzer hin-
zu, und sah mit verliebten Augen hinter Bla-
mont her. Der alte Vikomte blickte den jun-
gen Blamont oft lange und starr an. Der Bu-
be! rief er dann; bey Gott! kein Marschall
von Frankreich kann einen stolzeren Gang, ei-
ne edlere Stellung haben, als dieser Pächters
Sohn. Der Prior lächelte dann. Ja, ja, Herr
Vikomte, er beherrscht mit einem Blick sein
ganzes Geschlecht; allein dafür wohnt auch in
seiner Brust ein unendlich edles, und stolzes

Herz. Ich versichere Sie, er würde auch mit keinem Marschall des Königreichs tauschen.

Und von diesem Jünglinge war Caroline geliebt, von diesem Jünglinge, um den Herzoginen sich reißen würden, von diesem Jünglinge, der mit keinem Marschall tauschen möchte. O wahrhaftig, man muß es ihr verzeihen, wenn sie da an ihrem Tischchen sitzt, den weissen Arm läßig auf ihre Stickerey lehnt, und mit einem triumphirenden Lächeln dann denkt, daß Blamont sie liebt, und das süsse Gift der Liebe in das feinste Gewebe ihrer Seele einsaugt. Und wie geliebt? O Himmel! ihr Herz pocht bei diesem Gedanken stolzer als je in ihrem Leben. Dieser Jüngling, der in einem Gebüsch verborgen, gegen ihren Fenster über, und harrt geduldig Stunden lang auf einen ihrer Blicke. Carolinens Lächeln hebt den stolzen Jüngling in den Himmel, ihr Ernst stürzt ihn in die Hölle. Ihre Augen funkelten vor Freude bei diesem Gedanken, ihre Brust fängt sich sanft zu heben an, ihre feinen Lippen öffnen sich, um die Seufzer der Freude und der Gegenliebe leise zu verhauchen. Langsam geht sie zu ihrem Vergißmeinnicht. Sie drückt es an ihren Mund, sie preßte es an ihr wallendes Herz; sie versinkt über diesem theuren Unterpfande seiner Liebe in süsse Träume, in

welchen sie sich ihm ganz hingiebt, in welchen sie in seine Arme, an seine Lippen sinkt. Was kann Blamont noch von ihr bitten? Er hat alles. Sie ist sein. Sie trägt dem Jüngling ihre Liebe, ihr Herz, ihre Hand entgegen. Sie nennt ihre Liebe, ihren Stolz, ihren Triumph; sie denkt nur an ihn.

In diesem Augenblick der süssen betäubenden Schwärmereyen hört Caroline Blamonts Stimme im Garten. Sie erschrickt, ihr Herz wallt heftig; sie fliegt ans Fenster, öffnet es. Carolinens Blick trifft seinen. Die beiden Blicke vertauschen ihre Herzen ohne Worte. Sie lächelt herab mit dem sehnsuchtsvollen, freundlichen, matten, wehmüthigen Blicke, den nur die Liebe allein machen kann, die erste jugendliche Liebe eines heißen Herzens. Blamont lächelte hinauf, den Blick der Liebe mit Triumph gemischt, und legt die Hand fest auf sein Herz. Seine Seele liegt in seinen Augen, die er zu Carolinen empor hebt. Das war ein Augenblick. Dann legt er die Hand auf die Stirne, sein Haupt sinkt auf die Brust. Aus Carolinens Augen stohlen sich ein paar Thränen. Sie legt die Hand auch vor die Stirn. Sie seufzt, weil er seufzt, sie weint, weil sie ihn traurig sieht. So sehr eins waren jetzt schon ihre Herzen in ihren Empfindungen.

Am andern Morgen war Caroline mit dem ersten Sonnenstahle auf. Sie flog in ihre Kleidung, dann lauerte sie hinter der Gardine weg durch eine Fensterscheibe. Der liebende Jüngling lag schon in seinem Gebüsch dem Fenster gegenüber. Caroline erröthete. Sie öffnete langsam das Fenster, legte sich hinein, betrachtete mit Aufmerksamkeit jede Gegend des Himmels und des Gartens, nur den Theil nicht, wo Blamont lag. Sie sumsete ein Liedchen, als ob sie von nichts wüßte, nichts ahnete; gieng zurück, that ein Paar Griffe auf der Harfe, und setzte sie schnell wieder hin, weil ihr Mädchen fragte: Mein Gott! sind sie schon auf? stellte sich mit einem Buch ans Fenster, so unbefangen; und die Brust war dem armen Mädchen wie in einem eisernen Reifen geklemmt. Sie wollte umblättern, und hätte beinahe das Blatt zerrissen, so wenig war sie ihrer Hand mächtig. Sie schlug das Buch zu, holte ihr Vergißmeinnicht, steckte es am Fenster vor ihren Busen, und alles das in der Absicht, daß Blamont glauben solle, sie merke ihn nicht. Und noch seltsamer. Blamont glaubte das wirklich. Es verdroß ihn, daß sie nicht einen Blick in die Gegend warf, wo er verborgen war. Endlich kam er hervor. Caroline winkte mit der Hand weg, riß das Fenster zu, und verschwand.

Blamont gieng, und wußte nicht, ob er sich freuen, oder betrüben sollte. Er überlegte lange daran, und seine ganze Seele schwamm schon längst in einer unsäglichen Wonne.

Der Herr du Liancourt ahnete von allen diesen nichts; denn Caroline befolgte ja seine Befehle, und selbst genauer, als er es verlangte. Trat Blamont mit dem jungen Liancourt ins Zimmer, und Caroline war von ohngefähr gegenwärtig, so überzog eine hohe Scharlachröthe ihr Gesicht. Sie verließ das Zimmer unter dem ersten Vorwande. Eben so angelegentlich vermied auch Blamont Carolinen. Desto fleißiger aber wurden die Morgenunterhaltungen fortgesetzt. Kein Sturm, kein Regen, kein Gewitter hielt Blamont zurück. Er war mit Sonnenaufgang auf seinen Posten, und Caroline am Fenster; und Caroline noch einmal so freundlich, wenn es regnete. Das waren nicht die einzigen Gelegenheiten, wo sie sich sahen. Sonntags fuhr Caroline mit ihrer Mutter nach Chatillon in die Messe. Richtig traf Caroline allemal ihren Freund daselbst. Nach der Kirche traten Mutter und Tochter einen Augenblick bey dem Prior ab. Auch hier schien Blamont das geliebte Mädchen zu vermeiden. Er wagte es zwar einmal, sie anzureden; allein Carolinens Zustand wurde durch die Paar Worte,

die er ihr sagte, so auffallend, und er selbst wurde von seinen Empfindungen so heftig überrascht, wie er das geliebte Mädchen so nahe vor sich stehen sah, wie ihr Athem seine Wange berührte, der stille Blitz in ihrem Auge in sein Herz fuhr, daß er das Gespräch sogleich abbrach, und nie wieder eins wagte. Er gieng nun jeden Sonntag durch das Zimmer, wo Mutter und Tochter standen; legte still einen Blumenstrauß auf's Fenster, oder auf den Tisch, oder auf den Bettaltar des Priors, und verließ dann sogleich das Zimmer. Das erstemal legte er den Strauß mit einem bedeutenden Blick auf Carolinen nieder. Sie verstand den Blick. Sie nahm den Strauß heimlich weg, und legte den ihrigen an seine Stelle. So wechselten sie Sonntag vor Sonntag ihre Blumensträuße. Caroline und Blamont bewahrten die Sträuße wie Reliquien. Die Mutter fand einmal bey Carolinen die Menge Sträuße, die einen Kalender der Liebe enthielten. Caroline vertheidigte ihre verwelkten Blumen aus allen Kräften. Die Mutter lachte, und erzählte in Gegenwart des Priors Carolinens kindischen Einfall, alle ihre Blumensträuße aufzubewahren. Das thun fast alle jungen Leute, antwortete der Prior gutmüthig: denn mein Louis hat eine Sammlung von welken Blumen, die er

sogar allen frischen vorzieht. Caroline wurde roth, wie eine Purpurrose. Der alte Vikomte lachte sie aus, und merkte nichts. Caroline dankte dem Himmel, und die Blumen waren ihr seitdem lieber als je. Und wahrlich, diese Blumen gaben allein beider Liebe Nahrung; sie erhielten die Verbindung ihrer Herzen immer lebendig, und jeden Sonntag wurde die Liebe durch frische Blumen angefrischt.

Dennoch hätte endlich diese so sonderbar unterhaltene Liebe sich in sich selbst verzehren müssen, wenn nicht ein Zufall beider Herzen und Phantasien einen neuen und reichen Strom von Nahrung zugeführt hätte. Der Herbst näherte sich. Die fröhliche Weinlese war. Auf der Höhe von Mangienne besaßen die Abtey und der Vikomte einen gemeinschaftlichen Weinberg, den sie verpachtet hatten. Der Pachter lud den Vikomte und den Prior nach der Lese zu einem kleinen Feste, das er seinen Leuten gab, ein. Der Vikomte fuhr mit seiner Familie dahin ab. Der Prior gieng mit Blamont auch nach dem Weinberge. Mit Herzpochen zog sich Caroline an, denn, dort sollte sie ihn sehen, einen ganzen Tag lang sehen und sprechen, ach! und gar vielleicht, wenn es ihr Vater erlaubte, mit ihm tanzen. Sie zog sich sorgfältig und reizend an. Nun saß sie im Wagen; sie redete nicht

ein Wort; nur von Zeit zu Zeit brach ein Seufzer, den sie jedesmal, wie Tasso sagt, in der Mitte entzwei brach, aus ihren reizenden Lippen. Das Auge ihrer Mutter hieng mit Wohlgefallen auf ihrem Kinde. So schön war Caroline noch nie gewesen. Ihre Augen strahlten, ihre Wangen waren in die schönste Rosenfarbe getauscht.

Der Prior gieng mit Blamont ab, und er mußte mit jedem zehnten Schritte rufen: Nun Louis, mein Gott, lauf nicht so entsetzlich! Wie sie aber Mangienne, wie sie das Pachthaus erblickten, des Vikomte Wagen sahen, so schlich nun Blamont wieder so entsetzlich, als er vorher gelaufen war. Zitternd stieg er den Weinberg hinan. Er mußte stehen, um Athem zu schöpfen. Caroline gieng, sobald sie ihn erblickte, in das Pachthaus, und drückte mit sellsamen Blicken die Tochter des Pächters in ihre Arme. Mit einer ungewöhnlichen Bescheidenheit grüßte Blamont die Gesellschaft. Wahrhaftig, sagte der Vikomte zu dem Prior: der Bursche, der Blamont wird alle Tage hübscher. Sehen Sie die lebendige Farbe seines Gesichts, und zugleich das Sanfte, das Gütige, das Bescheidene in seinen Augen, das er seit einiger Zeit hat. —

Er wird ein Mann, sagte der Prior: das

Knabenfeuer ist verraucht, und sie kommen ja die Jahre, Herr Vikomte, wo das Herz zu fühlen anfängt. Man sieht aus wie ein Grillenfänger, und handelt auch so.

Und ist glücklich lieber Freund, troz aller Grillenfängerey.

Jezt da Caroline ihren Vater hinter der Hausthür her mit dem Prior, und ihre Mutter mit der Pächterin beschäftiget sah, wagte sie es mit einer hohen Röthe und ungewissen Schritten hervorzutreten. Sie war in einem tiefen Gespräch mit der Tochter des Pächters. Das Mädchen aber antwortete nicht ein Wort, denn sie verstand schlechterdings nichts von allem, was Caroline sagte. Sie machte ganz von weiten Blamont eine tiefe Verbeugung: Blamont dankte eben so aus der Ferne her, ohne sich einen Schritt näher zu wagen.

Sie waren beide schon zwey Stunden zusammen, ohne ein Wort gewechselt zu haben. Blamont schlich sich auf eine seltsame Weise zwar näher; auf eine seltsame Weise: denn er redete auf dem Wege von zehn Schritten, die Caroline von ihm entfernt war, wenigstens mit zehn Menschen, redete jeden mit einer Miene an, als ob er eben zuschlagen wollte; gieng ohne eine Antwort abzuwarten, einen Schritt weiter, weil eben der Vikomte nicht

hersah. Carolinen brannten die Fußsohlen. Sie wollte sich ebenfalls gern nähern, und es war, als ob an ihren Füssen Blei hienge. Endlich kam er Carolinen einen Schritt weit nahe. Da sah gerade der Vikomte her. Caroline gieng gegen Norden, Blamont gegen Süden, und wieder waren zehn Schritte zwischen beiden. Blamont verzweifelte daran, den Raum zwischen Carolinen und sich vor Abends noch einmal auszumessen. Mutter und Vater merkten nichts, wahrhaftig sie mußten blind seyn. Des Pächters Tochter wollte sich heimlich zu Tode kühern über Blamont und Carolinen.

Man tanzte endlich. Neue Schwierigkeiten: Blamont hätte seinen Fuß darum gegeben, wenn er einmal mit Carolinen hätte tanzen können; allein er trauete dem Vikomte nicht, und hatte es Ursach; denn sein Gewissen sagte ihm, daß er ihn betrügen wollte. Er tanzte mit Pächters Süsetten, mit einigen Bäuerinnen, und wenn Caroline sogar in der Tour mit ihm tanzen mußte, so wagte er es kaum, ihre Hand fest zu halten. — Caroline hatte einmal mit des Pächters Sohn getanzt. Der Tanz war geendigt, und sie stellte sich neben ihre Mutter, und sah dem Tanze zu. Auf einmal nahm der Vater sie bei den Schultern, drehte sie zu sich um, und sagte: Man muß Niemanden die

Freude verderben. Du mußt tanzen, Caroline! Blamont! — O Vater, sagte Caroline errö-thend. Was ich dir erlaube, das setzt dich nicht herab. Blamont! Langsam kam Blamont. Der Vater gab ihm Carolinens Hand. Hier, Bla-mont! tanze; aber erhitzt euch nicht.

Wie war in diesem Augenblick dem Jüng-ling: Er hielt Carolinens weiche Hand in sei-ner, fühlte sie in der Seinigen beben, und ein Zittern ergoß sich durch alle seine Glie-der. Langsam führte er auf den Platz. Man reihete sich, die Musik erhob sich. Blamont nahm Carolinens Hand, und tanzte. Er wag-te sie kaum zu berühren. Mit jedem Takte aber wuchs seine Dreistigkeit. Er drückte ihre Hand, und fühlte einen sanften Druck von der ihrigen. Der einzige Druck goß auf einmal Leben in sei-ne Glieder. Jetzt schlang er seinen Arm um ihren schlanken Leib. Caroline lehnte sich an sei-nen Busen, ihre Hand auf seine Schulter ge-drückt, so tanzte er lansam, und immer langsamer mit seiner schönen Last hinab. Ein Glück war es, daß eben der Vikomte mit dem Prior in einem ökonomischen Gespräche begriffen war, und Mu-sik und Gelächter überschrie, sonst hätte er se-hen müssen, was alle sahen, und worüber ein so lautes Gelächter entstand, daß diese Tour, die Blamont mit Carolinen eben tanzte, trotz

alles Winkens der Andern, kein Ende nehmen wollte. Er hielt Carolinen in seinen Armen, bewegte keinen Fuß mehr, und die Musikanten wußten nicht, ob sie fortspielen sollten, oder aufhören.

Susette schlug ein schallendes Gelächter auf. Blamont besann sich. Der Tanz gieng auf's neue an, und Blamont nahm sich, kleine Vergessenheiten abgerechnet, ganz wohl in Obacht. Und dennoch, dennoch trotz diesen vertrauten Situationen hatten sie noch kein Wort gewechselt. Nach dem Tanze gieng Blamont, um sich zu erholen ins Gebüsch. Hier warf er sich im Uibermaß seiner seeligen Empfindung auf den Boden. Seine Augen standen staar, sein Körper war ohne Bewegung. Man hätte ihn für eine Bildsäule halten können. Seine Lebenskräfte hatten sich alle in einen Punkt gezogen. In seiner Brust war aller Menschen Glück. Wie viel ist eine solche Minute werth!

Caroline tanzte noch, wie eine Automate. Die kleinste Veränderung der Tour verwirrte sie. Man zerrte sie mehr, als sie tanzte. Sie warf sich nach dem Tanz auf eine Bank vor dem Hause, lehnte den Kopf hinten über, und verlohr sich selbst in einen Sturm von Empfindung. Da saß sie theilnahmlos bis gegen den Abend. Es wurde kühl. Die Alten giengen

in das Zimmer, und schwatzten bey einer Flasche Wein von der Lese: Die jungen Leute blieben zusammen in der Küche *), wo sie sich um das Kamin hersetzten, um Märchen und Gespenstergeschichten zu erzählen. Caroline saß an den einem Ende des Kamins, Blamont am andern Ende, noch immer in sich verloren. Man wollte Carolinen aus ihrer Zerstreuung wecken, und Caroline, um die Zerstreuung zu verbergen, nahm das Blasrohr **), und blies das Feuer an, Blamont betrachtete sie mit brennenden Blicken, wie sie die schönen Lippen auf das Blasrohr drückte. Er nahm ihr die Röhre aus der Hand, legte seine Lippen, mit einer auffallenden Wollust in seinen Blick, auf den Ort, wo Carolinens Lippen geruht hatten. Er preßte seine Lippen auf das fühllose Eisen; schien die Küsse, die Caroline dem Eisen gegeben hatte, mit seinem Munde wegzusaugen.

Eine recht schauerliche Gespenstergeschichte, die Liancourt erzählte, zog die Aufmerksamkeit

---

*) Die Küchen in den meisten Häusern in Frankreich aus den untern Ständen sind, was bei uns die Wohnzimmer sind.

**) Souffloir, eine eiserne Röhre, das Feuer anzublasen.

der ganzen kleinen Gesellschaft auf sich, nur allein Carolinens Aufmerksamkeit nicht. Ihr heiterer Blick war allein auf Blamont geheftet, und auf das süsse reizende Spiel seiner erfinderischen Liebe. O wie gern hätte sie die Küsse empfangen, die er dem Eisen gab! Sie nahm ihm die Röhre aus der Hand. Sie warf einen Blick voll holder Freundlichkeit, voll Dankbarkeit auf Blamont, dann drückte sie einen sanften Kuß auf die Spitze der Röhre. Blamont verschlang das Schauspiel mit vor Freude leuchtenden Augen. Er konnte sich nicht mehr halten, er vergaß daß er Zeugen hatte. Er beugte ein Knie zur Erde nieder. Schnell schüttelte Caroline mit dem Kopfe, und warf einen unruhigen Blick auf ihn. Er beugte sich geschwind über das Feuer, schob einen Brand in die Flamme, der vor Carolinens Füssen lag. Mit einem Blick voll Wehmuth stand er auf, verließ die Küche, und gieng, sich von den ihn überwältigenden Empfindungen zu erholen.

Sie haben noch kein Wort geredet, zwanzig Augen bewachen ihre Bewegungen, und dennoch lehrt die Liebe sie unbemerkt Küsse wechseln, Küsse, die süsser sind, als die, welche befriedigende Liebe giebt. Jetzt trat der Vikomte in das Zimmer. Der Wagen fuhr vor.

Caroline nahm Abschied, in einem Winkel gedrückt stand Blamont. Alles begleitete den Edelmann an den Wagen, nur Blamont nicht. Er folgte Carolinen mit den Augen. Sie sah ihn flüchtig an, seufzte und gieng. Langsam schlich er an die Küchenthüre. Mein Führer, rief Caroline. Sie öffnet die Thüre der Küche wieder, und steht vor Blamont, der eben hinaus will. Caroline! seufzt er, mit einem so wehmüthigen Tone, der sie überwältigte. Sie sah ihn an, scheu, zitternd, ängstlich hob sie ihre Hand. Er breitete die Arme aus. Sie sank hinein; ihre Lippen berührten sich heiß, flüchtig. Caroline stürzte zurück, in den Wagen. Der Wagen rasselte dahin. Caroline saß da wie betäubt, und Blamont umfaßte den Thürpfosten. Es war, als ob die Erde unter ihm schwankte.

O Natur! wie unerschöpflich ist dein Reichthum! wie vielfach die Banden der Liebe! womit du die Menschen umschlingst. Caroline und Blamont kennen sich kaum; sie haben sich kaum dreißigmal gesehen; haben kaum so viel Worte gewechselt, als sonst zwey Menschen nöthig haben, um sich als Bekannte zu grüssen; und dennoch sind ihre Herzen eins, ihre Empfindungen in einander verschmolzen. Blamont würde sich für Carolinen, die er nicht

kennt, in den Schlund der Hölle stürzen, wenn ihr Wink es geböte; Caroline würde ihn durch ein stürmendes Meer, durch gräßliche Wellen folgen, wenn er darum bäte. Wie heißt das Band, womit du diese zwey Herzen zusammen knüpftest? Ein Zufall leitete Blamonts Empfindung auf Carolinen; ein Zufall machte Blamont zum Gegenstande von Carolinens erwachten Herzen. Eine Unbesonnenheit des Vaters führte sie zusammen, die Eitelkeit knüpfte das Band, die Furcht vor dem Vikomte befestigte es. Der Kuß, der einzige Kuß, den Caroline Blamont gab, ertheilte der Empfindung eine unendliche Stärke. Und dennoch, dennoch würde diese Liebe, so riesenstark sie war, von der Zeit und von der Vergessenheit wieder eingeschläfert worden seyn, wenn nicht eine kleine Unbesonnenheit der Mutter, oder vielmehr ein Zufall die Liebenden gelehrt hätte, alle Hindernisse, welche den Stand ihrer Liebe in den Weg gelegt hatte, zu übersteigen.

Blamont und Caroline sahen sich in mehreren Tagen gar nicht. Zwar brannte der erste Kuß noch immer in ihrer Seele noch; zwar war Blamont noch manchen Morgen im Gebüsch dem Fenster seiner Caroline gegen über. Nicht alle Morgen mehr, denn Liancourt hatte

seinem Freunde ganz leise zu verstehen gegeben, daß seine Morgenbesuche im Garten die Domestiken des Hauses beschäftigten. Der Gärtner hatte sie gemerkt. Er unterließ sie also, und mußte sie unterlassen, da der Busch nicht Blätter genug hatte, ihn zu verbergen. Die sonntäglichen Besuche ausgenommen, sahen sie sich also gar nicht mehr; und diese einzige, diese letzte Hofnung wurde auch durch den herannahenden Winter zerstört. Je heisser Blamont liebte, um desto mehr fürchtete er den Vater seiner Caroline. Er kam seltener mehr nach Pillon. Liancourt desto öfter nach Chatillon. Die einzigen Nahrungsmittel ihrer Liebe waren nun ihre stillen Träumereyen, die das Herz und die Phantasie nach und nach abmatten! zwar fand die Liebe Beyder anfangs in diesen süssen Träumen Nahrung genug. Caroline saß ganze Tage auf ihrem Kabinet, an den Stickrahmen, oder an ihrer Nätherey, oder an einem Buche, ohne einen Stich zu thun, oder einen Buchstaben zu lesen. Sie saß da mit finstern Blicken, das Köpfchen auf die Brust gesenkt, sah auf eine Stelle, redete wenn sie nothwendig reden mußte, mit einem kranken gelassenen Tone, lachte sehr wenig, verbot ihrem Mädchen zwar nicht, Possen zu treiben; aber sie verzog auch keine Miene zum

lachen. Eben so für sich gieng sie auch in den Alleen des Gartens auf und nieder; sie nahm an nichts Theil. Ein neuer Anzug von Paris kam an, wurde besehen, probirt und weggelegt. Sie konnte sich ja nicht für ihn schmücken. Die Mutter ward besorgt, sie fragte einen Arzt; der nannte die Krankheit Trägheit, und schob sie aufs Wachsen. Ach, dachte das arme Mädchen lächlend bey diesem Urtheile: so gebe Gott, daß ich beständig wachsen mag! denn die Krankheit däuchte ihn so süß.

Fast eben so gieng es dem armen Blamont. Hundertmal hörte er täglich Vorwürfe seiner Eltern, des Priors, seines Freundes, daß mit ihm gar nichts mehr anzufangen sey. Er gieng wie in einer halben Schlafsucht umher. Seine liebsten Unterhaltungen hatten allen Reiz für ihn verlohren. Anfangs glaubte der Prior, er studire so fleißig, weil Blamont sich ganze Tage auf der Bibliothek verschloß. Er zog auch jedesmal einen Folianten hervor, schlug ihn auf, und versank dann in Träume, die Niemand störete. Indeß ertappte der Prior ihn ein paar Tage hindurch über einen griechischen Kirchenvater, der nur ein Figurant auf der Bibliothek war, weil Niemand in Chatillon griechisch verstand; und nun schüttelte der Prior über Blamont bedenklich den Kopf. Seine Eltern meinten,

daß seine Krankheit Gelehrsamkeit ware. Ach! Gelehrsamkeit war es nun nicht; es war noch immer Carolinens Kuß, der ihn krank machte.

Nach und nach ließ denn doch die ermattende Phantasie der Beyden die Flügel sinken. Durch sie war alles gethan worden, was je in Romanen geschrieben steht. Blamont hatte Carolinen hundertmal entführt, aus Feuer und Wasser gerettet, sie dem Vater abgetrotzt, und abgebettelt, war geadelt, war Minister, Liebling des Königs gewesen, hatte die halbe Welt als Marschall von Frankreich eingenommen, Länder entdeckt, um Carolinens Hand zu erhalten. Caroline hat die Hand von zehn Marquis und Herzogen ausgeschlagen, war schon hundertmal dem Tode aus Liebe nahe gewesen, war schon zwanzigmal wirklich gestorben, und hatte dann mit frohem Herzpochen angesehen, wie ihr Vater an der einen Seite ihres Sarges jammerte, ihr Blamont an der andern Seite sich ermordete. Sie war schon dreymal als Bettlerin mit Blamont um die Erge gegangen, hatte schon unendlich oft mit ihm als eine Bäuerin in einer kleinen Hütte, verborgen der ganzen Welt, gelebt. Kurz, die Phantasie konnte nichts Neues mehr erfinden, und die Einsamkeit fieng beyden an ein wenig langweilig zu werden. Hätten sie nur einen

Vertrauten gehabt, denn sie ihre Opfer, welche sie der Liebe brachten, hätten erzählen können, so wäre die Eitelkeit, die Phantasie doch noch eine Zeit lang zu unterstützen im Stande gewesen; allein auch der Vertraute fehlte. Die erste Liebe ist so verschwiegen, wie das Grab. Caroline fand Niemanden, den sie sich mittheilen konnte. Blamont hatte zwar seinen Liancourt; er nahm sich auch wohl vor, ihm seine Liebe zu entdecken; allein das Wort erstarb ihm auf der Zunge, wenn er ohne allen Anlaß davon anheben sollte, und Liancourt jung und leichtsinnig, fragte nicht, weil er nichts ahnete. Kurz, die Flamme, welche der erste Kuß entzündet hatte, fieng an schwächer zu werden. Caroline hörte auf, so gewaltig zu wachsen, und Blamont so gewaltig gelehrt zu seyn. Eine Reise von einem Jahre würde den ganzen Handel geendiget haben. Das Schicksal hatte es anderst bestimmt.

Blamont fieng jetzt wieder mit mehr Ruhe an seine Geschäfte zu treiben. Die Schwärmerey war ihm zwar zur Nothdurft geworden, und er ward nun ein Schwärmer in der Freundschaft. Er schloß sich mit immer wachsender Innigkeit an den Bruder seiner Geliebten, die er so selten sah. Sie studierten jetzt eifriger zusammen, als jemals. Blamont

wollte sich mit Gewalt für jedes Fach geschickt machen, um dem Glücke mit Verdienst und Mühe das abzutrotzen, was die Geburt ihm versagt hatte; denn noch immer lag die Liebe bei ihm im Hinterhalt. Er kam jetzt zuweilen wieder nach Pillon, ohne Carolinen, als nur höchst selten, zu sehen, und dann doch nur in der fürchterlichen Gegenwart beider Eltern. Der alte Vikomte hatte ihn so lieb gewonnen, wie ein Mann aus einer alten Familie den Sohn eines Pächters lieben kann. Er war nicht mehr der stolze, wilde Junge, der dem Vikomte ins Angesicht widersprach; er war ein bescheidener Jüngling, der durch seine Demuth, und durch einen männlichen Ernst die Ehre verdiente, in dem Hause des Vikomte aus- und einzugehen.

So befand sich einmal Blamont mit dem Prior bei dem Vikomte. Wer ist denn von euch beiden der Größte? fragte der Vikomte. Stellt euch einmal, Rücken an Rücken so! Liancourt war zwei Finger breit höher als Blamont. In dem Augenblick traten Caroline und ihre Mutter ins Zimmer. Meine Kinder wachsen mir über den Kopf, sagte der Vikomte: sowohl Liancourt als Carolina. Ich glaube, Caroline wird dem Blamont nicht viel an Größe nachgeben. Vier Finger breit we-

nigstens, meinte der Prior. Der Vikomte bestritt das. Komm her, Caroline, stell dich einmal hinter Blamont. Caroline zögerte. O Mädchen! fort! ich will euch messen. So! Er schob sie mit beiden Händen hart aneinander. Ein Schauer durchfloß beide, wie sie sich berührten. Sehen Sie, lieber Prior, sehen Sie, da fehlt gar nichts. — Wenn Sie Carolinens Frisur mitrechnen, sagte der Prior. Nein! nein! ohne Frisur. Dreht euch um Kinder! nun dreht euch! Gesicht gegen Gesicht! Nun zum Henker, stellt euch lieber eine Meile aus einander! dicht, dicht zusammen. Nun sehen Sie, Prior! die Stirnen dicht zusammen! so steht doch grad auf, und dicht zusammen! Sehen Sie, nicht zwei Finger ist er größer als Caroline! Nun! nun ists gut, kleine Närrin! nun ist's gut!

Allein Herr Vikomte, es ist nicht gut! es ist wahrlich nicht so gut, wie Sie meynen. Zwei Menschen, deren Herzen noch heimlich für einander schlagen, in eine solche Stellung zu bringen, daß Stirn an Stirn liegt, Athem mit Athem sich mischt, und beinahe ein Kuß wird. In einer solchen Stellung, daß Blamont des Mädchens Herzenschläge mit seiner Brust auffängt; mit seiner Brust, die sich gewaltsam hebt, und die Unruhe dem Busen des

Mädchens mittheilt. Es ist nicht gut! Wo hatte der Vikomte die Augen, daß er die Veränderung, die mit Beiden in diesem Momente vorgieng, nicht bemerkte? Er setzte sich ruhig wieder zu dem Prior. Caroline mit allen Zeichen einer innern heftigen Bewegung, gieng ans Fenster, Blamont drehete sich gegen die Wand, und taumelte dann beinahe zur Thüre hinaus in den Garten. Die Mutter warf einen ahnenden Blick auf ihre Tochter. Ihr entgieng die glühende Röthe ihrer Wangen, die dunkelfunkenden Augen, die heftige Bewegung des Flors um ihren Busen nicht. Sie schüttelte wirklich den Kopf mit einer sehr bedenklichen Miene, da sie zwei Stunden nachher ihre Tochter in ihrem Kabinette, den Kopf auf die Hand gestützt, noch mit eben der Farbe, mit eben den Augen, in eben der gewaltsamen Bewegung, in sich versunken, antraf. Ei nun, dachte sie, eine halbe Stunde darauf, es ist nichts, sicher nichts. Sie sehen sich ja kaum jeden Monat einmal, und immer unter meinen Augen. Sie ließ es gut seyn, und vergaß es. Thörichte Mutter!

Ein neuer Sturm ergriff beider Herzen. Die Phantasie erhob die ungeheuren Flügel wieder. Ein reiner frischer Lebensstrom floß, wie zuvor, durch die abgestorbenen Gefühle.

Blamont saß da wieder, versenkt in neuen Träumen. Er fühlte noch immer Carolinens Busen an seinem, ach so lebendig, sich heben. Ihr warmer, liebevoller Athem brannte immer an seinen Wangen. Ach die Stellung war so schön; seine Phantasie flog umher nach Mitteln, Carolinen wieder zu sehen, sie so wieder zu sehen, so an ihre Brust gedrückt, so vertraulich, so eng, so nah. Die Morgenbesuche hoben wieder an, und es war des Vikomte Glück, daß dieß im Winter vorfiel. Er mußte früh gehen, um nicht entdeckt zu werden. Ach es entdeckte ihn Niemand; aber auch seine Caroline nicht. Die Besuche fielen weg, sie waren vergebens.

Schlag auf Schlag! ein Monat war hingelaufen seit jenem Tage des Messens, und Blamont war wieder ruhiger. Liancourt ist bei Blamont in Chatillon. Blamont sitzt da am Tisch, die Stirn in die Hand gelegt, und träumt. Liancourt, um seinen Freund zu erheitern, setzt die Haube von Blamonts Mutter auf, und treibt Possen. Blamont wird heiter. Liancourt beredet Blamont, Weiberzeug anzuziehen. Blamont kleidet sich wie eine junge Bäuerin an. Excellent, o excellent! ruft Liancourt, zum küssen! Man sinnt auf neue Possen. Blamont mahlt sein Gesicht ein wenig, übt sich einige Augenblicke in der Spra-

che, in seiner ganzen Rolle, und nun geht er zu dem Prior auf die Abtey hinüber. Er läßt sich bei dem Prior melden. Niemand kennt ihn. Er geht ins Zimmer. Was willst du, mein gutes Kind? fragte der Prior: Blamont sagt mit allem möglichen Ernst: Ich bin aus Languion, Ihre Hochwürden; die Tochter des reichen Maire. Mein Vater will mich zu einer Ehe zwingen, mit einem Manne, den ich nicht lieben kann. Uiberdem, Herr Prior, Blamont nahm die Schürze vor das Gesicht, um verlegen zu scheinen, über dem ist mein Herz schon verschenkt an einen jungen Menschen, den ich liebe. Ich bin meinem Vater entflohen, Herr Prior, und ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen.

Der Prior erröthete, wurde verlegen, aber noch verlegner wurde er, da in diesem Augenblick der Vikomte ins Zimmer trat. Blamont erröthete jetzt, er fieng an zu zittern. Er hatte den Vikomte eben so wenig erwartet, und das gab seiner Rolle noch mehr Natur. Der Prior räusperte sich, ward roth, das Mädchen zog sich zurück. Der Vikomte sah bald das Mädchen, bald den Prior an. Was giebts hier? fragte der Vikomte. Der Prior schnitt noch ärgere Gesichter, Blamont.

sah's, und brach auf einmal in ein Gelächter aus.

Der Prior hielt den ganzen Antrag für eine Neckerey. Bleib Mädchen! rief er seinem Neffen zu, der an die Thüre wollte. Der Prior war böse. Bleib, schrie der Vikomte, der nicht wußte, was alles das bedeutete. — Blamont erstickte fast vor Lachen. Der junge Liancourt kam ins Zimmer. Er lachte laut auf, da er seinen Vater das Mädchen beim Rock halten sah. Ich bin ja Blamont, lieber Oheim! schrie endlich das Mädchen. Man erkannte ihn, und alles brach in ein fröhliches Lachen aus, besonders wie der Prior noch halb böse erzählte, was Blamont gesagt hatte.

O ein reizendes Mädchen! rief der Vikomte: bis zum Erstaunen gut gemacht! Halt! Blamont, mir fällt etwas ein. Carolinens Geburtstag ist in einigen Tagen. — Ha! wie fangen wir das an! Man sann, und sann, und endlich kam nichts heraus, als Blamont sollte wie eine Bäuerin aus Mangienne gerade zu Mittag auf Carolinens Geburtstage kommen, und im Namen der Mädchen aus Mangienne Carolinen ein Angebünde von Blumen bringen. Blamont wollte nicht daran, denn er fühlte das Gefährliche seiner Rolle. Der Vikomte befahl, bat, bis er einwilligte.

Man verspräch das strengste Stillschweigen. O wir wollen dich überraschen, Carolinchen! rief der Vikomte lautlachend im Weggehen.

Der Tag erschien. Blamont stand da, die schönste, die schlankste, die unschuldigste Bäuerin von der Welt; eine schöne Röthe, eine kleine Aengstlichkeit machte ihn noch schöner. Die Blumen für Carolinen hatte er selbst aus dem Gewächshause der Abtey gepflügt, und nach Tische gieng er mit kleinen Schritten über die Chausse hinüber den Weg nach Pillon zu. — Wer ihm begegnete, blieb stehen, und sah dem reizenden Mädchen nach, so weit er konnte. Da erblickte er Pillon, da lag das Schloß. Fast wäre er wieder umgekehrt.

Caroline ahnete nichts. Man saß um das Kamin her, schwatzte. Liancourt stand am Fenster. Jetzt setzte sich Liancourt zu seiner Schwester. Die Saalthüre öffnete sich. Ein Mädchen aus Mangienne will das gnädige Fräulein sprechen, sagte der Bediente. Laßt sie kommen! rief der Vikomte. Caroline stand auf, gieng dem Mädchen entgegen. Sie erkannte Blamont auf dem ersten Blick. Sie wurde weiß, wie eine Lilie. Sie zitterte. Blamont erröthete; er reichte ihr mit zitternder Hand den Blumenstrauß, und kaum konnte er die wenigen Worte, die er sagen wollte,

hervorbringen. Caroline hielt es für eine List Blamonts, sie heute zu sehen. Sie hatte Muth genug, mit ziemlicher Besinnung zu sagen: Zu meinem Geburtstage, mein Kind? Eure Liebe rührt mich. Aber komm mein Kind, du mußt von mir ein Andenken an den heutigen Tag haben. Sie drehete sich mit vieler Fassung gegen ihre Eltern. Ihr Muth war während ihrer kleinen Rede gewachsen. Sie verbeugte sich, und gieng mit Blamont auf ihr Zimmer. Hinter ihr her tönte die Lache des Vikomte. Wahrhaftig, sie kennt ihn nicht. Jetzt erst erfuhr Carolinens Mutter ihres Mannes Spaß. Sie schüttelte mit dem Kopf, denn sie erinnerte sich der Szene des Messens.

Sobald Caroline mit Blamont auf ihrem Zimmer war, so wandte sie sich mit einem sanften Vorwurfe in der Miene, und mit dem zärtlichen Ausruf: O Blamont! was machen Sie? an ihn. Blamont erzählte in ein Paar Worten den Zusammenhang, und Caroline stand vor ihm, betrachtete ihn mit den allerzärtlichsten Blicken. Die weibliche Kleidung stand ihm so gut. Blamont ergriff ihre Hand, drückte seine Lippen auf die Hand, und seufzte mit einem unwiderstehlichen Tone: O Caroline! Da standen die beiden reizenden Mädchen mit den liebevollsten Blicken gegen einander

über, Hand in Hand, Auge in Auge. Caroline vergaß es halb und halb, daß es ein Mann war, der vor ihr stand. O Caroline! seufzte Blamont noch einmal. Caroline trat noch einen halben Schritt näher. Blamont umfaßte sie. Sie versank in seine Arme mit einem Strome von Thränen. So standen sie lange fest aneinander gedrückt, Mund an Mund, Brust an Brust. Der Bund war geschlossen. O wie lieb ich dich Caroline! schluchzte Blamont; und ich dich, seufzte Caroline. Wie unglücklich bin ich! rief Caroline, und hob Kopf und Augen in die Höhe. O daß ich jetzt so mit dir versänke! seufzte Blamont, und drückte sie fester an sich.

Ein Geräusch vor der Thür brachte sie zu sich. Caroline flog an ihren Schrank. Sie suchte, und suchte. Eben öffnete ihr Mädchen die Thüre. Hier, mein Kind, sagte Caroline schon gefaßt zu Blamont, der sich noch immer nicht erhohlen konnte, und gab ihm ein seidenes Tuch: das trage zu meinem Andenken, und diesen goldenen Ring so lange mir zu Ehren, bis du jemanden findest, den du mehr liebst, als mich. Grüße die Mädchen in Mangienne. Adieu mein Kind. Blamont verbeugte sich beinahe ohne alle Besinnung.

Blamont flog bestürzt die Treppe hin-

ab, und Caroline gieng ruhig auf den Saal zurück.

Wo ist denn das Mädchen, Caroline?

Eben gegangen. Ich habe ihr eine Kleinigkeit geschenkt.

Und wie hat sie dir gefallen?

Mir? sehr wohl. Ich habe nie ein hübscheres Bauernmädchen gesehen.

Der Vater lachte, und jetzt erfuhr Caroline, daß es Blamont gewesen sey. Sie glaubte es nicht eher, als bis ihr Bruder es ihr ebenfalls versicherte. Mein Mädchen, sagte Caroline lächelnd: die mit mir und Blamont in meinem Kabinete war, erkannte ihn eben so wenig. Die Mutter wurde wieder ganz ruhig. Die ganze Welt war mit dem Spaße zufrieden: am meisten aber doch Blamont. Er küßte das Tuch, das Caroline selbst getragen hatte; er drückte es auf sein Herz. Er betrachtete mit brennenden Augen den Ring, das Unterpfand von Carolinens Treue. Er war jetzt auf einmal über alle Bedenklichkeiten weggehoben, und auf diesem Wege schon sicher, Carolinen zu besitzen. Wie war das anzufangen? O Himmel! rief er: ich Thor! diese Kleidung gebrauch ich für eine Posse, und ich hätte in dieser Kleidung das schärfste Auge betrügen können. Er übersann alle Wege, die ihn un-

erkannt zu Carolinen führen konnten. Er war jetzt überzeugt, daß sie nichts dagegen hatte. Er verstand sich mit ihr. Sie war nicht allein mehr seine Geliebte, sie war seine Mitverschworne. Die Liebe hält einen Händedruck für das gefährlichste Wagestück. Sie hat ihn gewagt, und alles übrige scheint ihr ein Kinderspiel. Längst hätte Blamont es gewagt, Carolinnen heimlich zu sehen: er fürchtete sie. Das hielt ihn ab. Jetzt, jetzt? Er würde ohne Scheu noch die Nacht ihr Fenster erklettert haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß ihr Mädchen bey ihr war. Soweit hatte der Zufall den Jüngling gebracht.

Caroline war sich selbst ein Räthsel. Sie begriff es nicht, woher sie den Muth genommen hatte, so dreust zu lügen. Sie bewunderte ihre Gegenwart des Geistes, ihre Fassung.

Und wie weit ist es von dem Gefühle: ich kann thun, was ich wünsche, bis zu dem Entschluß; ich will es thun? Furchtsam von ihrem Selbstgefühl niedergedrückt, war sie sonst umhergeschlichen. Kam das Gespräch auf Blamont, so erröthete sie jedesmal, schlug die Augen nieder; sie fürchtete, man möchte das Geständniß ihrer Liebe lesen. Jetzt aber trug sie ihr Haupt stolz und muthig empor. Sie gieng der Gefahr entgegen, weil sie Kräfte fühlte, sie zu

überwinden. Sie brachte jetzt selbst das Gespräch auf Blamont. Sie erröthete nicht mehr. Sie übte sich darin, von ihm ohne Spannung zu reden. Sie übte sich die Waffen zu tragen, die sie bald gebrauchen sollte.

Den Sonntag fuhren Mutter und Tochter nach Chatillon. Dreist gieng Caroline auf Blamont ein. Mit einem triumphirenden Lächeln sagte sie zu ihm: Sie waren das hübsche Bauernmädchen, Blamont? Den Bauernmädchen schenkte ich ein Tuch. Ihnen aber bin ich meinen Dank noch schuldig. Sie reichte ihm zärtlich ihre Hand.

Das kam, in Gegenwart der Mutter, dem armen Blamont zu schnell. Seine Ideen hatten einen ganz andern Gang genommen. Er erröthete, er zitterte. Er stammelte einige Worte, die seine Bestürzung noch deutlicher machten. Caroline verwünschte ihren Einfall. Sie wurde selbst verwirrt. Die Mutter machte bei dem Auftritte ein Paar sehr große Augen. Es gieng so ab.

Sobald sie aber wieder in Pillon waren, erkundigte sich die Mutter bey Carolinens Mädchen, was das hübsche Bauernmädchen mit ihrer Tochter geredet hätte. Geredet? Gar nichts, gnädige Frau. Es konnte vor Weinen nicht reden, und auch dem Fräulein standen

die Thränen in den Augen. Die Mutter forschte, sprach, fragte so lang, bis sie auch etwas von Blamonts Morgenbesuchen erfuhr. Dazu nun das Aufbewahren der Blumen von beiden Seiten, Carolinens Krankheit von Wachsthum, und Blamonts Krankheit von Gelehrsamkeit, deren Umstände sie von dem Prior ganz leise herausbrachte, und die Carolinens Krankheit so ähnlich war, kurz die Mutter traf die Wahrheit ziemlich richtig; und doch wußte sie nicht zu helfen. Dem Vikomte es mitzutheilen, das gieng nicht. Sie kannte ihn. Nur der leiseste Verdacht würde den armen Blamont und Carolinen unglücklich gemacht haben. Sie schwieg; sie nahm sich vor Carolinen heimlich zu beobachten, ihr jede Gelegenheit, Blamont zu sehen, abzuschneiden, und so diese aufkeimende Liebe nach und nach durch die Zeit zu tödten. Vorwürfe, offenbare Widersetzlichkeit, das wußte sie selbst aus ihrer Jugend, machten nur die Liebenden vorsichtiger und die Liebe heißer.

Wie richtig ist doch das instinktartige Gefühl der Weiber. Sie hatte Recht, die gute Mutter; wenn sie nur so gehandelt hätte, als sie fühlte, daß sie handeln mußte.

Die liebe Eitelkeit! und wer tadelt nicht gern, wenn er Ursache hat! Die Mutter konnte

es nicht über ihr Herz bringen, Carolinen ganz ohne Tadel durchwischen zu lassen. Das Mädchen hätte ja denken können, die Mutter wäre so blind, daß sie gar nichts merkte; sie hätte sich ja sogar für listiger halten mögen, als ihre Mutter. Bey Gelegenheit also macht Mütterchen ganz leise, und wie es schien ganz unbefangen, Anspielungen auf Carolinens Liebeshandel. Caroline sah Mütterchen an, und dieses hatte das Herz nicht die Augen aufzuheben, um ja recht unschuldig zu scheinen. Das kam heute, das — kam Morgen. Dann erzählte Mütterchen ein Geschichtchen von einer ihrer Jugendfreundinnen, die immer einen jungen Menschen um sich gehabt hätte.

Anfangs war Carolinen gar nicht wohl, bey dergleichen Geschichtchen zu Muthe. Sie wurde roth, sie wurde blaß. Ein Glück war es, daß Mütterchen es ihr nur wollte anzuhören geben, und sie nicht ansah. So erhielt das Töchterchen wieder Muth, und man erröthete nun nicht mehr, und ward nicht mehr blaß; sondern man war desto mehr auf seiner Hut. Des Morgens ganz früh kam Mütterchen auf Carolinens Zimmer, nickte weise mit dem Kopfe, wenn sie Carolinen im Bette stand, machte leise das Fenster auf, und durchflog mit ihren Blicken den Garten, machte

noch leiser die Schubfächer Carolinens auf, besah nicht etwann die Wäsche, sondern mit Sorgfältigkeit jedes Stückchen Papier, und schlich dann Kopfschüttelnd wieder fort. Schade nur, daß Caroline nicht mehr schlief, sondern durch eine feine Oefnung ihrer Augenlieder alles mit ansah, was Mütterchen that, und jetzt mit den Anspielungen zusammen gehalten, wohl sah, daß Mütterchen ihr auf der Spur sey.

Es entstand nichts weiters daraus, als ein Wettstreit der List, zwischen Mutter und Tochter. Jene glaubte sich im Vortheil, und diese war es wirklich. Caroline bedurfte noch eines Stoßes, um ihren Sieg in ein Angrifssystem zu verwandeln. Und auch diesen Stoß gab ihr ein Zufall.

In einem Pakete, der neuesten Parlamentsbeschlüße, das an den Vikomte von Paris kam, lag auch für seine Frau ein Päckchen von Charaden, Epigramen, Modeneuigkeiten, und unter andern auch ein Liedchen für die Harfe, das, nach der Schreiberin Berichte, der Liebling von ganz Paris war. Die Mutter las das Liedchen. Sie stand an, ob sie es ihrer Tochter geben sollte, denn es konnte von übler Wirkung auf ihrer Tochter Herz seyn. Allein die Eitelkeit überwog. Ein be-

nachbarter Edelmann wurde auf Morgen erwartet. Der Triumph war zu groß, ihn mit den neuesten Pariser Chanson zu überraschen, als daß die Mutter ihn sich hätte können entgehen lassen. Caroline wurde gerufen; erhielt den Chanson, zwar mit einer Moral voll Gegengift; aber sie erhielt ihn doch, mit dem Auftrage, ihn ja bis Morgen auf der Harfe einzuspielen.

Caroline begab sich in ihr Kabinet, nahm die Harfe, las den Chanson durch, spielte, und dachte an nichts. Die Mutter kam, wiederholte ihre Moral noch einmal, und Caroline wurde aufmerksam.

Mädchen, die nicht mit Carolinen in einem Falle sind, mögen das Liedchen in den französischen Blumenlesen aufsuchen.

Im Deutschen würde es ohngefähr so klingen:

Die Tochter an die Mutter!

Mutter, was belauerst du meine Blicke,
Wenn ein schöner Jüngling mir vorüber geht?
Sieh, die Nadel hier, mit der ich stricke,
Sieh, das Röschen, wenn ich es zerpflücke,
Selbst die Feder, die auf meinem Hute weht
Reden deutlicher, als meine Blicke. —

Wenn die Liebe reden will
O die schafft den Worten Thor, und Brücke,
Aug, und Lippe, bleiben Mäuschen still
Ja! wenn ich nicht selbst mein Herz bewache,
O! so hilft kein Argus und kein Drache.

Sag doch nur, was sollen dann die Riegel,
Welche deine Hand, vor meine Kammer schiebt?
Amor, Mutter, hat ja leichte Flügel,
Seine Hand von Wolle stößt die Riegel,
Leise von der Thüre, wenn man liebt;
Und mit stillem, seid'nen Filz bedecket;
Er der Liebenden geheimen Pfad;
Keine Dielu knarrt, und kein Geräusch erwecket,
Wenn man Amors Socken an den Füßen hat.
Drum wenn ich nicht selbst mein Herz bewache,
O so hilft kein Argus und kein Drache.

Darum Mutter, darum bitte! bitte!
Laß mich unbelauert und unbewacht!
Folge mir nicht mehr auf jedem Schritte!
Ungesehn sind Amors Zephyrstritte,
Seine Wege, tiefe dunkle Nacht.
Hast du tausend Augen, tausend Ohren,
Amor, macht sie alle blind und taub.
Darum laß mich! ich bin doch verlohren
Ist mein armes Herz, erst Amors Raub

Denn, wenn ich nicht selbst mein Herz bewache,
O so hilft kein Argus und kein Drache.

Doch noch eins. Laß dich mit dem begnügen
Was ich sage; frag mich nicht so aus.
Denn sieh Mutter, will ich dich betrügen,
Ja, dann fienge Amor an mit mir zu lügen,
Und da fändest du dich nicht heraus.
Darum wach und schlafe ohne Sorgen,
Sieh mich nicht stäts so bedenklich an!
Heute ist mein Herz noch frey — ach! aber morgen?
Nun ich will ja wehren was ich kann,
Denn, wenn ich nicht selbst mein Herz bewache,
O so hilft kein Argus und kein Drache.

Nach Tische schon spielte Caroline ihrer Mutter das Liedchen ohne Anstoß mit einer sehr listigen Miene vor. Caroline hatte nicht übel Lust, das Liedchen wahr zu machen, Amors seidene Socken anzuziehen, und seine leichten Flügel ihm abzuborgen. Denn ach! sagte sie mit einem tiefen Seufzer und einer komischen Miene, wohinter sie sich selbst eine leise Unruhe in ihrer Brust verbergen wollte: ach! mein armes Herz ist ja schon Amors Raub! Was hilft mir mein Wehren. Was hilft mein Zögern? Das Lied öffnete. Caroli-ein die Augen über ihren Zustand, und gab

hr nach und nach einen heimlichen Muth alles das zu wagen, was das Mädchen im Liede mit Amorn so sicher wagen zu können glaubt. Mit jedem Vorsatze, den sie faßte, fühlte sie denn doch eine schmerzliche Unruhe in ihrem Busen rege werden, die nicht weichen wollte. Sie fieng sogar an, ihren Zustand ernsthaft ins Auge zu fassen. Sie überlegte; sie sah daß tausend unübersteigliche Hindernisse ihrer Liebe im Wege standen; Hindernisse, die sie zwar Ungerechtigkeit mit nassen Augen schalt, die sie aber doch nicht wegheben konnte. Sie machte sogar einen leichten Versuch, wenn sie an ihren Vater dachte, Herr ihrer Liebe zu werden. Aber bald rief sie im vollen Ernst: O! das ist gar nicht möglich! Sie that, was die meisten Menschen in ähnlichen Fällen thun; sie ließ sich vom Winde treiben, wohin er Lust hatte.

Sie zog ihre Gedanken ganz von dem Gegenstande ab, und erwartete alles von der Zeit. Im Grunde war es mehr jungfräuliche Schaam, die sie von thätigen Schritten zurück hielt, als Uiberlegung oder Furcht vor dem Unrecht.

Desto thätiger fieng aber Blamont an zu werden.

Die schönen Tage des Februars kamen; wo Caroline jetzt mit ihrer Mutter, oder mit

ihrem Mädchen gieng, überall sah sie Blamont, und was das Sonderbare dabey war, immer in einem sehr schicklichen Geschäfte. Er schien kaum einen Blick auf Carolinen zu werfen, und dennoch, trotz der Wachsamkeit der Mutter, fand Blamont im Vorbeigehen Gelegenheit, Carolinens Brust mit der süßen Unruhe anzufüllen, welche die Liebe lebendig erhält.

Uiberall war Caroline mit Blamont umgeben.

Dann warf er Nachts die ersten Blumen in das offene Fenster ihres Kabinets. Abends spät, wenn sie allein in ihrem Kabinet saß, und das Köpfchen schwermüthig in die Hand gestützt, dachte: was soll daraus werden? Auf Gedanken gerieth, die seiner Liebe gefährlich waren, so hörte sie die Melodie, von der Romanze, die sie so sehr liebte, in der Ferne singen. Es war des armen Blamonts Stimme. Dann fieng ihr Busen an unruhig zu pochen. Sie stellte sich ans offene Fenster; sie horchte mit voller Seele auf Blamonts Stimme. Jetzt nahm ihr Herz den armen Jungen mit einer Gewalt in Schutz, welche die Ueberlegung zum Schweigen brachte. O! plauderte sie leise vor sich: da entzieht er sich dem Schlaf, da sitzt er die kalte Nacht auf

dem naſſen Boden, mit Thränen in den ſchö-
nen, treuen Augen; denkt nichts als mich;
liebt nichts als mich; und ich, ich ſollte ſo
undankbar ſeyn, ihn haſſen, ihn, der mich ſo
zärtlich, ſo treu, ſo innig liebt? Mit Heftig-
keit ſtreckte ſie die Arme zum Fenſter hinaus,
als ob ſie ihn ſehen konnte. Sie ſchmeichelte
ihn, ſie liebkoſte ihn, als ob er vor ihrem
Fenſter ſtände. Sie liſpelte leiſe ſeinen Na-
men, nannte ihn hundertmal Blamont, gu-
ter, lieber, einziger Blamont. Sie ſumſete
leiſe ſeinen Geſang mit. Seine ſchöne Stim-
me erregte eine unwiderſtehliche Wehmuth in
ihrer Bruſt, und lockte Thränen in ihr Auge.

Was die Mutter den ganzen Tag über
mit ihren Anmerkungen gebaut hatte, das ſtieß
der erſte Ton ſeiner Stimme, den Caroline
hörte, über den Haufen.

Hörte ſie rauſchen, ſo fuhr ſie zuſammen.
Sie lehnte ſich aus dem Fenſter hervor; lang-
ſam gieng er unter demſelben durch. Er ſchien
ſie im Dunkel zu erkennen; denn er ſtand ei-
nen Augenblick, ehe er in der gegen über ſte
henden Allee verſchwand. Sie glaubte ſogar
einen Seufzer gehört zu haben. Ja wenn ſie
ſich recht genau beſann, ſo hatte er auch ihren
Namen genannt. Fuhr ſie mit ihren Eltern
nach Verdün, nach Longui, zu einem benach-

barten Adelichen; sie war gewiß, ihn da irgendwo zu sehen. Befand sie sich dort, so war ihr erstes Geschäft, sich an irgend ein offenes Fenster zu stellen, ihre suchenden Augen nach allen Gegenden umher zu werfen. Dann stand er da, lauschte durch ein Fenster, in einem benachbarten Hause, oder stand an der Ecke einer Gasse, geduldig, wie ein Merkzeichen, und starrte nach dem Fenster hin, in dem Caroline lag. Caroline, die arme Caroline war an das Fenster gezaubert. Sie verließ es nur, wenn etwa ihre Mutter sich näherte, und sogleich verschwand auch Blamont.

Mein Gott, welch ein Gänschen ist die kleine Liancourt, sagten die jungen Offiziere in Verdün und Longui, die mit ihr in Gesellschaft waren. Schade um das schöne Gesichtchen. Sie hat kein anderes Vergnügen, als die Menschen zu zählen die über die Gasse gehen. — Ach! sie sah nur einen Menschen, nur Einen auf der Welt Sie hielt mit ihm, durch den Raum von hundert Schritten die selenvollesten Gespräche.

Immer schreitet die Liebe vorwärts. So fand sich Caroline mit ihren Eltern, bey einem ihrer Nachbarn. Schon zweimal war sie mit der Tochter des Hauses den Garten durchgestrichen, auf dem Felde gewesen, und noch

hatte sie ihn nicht gesehen. Sie stand da an der Gartenthüre, schaute und schante, und sah ihn nicht, und Blamont stand zehn Schritte von ihr, in der Kleidung eines Bauernmädchens. Er näherte sich bescheiden, nicht Carolinen, nein! sondern ihrer Freundin. Befehlen Sie? sagte er ängstlich, und deckte ein Körbchen auf, worinn einige Sträußchen Veilchen lagen; Caroline hörte den Ton der Stimme. Sie erkannte Blamont. Sie erschrack ein wenig, aber es war das Erschrecken der Freude. Was hast du da, mein Kind? fragte sie mit dem zärtlichsten Akzente der Stimme. Blamont konnte kaum antworten. Nach und nach kam das Gespräch in den Gang. Caroline fand bald, daß die Bäuerin aus Pillon seye, und ihre Freundin bemerkte, daß es die artigste, die witzigste Bäuerin war, die sie je gesehen hatte. Caroline führte schwäzend und lachend die beiden andern Mädchen in ein nahes Wäldchen. Hier setzten sie sich in den Schatten der Gebüsche. — Blamonts Verlegenheit nun fieng an, bei der guten Laune seiner Caroline, zu verschwinden. Caroline hub an, das hübsche Bauernmädchen auszufragen, und dieß erzählte mit einer so guten Laune Anfangs, und dann mit einer so ernsthaften Rührung, von ihrer unglücklichen

Liebe, daß Caroline nicht wußte, wohin sie ihre Augen schlagen sollte. Man liebkoste die hübsche Bäuerin.

Wollen wir nicht ein wenig das Mädchen begleiten? fragte Caroline, wenn ich nur wüßte, ob meine Mutter bald führe. Ihre Freundin wollte sich erkundigen, und Caroline und Blamont waren allein. O Blamont! Blamont! rief Caroline, und schlang ihren Arm um ihn, und drückte ihn an ihre Lippen. Sie war von seinem Witz, von dem Lobe, das er von ihrer Freundin erhalten hatte, bezaubert. Caroline, — wann, wann werde ich sie wieder sehen? seufzte Blamont, und beugte seine Stirne auf ihren Schooß. Wann? Wann? o Blamont! ich will Ihnen Nachricht geben. In Dianens Köcher werden Sie Nachricht finden, wenn wir uns sehen können. Kaum hatten sie noch Zeit sich zu umarmen. Die Freundin kam zurück. Carolinen war die Lust vergangen, das Mädchen zu begleiten. Man nahm Abschied, und Blamont gieng in weiten Umwegen nach Chatillon zurück.

Einen mächtigen Schritt vorwärts hatte sie die Liebe getrieben. Blamont war jedem Morgen bey der Bildsäule Dianens. Endlich fand er von der geliebten Caroline einen Zettel.

Das arme Mädchen schrieb ihm; was schrieb sie ihm nicht? Es ist Unrecht Blamont! schrieb sie ihm; es ist Unrecht; wir betrügen meinen Vater; ich werde ihn ins Grab bringen. Die Thränen, die ich jetzt verzieße, sind der Anfang der väterlichen Rache! Wir müssen uns vergessen. Blamont antwortete in eben dem Tone. Ich muß verzweifeln, ich will verzweifeln, schrieb er; denn ich muß dich vergessen. Was kann ich dir bieten Caroline? den Haß deiner Eltern, die Thränen der Reue, die Verleumdung der Welt. Ich muß dich vergessen. So schrieben sich beide, und vergassen sich nicht. Sie wollten Abschied nehmen, ewigen Abschied nehmen. Sie bestellten sich einen Morgen in das Gehölz hinter den Garten. Sie erschienen Beide. Caroline schlich sich zitternd hinab. Sie sanken einer an des andern Busen. Sie schwuren sich einander zu vergessen, und versiegelten die Schwüre mit dem allerentflammendsten Küssen.

Ach Caroline! rief er beim Weggehen: Nein! dein Vater mag sagen, was er will, ich werde dich nie vergessen! Caroline schüttelte den Kopf und seufzte. Sie fühlte eben dasselbe. Sie nahmen auf ewig Abschied; Blamont lag zu Carolinens Füssen, und bat noch um einen solchen Morgen, und Caroline ver-

sprach ihn ihm, und dann nahmen sie noch einmal auf ewig Abschied.

Man kann leicht denken, daß es nicht der letzte Morgen war, den sie sich sprachen. Carolinens Mädchen merkte zwar sehr wohl ihres Fräuleins Gänge; allein sie ließ sich nichts merken, und schien erst zu erwachen, nachdem Caroline immer schon eine Weile vom Garten zurück war. Einmal aber kam Caroline früher zurück. Sie hatte Menschenstimmen gehört; sie öffnete die Zimmerthüre, und sah bey ihrem Mädchen den Bedienten Roßiere sitzen. Man erschrack von allen Seiten. Man sah sich einige Augenblicke schweigend an. Der Bediente machte einen Bückling, und gieng. Hannchen faßte sich, und sagte halb dreuste und halb furchtsam: Gnädiges Fräulein, der Herr Vikomte sind so strenge gegen Sie und gegen mich. Man darf kaum einen hübschen Mann ansehen. Nie in ihrem Leben war Caroline mehr gedemüthigt. Sie antwortete nichts. Heiße Thränen benetzten des Mädchens Hände, wie sie ihr die Saloppe vom Halse losband. Dieser Augenblick war für Blamont gefährlicher, als das Verboth ihres Vaters. Gerne hätte sie geschmählt, wie sie Hannchens listiglächlende triumphirende Blicke sah; und sie mußte schweigen. Der Augenblick der Ueberlegung war da. Sie saß jetzt mit ge-

stützem Kopfe, und fand — mit Widerwillen zwar, aber doch fand sie etwas Schimpfliches in ihrem Liebeshandel mit Blamont, das durch Hannchens vertrauliche Blicke unerträglich vermehrt wurde. Am andern Morgen gieng Caroline nicht in den Garten.

Heute Morgens, sagte Hannchen beim Anziehen, bedeutend, werden zwei Menschen viel Langeweile gehabt haben. Die armen Jungen! Caroline erröthete, mehr aus Verdruß, als aus Schaam. Sie warf sich an den Schreibpult, und schrieb an Blamont die Worte: Ich darf Sie nicht wieder sehen, Blamont! Fragen Sie nicht um die Ursache. Suchen Sie mich nicht zu sprechen. Wir müssen eine Verbindung abbrechen, die mich unglücklich machen müßte. — Bis hieher hatte ihre gekränkte Empfindung die Feder geführt; Unglücklicher weise fiel ihr jetzt bei, was Blamont sagen würde, wenn er das lese. Die Liebe erwachte wieder. Sie nahm mit Thränenvollen Augen Abschied von dem Geliebten, und den rührenden Augenblicken, die sie mit ihm verlebt hatte. Mit zitternder Hand ergriff sie die Feder aufs neue. Die Liebe führte ihr die Hand. Sie schrieb: Leb ewig wohl, meinBlamont. Ewig deine Caroline von Liancourt. Sie trug das Billet in Dianens Köcher, und nun gieng sie beruhigt wieder zurück. Sie fühlte eine Art des Triumphes, daß sie so

stark gewesen war, dem Geliebten das zu sagen; und die Eitelkeit darüber vermehrte ihre Stärke. Was traut sich das Herz nicht zu? und was wäre es nicht in gewissen Augenblicken fähig auszuführen.

Hanchen wollte den günstigen Augenblick ihres Fräuleins Vertraute und Mitverschworne zu werden, nicht fahren lassen. Caroline fühlte das Erniedrigende dieses Verhältnisses. Ohne Kummer war sie die Geliebte von Blamont gewesen, der nicht mehr war als ihre Zofe. Sie hatte nie an den Unterschied gedacht. Hanchen machte ihn ihr fühlbar. Ohne mehr zu wollen, als sich nur von der Verbindung mit dem Mädchen los zu machen, zerriß sie auch die festesten Fäden mit, die sie an Blamont knüpften. Jede Miene, die Hanchen machte, jedes vertraute Wort, das sie sagte, zerschnitt ihre Empfindung. Sie wollte ihr Mädchen los seyn, und machte sich von Blamont los. In den ersten Augenblicken, da ihr Vater sie mit einem liebevollen Blick ansah, bat sie ihn, Hannchen mit Roßieren zu verheurathen. Sie bath so angelegentlich, so innig, daß ihr Vater es ihr nicht abschlagen konnte. Roßiere wurde in die Pacht eines Gütchens in Pillon gesetzt, und Caroline machte der Zofe ihr Glück, mit einer kaltstolzen

Miene bekannt. O mein gutes, gnädiges Fräulein! rief das Mädchen voll verliebter Dankbarkeit. Sie haben mich glücklich gemacht, und ich will — Caroline sah sie stolz an. Ich verlange nichts von dir. Mein Vater giebt Roßieren die Stelle, nicht ich. — O mein gnädiges Fräulein, Blamont soll wie ein Freund in meinem Hause aufgenommen seyn, und wenn Sie — Caroline sah das Mädchen mit der verzweifelt kaltstolzen Miene an, und das Wort blieb ihr auf den Lippen. Haben Sie doch Zutrauen zu mir, mein gnädiges Fräulein! hob Hannchen aufs neue an. Mein künftiger Mann und Blamont werden gewiß vertraute Freunde werden. Freunde! Caroline erröthete vor Verdruß und Schaam. Sie biß sich auf die rothen Lippen. Freunde? wiederholte sie ein wenig höhnisch. Hannchen schwieg betreten und beleidigt still. Was will sie denn? dachte sie vor sich. Roßiere ist ein Pächter, und der eines Pächters Sohn.

Caroline drehte sich hinterher, Hannchen dorthin. Man schmolte von beiden Seiten; obgleich Caroline es nicht läugnen konnte, daß das Mädchen nicht mehr gesagt hatte, als recht war. Hannchen, das beleidigte Hannchen fieng ebenfalls an, zu überlegen. Sie sah jetzt die Sache von einer andern Seite,

und sie entdeckte nach einigen Tagen Caroli-nens Mutter den ganzen Handel. Es ist nicht möglich, rief die Mutter, und schlug die Hände zusammen. Es ist nicht möglich! rief sie noch einmal, und flog in ihrer Tochter Zimmer. Ist es möglich, du niederträchtiges Mädchen? rief die Mutter mit blitzenden Augen der Tochter zu. O Gott! ein elender Bauer! ohne Namen, ohne Ehre! ich unglückliche Frau! In diesen Ausrufungen gieng es eine Zeit lang fort. Caroline sah ihr Geheimniß verrathen. Mitten in dem festen Entschluße, ihr Verhältniß mit Blamont zu enden, ward sie dadurch überrascht. Sie fühlte sehr tief das Erniedrigende in ihrer Lage. Mit Thränen in den schönen Augen, aber doch mit fester Stimme hatte sie noch den Augenblick zuvor sich selbst gesagt: „Nein, es kann nicht anders seyn! Ich liebe ihn; aber doch will ich ihn nicht wieder sehen! Sie war entschlossen, ihre Mutter zu bitten, sie auf eine Zeit lang nach Paris zu senden, und ihr sogar, wenn es seyn müßte, ihr theuerstes Geheimniß zu entdecken. Die Furcht, daß Hanchen sie verrathen möchte, hatte indessen auch einen großen Antheil an diesem Entschluße. In dieser Stimmung ward sie von ihrer Mutter überrascht. Sie nahm des Augenblicks wahr, da ihrer Mutter Zorn

sich in einen Thränenstrom auflöste, und sagte ganz ruhig: Es ist wahr liebe Mutter; ich liebe mit allen Kräften meiner Seele Blamont! Ja — Wie? schrie die Mutter: ist es doch wahr! so ist es wahr? und das sagst du mir selbst?

Sie überhäufte nun Carolinen mit den bittersten Vorwürfen; sie ließ sie nicht zu Wort kommen. Noch immer stand die arme Caroline da, mit einem Gesicht voll ziemlicher Ruhe, die sich auf den Gedanken stützte, daß sie ihre Schwachheit gut zu machen Willens sey. Die Mutter verstand die Miene unrecht. Sie hielt sie für Trotz, und griff nun zu dem allerunglücklichsten Mittel: sie fieng an mit dem allerbittersten, und mit dem übertriebensten Spott, Carolinens Liebe zu Blamont, lächerlich zu machen. Sie nennte Carolinens reine, ätherische, schwärmerische Liebe, Liederlichkeit. Sie nannte Blamont einen schlechten Kerl, einen Mädchenverführer, einen stolzen Betrüger, der durch Schurkereyen aus dem niedrigen Stand sich empor heben wollte. Carolinens ruhige Blicke fiengen an zu funkeln, eine hohe Röthe goß sich über ihre Wangen. Sie nahm Blamont in Schutz, weil ihm Unrecht geschah. Das Gespräch fieng sich also natürlich an zu erhitzen. Je tiefer die Mut-

ter den armen Blamont erniedrigen wollte, desto höher setzte ihn Caroline hinauf; und sie fieng nun an eine Beruhigung darinn zu finden, den Jüngling, den sie verlassen wollte, wenigstens vertheidigen zu können. In dem Laufe des Gesprächs nahm sie auch ihre Liebe in Schutz, die sie selbst noch einen Augenblick vorher für eine süße Schwäche ihres noch unerfahrnen Herzens gehalten hatte. Ihre Mutter aber nannte sie nicht so. Eine Abscheulichkeit ist es! rief sie. Das schändlichste Verbrechen, was je ein Kind begehen kann, was keine Entschuldigung verdienet! Das war zu arg.

Mit einem furchtsamen, beschämten Zögern vertheidigte Caroline anfangs diese so theure Liebe. Sie nannte sie mit niedergeschlagenem Blick, einen verzeihlichen Irthum; dann aber, denn die Mutter blieb bey ihrer Meinung, und übertrieb sie noch mehr, dann aber stieg Caroline nach und nach ebenfalls. Sie nannte ihre Liebe eine reine, unschuldige Empfindung, und endlich rief sie: Nein! diese Liebe, die kein Eigennutz, keine Sinnlichkeit schloß, welche von der reinsten Tugend, von jeder bessern Empfindung meines Herzens gebilligt wird, diese reine, fleckenlose Liebe soll ewig meinem Herzen theuer seyn! O! rief sie,

und Thränen rollten stromweise aus ihren Augen, sie hob beyde Arme in einer schönen Stellung in die Höhe. Es ist ein edler Mensch! ein sehr edler Mensch! Was fehlt ihm? nichts als ein Titel. Und er soll darum unglücklich seyn, soll er darum der Raub eines ewigen Grams werden, weil das Glück ihm Rosen versagte. Nein, meine theure Mutter, wenn sie wollen, daß ich glücklich seyn soll, wenn sie wollen, daß dieß Herz, in den ihr Blut schlägt. — Sie sank bey diesen Worten von ihrer erwachten vielfachen Empfindung überwältigt, auf ihrer Mutter Schulter; Sie wurde blaß, sie schluchzte, sie wimmerte halb erschrocken, über ihre eigene Dreustigkeit.

Die Mutter sah ihre Tochter blaß werden, sie hörte ihr Wimmern, und sie erschrack mehr als ihre Tochter selbst. Sie führte sie auf den Sofa. In diesem Augenblick hatte sie Zorn und Gespräch vergessen. Sie schwankte in ihrer Mutter Arm nach dem Sofa. Dann drückte sie ihre Hand fest auf ihr Herz, sah ihre Mutter mit wilden, dann mit kläglichen, sterbenden Blicken an, antwortete nicht, machte Bewegungen, als ob ihr nicht wohl sey, und sogleich hieß sie: meine gute Caroline! mein liebstes Kind! meine goldene Tochter! Hätte Caroline es besser verstanden, sie hätte ihre

Mutter zu ihrer Mitverschwornen machen können. Die Mutter fühlte ihre Niederlage, und schwieg von ihrer Tochter Liebe; auch Caroline knüpfte das Gespräch nicht wieder an.

Wie sie aber allein war, so fühlte sie, daß ihr Vorsatz Blamont zu verlassen, dahin war. Furcht, Hoffnungslosigkeit und Stolz hatten den Vorsatz gebildet. Jetzt aber wußte ihre Mutter ihre Liebe, und die Furcht war verschwunden. Ihrer Mutter schwäche Nachgiebigkeit, führte ihren Herzeu einen frischen Strom von lebendiger Hoffnung zu. Ihre eigene Vertheidigung Blamont hatte ihn wieder gehoben. Die Phantasie that das übrige. Nein! rief sie: die Tugend hat unsere Herzen vereiniget. Und wer weiß, wer weiß, setzte sie lächelnd hinzu: ob nicht das Glück, seine Talente, seine Liebe — O es kann nicht fehlen. O Blamont schrieb sie auf einen Zettel: ewig werd ich dich lieben! nichts soll mich von dir trennen! meine Mutter kennt meine Liebe; laß sie die ganze Welt kennen! Ich werde dich wieder sehen. Sie trug das Billet eilig in den Köcher der Diana.

Des armen Mädchen Muth und Hoffnung, dauerte nicht lange. Ein fürchterliches Ungewitter thürmte sich gegen ihre Liebe auf.

Hannchen hatte zwar Carolinens Mutter

heilig versprochen zu schweigen, allein sie hielt so wenig reinen Mund, wie Rosiere. Nach einigen Tagen flüsterte sich das ganze Haus ins Ohr: Fräulein Caroline ist alle Morgen bey Blamont im Garten, oder Blamont bey dem Fräulein auf dem Zimmer, u. s. w. Was Verläumdung und Schwatzhaftigkeit aus diesem Handel machen konnte, wurde redlich daraus gemacht. Das gieng von Mund zu Mund bis zu dem Kammerdiener im Hause. Der Vikomte schüttelte mit einem fürchterlichen Ernst den Kopf, wie er von dem Alten, die Nachricht davon erhielt. Dann stand er auf, gieng heftig im Zimmer auf und nieder, käuete grimmig an den Nägeln, sagte kalt: So? Wie endlich der Bediente sein Gift, noch durch den alten Haß gegen Blamont geschärfter, in des Vikomte Brust geträufelt hatte, so fragte der letztere mit einem durchdringenden Blick: Ist das wahr Alter? Denn, hast du gelogen, so bist du verlohren! Der Bediente zuckte die Achseln: das ganze Haus, und ganz Pillon sagt es wenigstens. Hannchen wurde gerufen, und diese gestand jetzt mit Schluchzen und Reue, was sie wußte. Sie wurde entlassen mit einem fürchterlichen Befehl zu schweigen. Mit gerunzelter Stirn gieng nun der Vater zur Tochter. Eben saß die Mutter ne-

ben ihr, und stellte ihr die Thorheit einer solchen Liebe vor.

Der Vikomte ergriff seiner Frauen Hand, zog sie vom Sofa in die Höhe, sah ihr verächtlich ins Gesicht, und sagte spöttisch! Nicht wahr? du weinst mit dem verliebten Töchterchen. Caroline wurde Leichenblaß, wie er das sagte, und ihre Thränen standen. Jetzt wandte er sich mit einem grimmig spöttischen Blicke an seine Tochter: du führst meinen Namen Mädchen; allein Brandmarken sollst du ihn nicht. Ist es wahr, hast du den Bauer aus Chatillon Morgenbesuche im Garten gemacht?

Caroline zitterte. Sie öffnete die blassen Lippen um etwas zu sagen, und verschloß sie wieder. Ihre Augen fühlten sich mit Thränen.

Sie machte eine Bewegung ihres Vaters Hand zu ergreifen. Der Vater lachte, „Thränen sind Possen, damit bestich du deine Mutter, mich nicht! Ich weiß Mittel deinen Liebeshandel zu endigen mit andern Thränen, als die, welche du und deine Mutter vergießen. Hast du Briefe von dem Elenden? wo sind sie? Caroline machte keine Bewegung. Sie war wie erstarrt. Der Vikomte öffnete ihre Schränke, fand Blamonts Zettel, las sie mit spottender Bewegung: dann reichte er sie Carolinen hin:" ließ vor! donnerte er ihr zu. Caroline fieng ein

Paarmal an zu lesen. Deutlich! rief der Vikomte. Sie hatte halb einen Zettel gelesen. Du, nennt dich der Elende? rief der Vater mit flammenden Augen. Eine Liancourt, nennt ein Bauer Du! ist es möglich? die niederträchtige! die verächtliche Seele.

Er nahm ihr mit Heftigkeit die Zettel aus der Hand und zerriß sie wüthend in Stücken.

Fühlst du dein Unrecht? fragte er nach einer Pause. Caroline seufzte leise: Ja! Er legte ihr seine Faust schwer auf die Schulter: Und willst du mir gehorchen? Sie sank mit einem noch leiser'm Ja, ihrer Mutter in die Arme. Der Vater legte Papier zurecht, gab Carolinen eine Feder. Schreib, sagte er ruhig, ich will diktiren! Das arme Mädchen war in Verzweiflung. Ihre Seele sträubte sich aus allen Kräften; allein sie mußte. Der Vikomte diktirte ihr ein paar Worte an Blamont, worin sie ihn für diesen Abend einlud auf ihr Zimmer zu kommen. Der Vater las, siegelte selbst, ließ den Kammerdiener das Billet durch ein Kind an Blamont besorgen, und nun setzte er sich ruhig, wie es schien, nieder. So oft Caroline einen Blick auf ihren Vater warf, so zitterte sie. Es war Abend, ihr Vater stand hinter einer Jalusie, und harrte auf Blamont. Endlich! sagte er leise vor sich, und ihre Angst

wurde fürchterlich. Ihre Brust klopfte hoch, ihre Hände zitterten.

Sie warf sich stumm zu ihres Vaters Füßen, und in dem Augenblick öffnete sich die Zimmerthüre, und Blamont trat hinein. O Gott! rief Caroline laut mit einer ängstlichen Stimme, und schwankte kraftlos auf dem Sofa. O Himmel! Caroline stirbt, du Unmensch! rief die Mutter, und flog ihrer Tochter zu Hilfe. Blamont war zu einer Bildsäule geworden. Er sah den Vikomte an, der an der Thüre neben ihm stand, um ihm den Rückweg abzuschneiden; dann warf er einen Blick auf Carolinen, die mit geschlossenen Augen Leichenblaß dalag. Die Besorgniß für Caroline nahm seinen Schrecken, der ihn bey Erblickung ihres Vaters überfiel, die halbe Stärke. Eben ergriff der Vikomte ihn beym Arm, da schrie die Mutter: Um Gotteswillen, Caroline ist todt! Wie ein Blitz flog Blamont an den Sofa; er nahm Carolinen in seine Arme, legte seine Lippen auf ihren kalten Mund, und schrie dann mit dem Tone der hoffnungslosesten Verzweiflung: Sie ist todt! O Erbarmen! sie ist todt! Der Vikomte schleuderte ihn von der Tochter weg; aber vergebens. Er warf sich zu Carolinens Füssen, und rief unaufhörlich: sie ist todt! sie ist todt.

Schrey Teufel das Haus zusammen! rief der Vikomte dazwischen, und riß ihn in die Höhe: eine Komödien Ohnmacht! ich will sie bald wecken. Er schüttelte Carolinen, und sie öffnete das Auge. Sie lebt! sie lebt! rief Blamont: o sie lebt! sie hat das Auge geöffnet! sie lebt, und bald hätte er im Sturm seiner Freude den alten erbitterten Vikomte umarmt. Jetzt ergriff ihn dieser an der Brust, schüttelte ihn aus seinen Entzücken, und fragte mit allen Zeichen des Zornes: Was willst du hier Bube? Blamont sah den Vikomte mit grossen Augen einen Augenblick an. Ich? hier? — „Hast du den Zettel von Carolinen empfangen?" — den Zettel? ich? — „Du elender Mensch! du Auswurf deines Standes, du wagst es meine Tochter zu verführen?" — Herr Vikomte sagte jetzt Blamont, der anfieng den Zusammenhang zu begreifen, mit einer aufwallenden Empfindlichkeit: Herr Vikomte, ich? Ihre Tochter verführt? Herr Vikomte! In seiner Stimme war etwas drohendes. Bösewicht, niedriger Bösewicht, so hat sie dich verführt? fragte der Vater mit steigender Wuth.

Herr Vikomte, fieng Blamont mit bebender Stimme an, er zwang sich, sich zu fassen: Jetzt erst sehe ich, was ich sehen soll, daß sie

wissen, ich liebe Carolinen mit der ehrerbietigsten, zärtlichsten Liebe — ich — bin kein Böswicht. Mein einziges Verbrechen besteht darin, daß mein Vater ein Pächter ist; und wenn sie es so meinen, ja! so bin ich der Verführer ihrer Tochter. (Er warf einen besorgenden Blick auf Carolinen) Denn ihre Tochter — nur meine Thränen, meine Ueberredungen, meine dreisten Hoffnungen; mein Flehen, meine heisse Liebe rissen ihr Herz weg. Sie liebt mich; aber diese Liebe hat ihr Thränen der bittersten Reue genug gekostet. Sie ist unschuldig.

„Das weiß ich, Bube! das weiß ich, daß nur deine giftige Zunge mein Mädchen dahin bringen konnte, sich so weit, ihren Vater, ihren Namen, ihre Ehre zu vergessen. Steh auf Caroline! Rede! da steht der Bauer, da steht der Elende! Sprich, ist noch der kleinste Wunsch in deinem Herzen, für ihn? rede! Ich verachte den Elenden! Sprich, thust du eben das, so will ich dir die Narrheit verzeihen."

Die arme Caroline! ach, sie kannte ihren Vater; sie kannte den Sturm, der auf seine anscheinende Ruhe folgte. Sie konnte nichts sagen, sie zitterte. Gesteh, rief der Vikomte, daß du dich selbst beschimpft hast, wie du ihn nur anhörtest! Wirds? Caroline sagte leise: ich gestehe meine Thorheit! Du giebst ihn für immer auf, Caroline? — Ja mein Vater. —

Verachtest du den Elenden? — Sie seufzte ja! — Caroline halte Wort, sagte der Vikomte: Du kennst mich. Nun geh! Caroline gieng schwankend in ihr Kabinet. Die Mutter folgte ihr.

Und nun du lächerlicher Bursche, fieng der Vikomte an: gesteh deine Narrheit, und dann geh zum Teufel, und nimm nie den Namen meiner Tochter auf deine Lippen, oder du bist unglücklich.

„Herr Vikomte, diese Liebe, der ich entsagen soll, ist mein einziger Stolz. Diese Empfindung wird nur mit dem letzten Hauche meiner Brust aufhören. Was ich Ihnen versprechen kann, ist das: nie werde ich einem Menschen sagen, ich liebte Caroline Liancourt. Aber wehren sollen Sie mir nicht nach Ihren Besitz mit allen Kräften des Herzens und des Entschlusses zu streben, oder um ihren Verlust zu trauern. Beydes, beydes, so lang ich lebe."

„Zu streben nach ihrem Besitze? zum Teufel, ich wollte des Narren lachen, allein deine Narrheit geht zu weit. Mensch du befindest dich in meiner Gewalt. Blamont du bist ein Geck. Ich wollte deiner schonen, um des ehrlichen Priors willen. Ich liefere dich an die erste Garnison, oder du, junger Herr

heyratheſt morgen am Tage. Da iſt Suſette aus Mangienne: jung, hübſch und reich; die ſoll dich Thoren verwahren. Wähle die Trommel oder Suſetten.“

„Keines von Beyden, Herr Vikomte. Ich liebe Caroline Liaucourt, — und dieſe Liebe — ſoll dich zu einen braven Soldaten machen, nichts weiter, und — du glaubſt nicht, wie weit ich gehen kann.“

„Daß weiß ich; allein, machen Sie mit mir, was Sie wollen, was Sie können und dürfen; Sie werden mich nie dahin bringen, die theuern Augenblicke zu bereuen, die mir meine Liebe gab.“

Der Vikomte ſah finſter vor ſich hin. Gut denn, ſagte er ſchneidend: ſo magſt du dieſe Nacht denn im Gefängniſſe zubringen. Er wollte an die Schelle. Blamont hielt ihn. Herr Vikomte, wenn ihre Bedienten mich hier, in der Nacht auf dem Zimmer ihrer Tochter finden. Sie erhitzt, mich gefangen — ſchonen ſie den Ruf ihrer Tochter. Ich ſtehe ihnen dafür, ich entgehe ihnen nicht.

So geh zum Teufel! rief der Vikomte, und öffnete das Zimmer. Blamont gieng, er warf noch einen Blick auf die Thüre, die Carolinen von ihm trennte. Er ſeufzte; und ſich ſelbſt

nnbewußt, stand er endlich gegen Morgen in Chatillon vor seiner Eltern Hause.

Der Vikomte warf sich unruhig auf den Sofa. Er hatte Mühe genug gehabt, nur soweit seine Fassung beyzubehalten. Indeß erkannte er das Herz so ziemlich genau, und wußte, daß die Liebe listiger ist als der Zorn. Seine Absicht war gewesen, den Jüngling seiner Tochter verächtlich zu machen; er wollte seine rasche Großmuth, seine schwärmerische Liebe überlisten. In der That war die Drohung, Blamont an eine Garnison abzuliefern, nur eine ganz eitle Drohung gewesen. Er hatte den alten Prior zu lieb dazu, und so schlug er einen andern Weg ein.;

Er gieng den folgenden Tag nach Chatillon, suchte Blamont auf. Du kennst mich Blamont, sagte er rnhig zu ihm: ich bin Mann für mein Wort. Du liebst Carolinen; noch mehr, Caroline hat dich geliebt. Du hattest Recht. Ich kann dir nicht wehren, nach ihren Besitz zu streben, ich habe nicht tausend Augen dich zu bewachen. Du hast mich einmal betrogen, und kannst mich noch hundertmal betrügen. Moralisieren will ich mit dir nicht; denn ich kenne die Leidenschaft. Ich bin hier, um dir noch einmal eine Wahl anzutragen: du

heurathest heute oder morgen Susetten, oder Carolinen nimmt den Schleyer.

Fall mir nicht ins Wort: was du mir sagen willst, hat mir Caroline und ihre Mutter selbst gesagt: und ich bin unerschütterlich bey Ihren Thränen geblieben. „Aber gnädiger Herr! Das Vorurtheil des Standes.“ — Ist meine Leidenschaft so wie Liebe, deine; moralisieren will ich nicht. Du nimmst Susetten oder Caroline den Schleyer. Ihre Thränen mögen dann die Strafe ihrer Thorheit seyn; über dich habe ich keine Rechte. Du magst dann lachen, wenn sie weint. Blamont erblaßte, und das um so mehr, weil schon einmal die Rede davon gewesen war, daß Caroline Nonne werden sollte. Richtig gieng sein Herz in die Falle, die man ihm gelegt hatte.

„Süsetten, gnädiger Herr, heurathe ich nicht; denn ich liebe sie nicht, aber — gut dann! Sie sollen Ihren Willen haben. Hier bin ich! liefern Sie mich in eine Garnison. Ich will das Opfer ihres Vorurtheils werden.

Der Vikomte faßte ihn beim Wort. Man gieng zum Prior. Blamont erklärte seinen Wunsch Soldat zu werden. Liancourt versprach für sein Glück zu sorgen. Briefe giengen noch den Tag nach Straßburg, und auch denselben Tag begab sich Caroline mit ih-

rer Mutter auf einige Zeit zu des Vikomte Schwester.

Einen Monat darauf verließ auch Blamont Chatillon; mit der starrsten Gleichgiltigkeit sah er seine Sachen packen. Er nahm Abschied von seinem Freunde, ebenfalls mit einer auffallenden Gleichgiltigkeit. Kalt schloß er ihn an seine Brust. Es schien, als ob die Liebe alle seine Empfindungen getödtet hätte. Wie er den Saalgang mit dem jungen Liancourt hinab gieng, und sich Carolinens Zimmer näherte, so fiel er noch einmal seinem Freunde mit einer sonderbaren Heftigkeit in die Arme, und bath ihn zurück zu gehen.

Er gieng. Blamont öffnete Carolinens Zimmer, und trat hinein. Da stand er, sah mit nassen Augen im Zimmer umher. Er warf sich einen Augenblick auf den Sofa, legte seinen Mund dahin, wo Carolinens Wange, die Nacht gelegen hatte. So leb wohl Caroline! rief er leise, so leb wohl! Er wollte gehen, und hörte ein Geräusch an der Kabinetts Thüre. Er öffnete sie, und Carolinens Hündchen hüpfte freundlich und wimmernd an ihn auf. Man hatte ihn eingesperrt, um zu verhindern, daß er Carolinens Spur nicht nachliefe. O Gott! sagte er: so sind ich doch noch etwas von ihr! Er nahm den Hund auf seine Arme; er lieb-

koste ihm. Er setzte ihn wieder nieder. Der Hund sprang an ihn auf, und vor ihm her, als ob er mit ihm gehen wollte. O! du willst mit mir? rief er mit nassen Blicken: willst du mein seyn? so komm! komm! ach! und sey mir treuer als Caroline war! Er gieng, seine Blicke allein auf das fröhliche Thierchen gerichtet, nach Chatillon. Dann warf er sich Abends in den Wagen, und fuhr nach Straßburg ab.

Der Vikomte hatte ganz richtig gerechnet. Du wirst Carolinen tödten, hatte ihm seine Frau gesagt. Die stärkste Liebe hat nicht Stärke genug, ein Jahr ohne Nahrung zu leben, lächelte der Alte: wenn ich den Burschen nur erst los bin. Caroline soll mir nicht sterben, so bleich sie auch jetzt umher wimmert, und die ganze Welt mit ihren Thränen auf ihre Seite zieht. Und so war es. Caroline hatte in ihrem Cabinette die ganze Unterredung Blamonts und ihres Vaters gehört. Man kann denken, welche Empfindungen in ihrer Brust rege wurden, wie sie den unwandelbaren Muth hörte mit dem Blamont seiner Liebe treu blieb. Hätte sie sich vor ihrem Vater nicht so sehr gefürchtet, sie wäre noch jetzt in das Zimmer zurück geeilt, um mit ihm in Liebe und Treue zu wetteifern. Wie sie allein war, so stellte sie sich ans Fenster; sie faltete ihre Hände hinaus; —

O Blamont! rief sie: muthiger wärst du als ich, aber treuer sollst du nicht seyn. Sie weinte die Nacht durch, und am andern Morgen, sah sie wirklich mitleidenswerth aus. Ihre Wange war bleich, ihr Auge verweint, ihre Stimme krank, ihr Gang langsam, ihre Stellung kummervoll und alle ihre Antworten Seufzer.

Nach Tische fuhr der Wagen vor. Man pakte ihre Sachen ein. Sie vermuthete ihre Abreise. Sie stellte sich ans Fenster, starrte mit ängstlichen Blicken in die Gegenden des Gartens, wo sie gewohnt war, ihn sonst zu sehen. Er war nicht da. Sie hörte jetzt die Stimme ihres Vaters: ruft Carolinen! O Blamont! sagte sie heimlich: so soll ich dich nicht wieder sehen! Sie nahm eine ihrer alten Blumen, drückte sie an ihren Mund, in ihre Augen. Dann ließ sie sich ganz gelassen, von ihrem Vater an den Wagen führen. Sie machte noch eine Bewegung ihren Bruder allein zu sprechen. Ihr Vater verließ sie nicht. Sie lehnte sich weit aus dem Wagen hervor, wie er am Wege nach Chatillon wegfuhr. Er war nicht da. Nun dann! sagte sie bitter lächelnd, und faltete die Hände auf die Brust: man wird es sehen, und dann wird es zu spät seyn. Die Mutter konnte vor Angst nicht fragen, was man sehen würde. Indeß, man kam bey der

Tante noch lebendig an, mehr als die Mutter erwartet hatte.

Hier fand Caroline eine heitere Gesellschaft von jungen Leuten. Die ersten Tage gelang es niemanden, die Kummervolle zu erheitern. Nach einigen Tagen aber lächelte sie doch wohl hin und wieder einmal. Der Monat war kaum abgelaufen, und Carolinchen befand sich täglich doch eine ganze Stunde lang heiter. War sie allein, so fühlte Blamont ihren ganzen Ideenkreis; aber man ließ sie selten lange allein. So wurde nach und nach die heisse Liebe lauer; und noch lauer ward sie, da ein angenehmer junger Mann, ihr die schönsten Beweise seiner zärtlichen Liebe gab. Blamont war darum nicht vergessen. Nein! sie legte sich selten nieder ohne ihm den Schwur ewiger Treue zu wiederholen. Selten stand sie ohne den Gedanken an ihn auf. Sie spielte noch immer, wenn sie allein war, ihren Roman mit ihm fort. Der Liebe geht es wie dem Kummer. Das Herz hat nicht Stärke genug immer zu weinen, so wenig, wie immer zu lieben. Sie erhielt keine Nachricht von ihm. Ihr Bruder hatte ihr nur ein einzigesmal geschrieben; daß Blamont Dienste genommen habe. Das war alles was sie von ihm wußte.

Ihr Vater besuchte sie. Er sagte lächelnd

zu seiner Frau: sie lebt noch! Sie besuchte auch ihren Vater in Pillon. Hier zwar, umringt von lauter Bildern, die sie nur mit Blamont vereinigt zu denken gewohnt war, bekam ihre Liebe einen Rückfall. Aber auch dafür war ihr Vater besorgt gewesen. Der Vikomte fragte den Prior in Carolinens Gegenwart, nach Blamonts Befinden. Der alte Mann zog einen Brief von seinem Obersten hervor, der auf die Bitte des Vikomte, eines Freundes von diesem Obersten geschrieben war. Er las ihn vor. Der Oberst schrieb: daß Blamont sich wohl aufführe, und daß er sein Glück machen würde, wenn er seinen Rath folgen wollte. Er ist ein hübscher Junge; eine junge schöne Wittwe liebt ihn, und ich hoffe, er wird ihre Hand annehmen, die sie ihm mit einem grossen Vermögen anbietet. Wenigstens hat er die ersten Schritte dazu gethan. Er wohnt bey ihm im Hause, und ich hoffe ihnen bald die Nachricht geben zu können, daß er diese Verbindung getroffen hat, die ich wünsche. Caroline warf schnell einen Blick auf ihren Vater. Der war ganz unbefangen, und der alte Prior saß da, wie die Ehrlichkeit selbst. Carolinen war bey dem ganzen Gespräch nicht wohl zu Muthe. Die Empfindung des Widerwillens war noch immer hef-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

tig genug. Sie stand unter einem Vorwand auf, gieng, und schmälte auf Blamont. Der Gedanke verleitete ihr alle alte Ideen; sie verließ Pillon wieder, und fröhlicher und beruhigter reiste sie wieder zu ihrer Tante hinunter; was ihr noch mehr Blamonts Untreue bestättigte, war, daß ihr Bruder noch nicht einen Brief von Blamont erhalten hatte Der treue Blamont ward nach und nach immer mehr, vergessen, und fielen noch einmal Carolinens Gedanken auf ihn, so geschah es, um ihn der Untreue anzuklagen.

So waren etwa anderthalb Jahre vergangen, und diese heisse ewige Liebe, war in den wenigen Tagen, und mit ihnen verschwunden. Caroline war jetzt ein sehr reizendes Mädchen das Verlangen, und der Wunsch aller jungen Männer, die sie kennen lernten. Sie blühete, wie eine junge Rose. Eine muthwillige Heiterkeit lag in ihren hellen Augen, und auf ihren Lippen. Ihre Tante war die rechte Frau, ein junges kummervolles Herz aufzuheitern. Alle Tage Gesellschaft aus den umliegenden Städten, aus allen Ständen; ein Fest jagte das andere; und befand sich keine Gesellschaft bey der Tante, so war die Tante mit ihren Töchtern in einer der umliegenden Städte, und Caroline von einem Hof von An-

betern belagert. So befand sich Caroline eines Tages in Metz, bey dem Gouverneur auf einem Balle. Man saß am Tisch, Caroline in ihrer blendensten Schönheit, in dem reizendsten Anzuge zwischen zwey ihrer Anbeter. Lachen, Scherz und Witz flogen um den Tisch her. Auf einmal wurde ein Aufstand. Ein Unteroffizier, der den Gouverneur etwas meldete, ward bleich, taumelte, hielt sich an den Stuhl des Gouverneurs, konnte nicht reden, und wäre bald dahin gesunken. Was ist ihm? rief der Gouverneur: und stund auf, um den taumelnden jungen Menschen aufzufangen. Das zog die Blicke der ganzen Gesellschaft dahin. Die Bedienten führten den jungen Menschen hinaus.

Caroline war in einem seltsamen Zustande. Sie warf ihre Blicke auf den jungen Menschen, und — sie erschrack beynahe eben so heftig, wie er selbst. Denn es war beynahe Blamonts Gesicht. Sie zweifelte noch; da warf der Soldat seinen sterbenden Blick starr auf sie, legte die Hand auf die Brust, beugte die Stirn auf einen Stuhl, und sie sah sein Gesicht nicht wieder. Alle ihre Kräften waren in Aufruhr. War er's? O er war's! So gieng das unaufhörlich in ihrem Kopfe. Ihre Heiterkeit war dahin. Sie saß da, die trüben

Augen auf die Thüre geheftet, durch die er verschwand. Man mußte ihr sagen, daß man vom Tisch aufstehe; denn sie wäre sitzen geblieben.

Der arme Mensch! was mochte ihm fehlen? hörte sie ein Mädchen, einen Offizier fragen. Sie stellte sich zu dem Mädchen, und sah starr auf des Offiziers Lippen. Dieser Mensch, sagte der Offizier lächelnd, ist eine Seltenheit, der das Mitleiden jedes fühlenden Herzens verdienet, und der ein Beweis ist, daß wir Männer treuer in der Liebe sind, als man uns gewöhnlich hält. — Nun? fragte ein Mädchen: Caroline erblaßte.

Seine Geschichte wollen sie wissen, meine Damen? ich kann ihnen nur Bruchstücke davon geben. — Nun?

„Er kam nach Straßburg, unter das Regiment, bey dem ich stehe. Er war als ein Mensch von guter Erziehung empfohlen. Ein Zug von Gram, der auf seinem Gesichte voll stiller Gelassenheit gleichsam nur schwebte, machte ihn vom Anfange, an jedem Menschen interessant. Man wußte lange nicht, was die Ursache seines Grames seyn mochte; denn so sanft er war, so verschlossen blieb er über diesen Punkt."

„Eine unglückliche Liebe? nicht wahr?"

„Ja eine unglückliche Liebe. Man suchte ihn zu erheitern. Vergebens. Es fehlte ihm nicht an Gelde, es fehlte ihm nicht an Versuchungen seinen Gram ungetreu zu werden; denn ich habe immer gefunden, daß das weibliche Geschlecht, sich für ein kummervolles Mannsgesicht, immer sehr interessirt. Allein umsonst. Er blieb seinem stummen Kummer getreu. Das erregte Aufsehen. Besonders machte es sich der Oberste zum Geschäft, den Gram des jungen Menschen zu zerstreuen.

Der Oberst scheint überdem mehr von des jungen Menschen Geschichte zu wissen, als ich. Man wollte ihn gern verheurathen. Alle Versuche sind fehlgeschlagen. So wie sie ihn heute Mittag gesehen haben, so ist er seit der Zeit, da ich ihn kenne: ein schönes Bild des stillesten, gelassensten Kummers."

„Aber woher wissen sie denn, daß Lieben die Ursache seines Zustandes ist? besonders da der junge Mensch so stumm über die Ursache seines Grams ist?"

„Das verläugnet sich nicht; in jedem Worte, in jedem Seufzer, hört man bey ihm die Liebe reden, und seufzen. Sehen sie, da sitzt jemand neben ihm, und spricht mit ihm von dem Entzücken der Liebe. Er hat den schweren Blick an den Boden geheftet, hört halb

träumend zu. Er schüttelt sanft mit dem Kopfe, wenn man von der Dauerzeit dieses Glückes redet. O! sagt er dann sanft lächelnd: man sollte sich das nicht überreden. Er bewegt verneinend die Hand, und dabey sind seine Blicke so kummervoll, und seine Miene so gelassen traurig, daß sie einem wehe im Herzen thut. O so müßten sie ihn sehen.

„Dann steht er wohl auf, legt die Hand auf das Herz, spricht mit einer Art von Hitze: denn ich! ich! o was that ich denn? Nein, sagt er dann, in dem vorigen Tone, man sollte an keine Liebe glauben, o wie glücklich könnte man denn seyn! Er kann wohl zuweilen ein Mädchen mit einem halben Lächeln betrachten, und neckt man ihn damit, so sagt er: ach nein! ich glaube das Herz kann nur einmal lieben. Man lächelt bey einer Blume von Band, weil man sich dabey seiner Blumenzeit erinnert. Sehen sie, das alles sagt er mit einem Tone, mit einer Miene, die man dabey hören und sehen muß, um das zu fühlen, was wir alle dabey fühlen, die wir ihn kennen."

„Aber mein Gott, weiß man denn seine Begebenheit nicht."

„Nicht ein Wort Gewisses. Man vermuthet nur, daß ein Mädchen, dem er unendlich viel aufgeopfert haben muß, ihn auf eine höchst

bittere Art verlassen hat. O! sagt er oft: Wenn der Mensch nur die Hälfte von der Treue dieses Hündchens hätte! Er hat ein Hündchen, das er wie sein Leben liebt, wahrscheinlich ein Geschenk seines ungetreuen Mädchens.

„Und wissen Sie denn," fieng ein noch junger Offizier an, der zu eben dem Regiment gehörte: „die Geschichte mit dem Hunde? die Compagnie wurde doch nach Bedfort verlegt. Ich war mit ihm auf der Wache. Man trommelte mitten in der Nacht Feuerlärm. Das Feuer war gerade in dem Hause ausgekommen, wo er sein Quartier hatte. Er hörte es, und verschwand. Durch Rauch und Flammen dringt er ins Haus, die Treppe hinan, in sein Zimmer. Fröhlich scheinend, als ob er köstliche Schätze gerettet hätte, kommt er zurück, und hat nichts, als ein seidenes Tuch, das durch ein goldenes Ringelchen gezogen ist, und sein Hündchen gerettet Man lachte über seine Thorheit, denn er hatte sein Gold richtig verbrennen lassen. Er hörte das Lachen nicht einmal. Mit fröhlichen Augen betrachtete er seine geretteten Schätze. Er schmeichelte dem Hündchen. Nun sagt er: Nun ist unsere Rechnung abgethan. Du giengst mit mir, um ihre Untreue mir zu vergüten, und ich habe dir das Leben gerettet! Dann betrachtete er still

fein Tuch, den Ring, schüttelte den Kopf, und sagte; das ist alles, alles, was ich von ihr habe! das für meine ewige Liebe, und doch dank ich Gott, daß ich es gerettet habe.

Weiß man nicht, woher er ist? fragte ein Mädchen!

Aus Chatillon in Lothringen; antwortete der Offizier! der arme Blamont.

O mein Gott! mein Gott! rief Caroline jetzt laut aus. Der kleine Kreis sah sie an. Sie saß da, mit großen Thränentropfen auf den bleichen Wangen. Ist Ihnen etwas? fragte ein Offizier. Die Geschichte — sagte Caroline stockend, die Geschichte — hat — O! die Geschichte — hat schon mehreren Augen Thränen entlockt. „Erröthen Sie nicht, die Thränen beweisen die Güte ihres Herzens." Caroline hörte die letzten Worte nicht. Sie war in sich selbst wieder versunken. Man kann leicht denken, welche Wirkung die Geschichte auf Sie machen mußte. Jedes Wort, das der Offizier sagte, war ein Schlag, der ihr Herz zerschmetterte. Sie setzte sich während der Erzählung, denn sie konnte nicht mehr stehen, so matt fühlte Sie sich. In ihrem Innern schrieen tausend Stimmen der Reue, der Liebe, des Mitleidens, der Dankbarkeit. Züge seines Grams zerrissen ihr Herz, und seine

Treue goß Balsam in die Wunde. Sie hörte die Erzählung wie in einem Traume. Sie sieht ihn, wie er durch die Flammen dringt; sieht ihn, wie er wieder hervor kommt, und ihr Tuch, und ihren Ring, die sie ihm schenkte, an seine Brust drückt. Der Vorwurf, den er ihr in dem geretteten Hunde macht, erschüttert sie heftig. Sie sieht ihn, ach! so lebendig! wie er da sitzt, das Tuch betrachtet, und mit seiner schönen traurigen Stimme sagt: das ist alles, was ich für meine ewige Liebe habe! das sieht sie einen Augenblick. Sie hörte zugleich den Namen Blamont nennen. Er ist da, denkt sie. Ihr schwindelte. O mein Gott! ruft sie ängstlich, und die Gesellschaft dreht sich zu ihr um.

Des armen Blamonts Zustand war nicht besser. Der Offizier hatte richtig erzählt. Blamont war nach Straßburg gekommen, und tiefer Kummer sein Begleiter gewesen.

Sein gramvolles blasses Gesicht, seine traurige Gelassenheit, die stillen Träumereyen, in denen er immer umher gieng, einige bedeutende Worte, die dem Obersten des Regiments über des jungen Menschen Geschick und Kummer entfuhren, hatten das Interesse des Regiments auf ihn gezogen. Man wußte nichts Bestimmtes über ihn, und die Ursache seines

Grams. Also dachte man sich die seltsamsten Schicksale, die ihn betroffen hätten. Man beeiferte sich, ihn zu erheitern, man suchte seine Freundschaft, sein Vertrauen. Sein düsterer, mißtrauischer Gram machte ihn allen jungen Leuten von Gefühl bedeutend. Man liebte seinen Kummer, wenn auch nicht den Jüngling. Das fühlte er. Die Zeit, Zerstreuungen und Vergnügungen, würden den Gram verlöscht haben. Blamont hielt ihn fest, und die Eitelkeit machte ihn treuer als seine Liebe. Man liebte ihn derentwegen, wie man einem traurigen Kinde schmeichelt. Blamont ward eins, das fortweint, weil man es zu trösten versucht. Er trauerte, um interessant zu seyn, und überredete sich, daß er um Carolinens Verlust traure.

So war er nach Bedfort, so nach Metz gekommen. Die Garnisonen in Frankreich wechseln. Er trat in den Saal, wo Caroline am Tische saß. Eben öffnete er die Lippen, um dem Gouverneur etwas zu melden. Plötzlich erblickt er die Geliebte, die so innig geliebte Carolina. Ach! Sie sah dem Bilde nicht ähnlich, das seine Phantasie von ihr machte. — Da saß sie mit vollen rosenrothen Wangen. Ein frohes Lachen schwebte auf ihren Lippen, in ihren Augen strahlte eine hei-

tere Muthwilligkeit. Sie plauderte so vergnügt mit ihrem Nachbar, geschmückt, wie eine frohe Braut. Bleich, abgehärmt, hatte er sie gedacht, mit Augen voll Thränen, mit einer einfachen farbelosen Kleidung, die ihren Gram bezeugte. Und so! so! Alle seine Empfindungen wurden rege. So undankbar, so treulos! Und er so treu! so elend! Er taumelte; er ergriff den Stuhl, der vor ihr stand, er beugte seine Stirn auf die Lehne. Noch einen Blick warf er auf Carolinen; sie sah ihn an, starr, aufmerksam; man führte ihn hinaus.

Zu Hause warf er sich in einen Stuhl. Die wildesten Empfindungen zerschnitten sein Herz. Eifersucht warf ihre verzehrende Flamme in seine Brust. Er verschwor es, an sie zu denken, und er dachte nur sie. Am Abend spät taumelte er nach des Gouverneurs Hause. Eine wildfrohe Musik tönte ihm entgegen. Er hörte das Rauschen der Tanzenden. Eine grimmige Wuth ergriff ihn. Er kreuzte die Hände über die Brust, und fragte mit bebender Stimme: O! o! ist es möglich? Nein! rief er: nein! fort! fort! Blamont hörte er leise hinter sich rufen. Wild sah er sich um. Blamont! rief es noch einmal seufzend. Eine weibliche Gestalt eilte auf ihn zu. Es war Caroline, in eine lange Saloppe gewickelt.

Blamont! komm geschwind! wo ist dein Haus? geschwind! Verschwunden war der Gram und die Wuth. Caroline! rief er: warf einen Blick auf sie. Er sah Thränen in ihren Augen, und ergriff ihre Hand. Sie zitterte. Fort, fort! flisterte Caroline. Er wollte stehen bleiben. Sie eilten Hand in Hand in Blamonts Haus, auf sein Zimmer, und Caroline warf sich sanft weinend in einen Stuhl, und verbarg ihr Gesicht in ihre Saloppe.

Caroline hatte das Tanzen abgeschlagen. Mir ist nicht wohl! sagte sie, und ihr Gesicht bestättigte es. Sie stand auf ihrem Zimmer am Fenster, und hoffte auf Blamont. So oft eine Uniform die Gasse herab kam, pochte ihr Herz ungestümm. Sie hoffte vergebens. Am Abend kam er daher, in der finsteren schwermüthigen Stellung. Ach! da ist er, sagte sie leise: Blamont, da bist du! Er sah nach dem erleuchteten Saale hinauf an das Fenster, nicht wo sie stand. Sie lächelte, sie winkte verstohlen. Er sah nicht herauf. Sie rief leise, leise, und nie hatten ihre Worte mehr Anstrengung gekostet: Blamont, hier, hier bin ich! Er hörte nicht. Da schlug er die Arme übereinander. Sie sah die Stellung, sie hörte seine Worte: O, o, ist es möglich? Rasch nahm sie die Saloppe um, flog die Treppe

hinab, zum Hause hinaus. Er gieng schon zurück; sie eilte hinter ihm her, und endlich erreichte ihn ihre Stimme.

Lange saß sie da in dem Stuhle, weinte, und verhüllte ihr Gesicht. Blamont wagte es nicht sie zu stören. Endlich sprang sie auf mit den Worten: ich muß fort. Sie sah ihn an, sie sank gegen ihn, und endlich an seine Brust. Aufs neue Schwüre einer ewigen Treue. „Mein Vater," fieng Caroline im Weggehen stockend an: „mein Vater — ist jetzt nicht in Pillon. Er ist in Paris." Freudig schloß Blamont sie für diese Nachricht in die Arme. „Und ich," setzte sie zärtlich hinzu: „ich komme wieder zu meiner Mutter nach Pillon." „Ich sehe dich wieder, Caroline!" rief Blamont. Caroline wickelte sich in ihren Mantel. Sie flog mit leisen Schritten über die Gasse, und auf ihrem Zimmer rief sie einmal um das andere: ich hab ihn wieder.

Caroline hielt Wort. Trotz den Bitten ihrer Tante, trotz den Freuden, die sie bey dieser umschwebten, kehrte sie nach dem einsamen Pillon zurück, wo sie die süsseren Freuden der Liebe erwarteten. Blamont hatte der Liebe Wink verstanden, und einige Tage nach Carolinens Ankunft, war auch er da. Die Mutter des Mädchens machte zwar ein paar grosse Augen, wie sie Blamonts Ankunft hörte; allein

Caroline that so unbefangen, so nachläßig bey der Nachricht, daß sie auch bessere Augen, als die ihrer Mutter, getäuscht haben würde. Die ersten Tage beobachtete das Mütterchen die Tochter. Diese sah's und hielt sich auf ihrer Huth, bis sich das Mütterchen beruhigte.

Wirklich wußte auch Caroline nicht, wie sie eine Zusammenkunft mit Blamont veranstalten sollte. Nun war sie doch in seiner Nähe, sie sah ihn doch zuweilen auf einem Spaziergange, und die Hoffnung, man kann doch nicht immer aufpassen, gaben ihr die Heiterkeit, durch welche ihre Mutter betrogen ward.

Caroline wandte sich jetzt an ihre ehemalige Verrätherin, an die Pächterin Roßiere, mit leisen Anspielungen. Die junge Frau verstand sie, lächelte, gab Anspielungen, daß alles gut gehen sollte, zurück. Allein nach einigen Tagen verschwand auch diese Hoffnung.

Blamont war zu stolz, oder zu furchtsam die Pächterin zu seiner Vertrauten zu machen. Er antwortete auf Hannchens Anspielungen nicht ein Wort, und wie sie ihm mit Carolinens Wunsch näher rückte, so nannte er mit einer kaltstolzen Miene, die Pächterin, eine Thörin. Er ließ sie stehen, ohne ihr nur einmal mit einer Miene Dank zu sagen. Caroline ward halb, und Hannchen ganz irre an ihm. Dieses

Glück auszuschlagen! Caroline sah seine brennenden Blicke, die er auf sie warf, wenn er sie sah; und sie dankte ihm die edle Delikatesse, mit der er eine Vertraute, wie Hannchen vermieden hatte.

Durch Carolinens Reise hatte sich aber der Kreis ihrer Bekanntschaften vermehrt. Einige Familien in der Nähe traten zusammen, ein kleines Familien-Theater zu bilden. Man spielte einige kleine Stücke. Der Plan wurde vergrößert. Auch die Pächterin Hannchen mußte eine Rolle übernehmen, und noch blieb die Rolle des jungen Menschen unbesetzt. Man hielt Rath, wem man diese Rolle anvertrauen könnte. Dieser und jener ward vorgeschlagen. Ist dann nicht ein junger Mensch, fragte ein Offizier, in ihrer Gegend: der Geist und Gefühl genug fürs Theater hat? Carolinen, ihrer Mutter, und der kleinen Pächterin, fiel bey dieser Frage sogleich Blamont ein. Die Mutter sah Caroline mit einer forschenden, bedenklichen Miene an, und schwieg. Caroline sagte ruhig: ich weiß niemanden! sie warf aber einen so sprechenden Blick auf Hannchen, daß sie ihn nicht mißverstehen konnte. Da ist ja der Blamont wieder hier, sagte sie triumphirend: ich dächte, gnädige Frau, der wäre sehr zu brauchen. Das wohl, sagte die Mutter: aber —

sie warf einen unruhigen Blick auf Carolinen. Diese hat gar nicht auf das Gespräch gemerkt. Sie schäckerte mit dem Offizier. Die Mutter gab es endlich zu. Caroline hatte in dem Stücke die Hauptrolle, und es konnte nicht gegeben werden ohne Blamont. O Eitelkeit! Blamont erschien. Die Mutter betrachtete ihn ahnend, wie er hereintrat. Caroline erröthete, und fuhr zusammen, wie sie seine Stimme hörte. Sie hatte der Thüre und ihrer Mutter den Rücken zugedreht. Man fand Blamonts Figur, Stimme und Aktion vortreflich. Das Stück wurde mit allgemeinem Beyfall gegeben. Caroline erhielt von den Zuschauern den Siegespreiß. Die Mutter war auser sich vor Freuden. Ach! sie bedachte nicht, daß Caroline und Blamont, hinter den Kulissen, die geschriebenen Rollen in der Hand, und mit den Rollen ihrer Herzen beschäftigt, in den allerzärtlichsten Gesprächen, mit Thränen in den Augen standen. Hannchen lauschte an der Treppe, die aufs Theater führte, kam die Mutter, so zog Hannchen die Glocke, die das Zeichen zum Niederfallen der Gardine gab; husch flog Caroline an die andere Seite der Kulissen, Blamont und Caroline standen, und lernten emsig ihre Rollen, die armen Kinder! und man mußte sie dennoch jedesmal rufen, wenn sie erscheinen sollten.

Die Mutter ertappte sie niemalen zusammen: was ihre Unruhe hätte erregen sollen, berühigte sie. Sie lächelte zufrieden, wenn sie Carolinen mit den brennenden Augen in ihrer Rolle lesen, und Blamont mit zitternden Händen die Lichter schneutzen sah. Ein paar Bediente hatten bey diesem Handel die schwereste Rolle. Sie liefen bey jedem Geklingel hinter die Gardine, hoffen auf das zweyte Zeichen, und schüttelten die Köpfe über die verwirrte Maschinerie. Sie wußten eben so wenig wie die andern von der zweyten Komödie, die man hier in der Stille gab.

Blamont war bey der wirklichen Aufführung der Komödie so zerstreut, und zugleich voll so heftiger Empfindungen, daß er seine kleine Rolle, mit einem so unnatürlichen Pathos, mit einem so Affektvollen Gesicht und Stimme abdeklamirte, daß er nach Carolinen den grösten Beyfall erhielt. Schade! rief man: daß der junge Mensch, mit den brennenden Augen, mit den glühenden Wangen, mit dem schönen Affekt, mit der bebenden zärtlichen Sprache keine größere Rolle hatte. Carolinens Herz schlug den Schlag des höchsten Triumphs, wie sie dieß Lob hörte. Sie fieng jetzt an, sich ganz heimlich für ihn zu verwenden. Blamont bekam eine größere Rolle,

und sein Beifall stieg mit jedem Stück, das aufgeführt wurde. Endlich, ach! endlich bekam er die Rolle ihres Geliebten. Die Mutter; die arme Mutter wußte nicht, was sie thun sollte. Sie ahnete die Gefahr, und dennoch — den Triumph zu wissen, ihre Tochter beklatschen zu lassen? sie gab es stillschweigend zu. Bey der ersten Probe war sie gegenwärtig. Sie sah ihre Tochter, und zitterte. O Gott! Madame, sagte ein Offizier vor Entzücken auſſer sich: welch eine glückliche Mutter sind Sie! So etwas hab ich nie gesehen! Der Busen der Dame hob sich vor mütterlicher Freude und Sorge. Da stand sie, da stand Caroline. Der Busen flog, sie hob die Augen und Hände gegen Himmel, und ein Strom von Thränen stürzte aus den blitzenden Augen. Alle Blicke der übrigen Spieler waren auf Carolinen gefesselt. Niemand wagte es Athem zu hollen. Ein leises bewunderndes Ach! floß leise von den Lippen der Domestiken, wie sie ihr schönes Fräulein sahen. Lange stand Caroline da, in dieser Stellung. Auf einmal hob sie mit ihrer schönen, bewegten Stimme sanft an:

Ciel, que je dois d'encens á ta bonte propice!
Mes pleurs, t'ont desarmé; tout change,
et la justice

Aux seux, dont j'ai vougi, vendant leur
pureté,
En les recompensant, les met en liberté.

Diese vier Verse sagte sie mit einer Stimme, so bebend, so eindringend, so fromm, so fröhlich. Heisse Thränen strömten dabey über ihre Wangen. Jedes Herz wurde erschüttert, weil Carolinens erschütterte Seele diese Verse sprach. Die Mutter selbst vergoß eine Thräne, und zog die Stirn aus Wehmuth über die Thräne zusammen.

Dann wandte sich Caroline an ihre Vertraute. Sie schloß sie mit Heftigkeit in ihre Arme, schluchzte an ihrer Brust. Die arme Vertraute gerieth in eine nicht geringe Verlegenheit bey Carolinens Spiel. So etwas hatte sie nicht erwartet. Ihre Bewegungen wurden von Herzen hölzern; Caroline sagte leise, sehr leise:

Va le chercher, va, cours! Dieux, il
m'evite encore,
Faut-il qu'il soit heureux, helas! et qu'il
ignore?

O! die Blicke, mit denen sie den letzten Vers sagte, waren so voll von einer entzückensvollen Fröhlichkeit, daß die argloseste Seele hätte Carolinen in Verdacht ziehen müssen. Die Mutter sah's, und schüttelte bedenklich

den Kopf. Sie bereuete ihre Bewilligung hundertmal, und sie wäre bald auf das Theater gesprungen, und hätte der Probe ein Ende gemacht, wie nun Blamont endlich selbst auftrat. Er näherte sich mit zitternden Schritten seiner reizenden Geliebten. Sie sah ihm entgegen mit einem Blick voll reiner, freundlicher Zärtlichkeit. Er öffnete die Lippen um zu reden: und verschloß sie wieder. Endlich redete sie. Sie bewegten nicht eine Hand, und dennoch, dennoch drangen ihre Worte in die Herzen, und entlockten den Augen aller Zuschauer Thränen. Endlich sagte Blamont: — je suis des mortels de plus infortuné! und das mit einer Stimme, mit einem so unendlich rührenden Tone, daß jeder zitterte. Er schwieg. Der Sufleur sagte leise, dann lauter, weiter vor. Blamont hörte nichts. Er bedeckte mit der Hand das Auge, das voll Thränen hieng. Caroline sah ihn an. Sein Ton war ihr durch die Seele gegangen. Sie sank auf seine Schultern. Ihre Thränen vermischten sich. Es entstand eine Pause, in der dem Sufleur der Angstschweiß ausbrach, und die keiner der Zuschauer bemerkte. Sie glaubten die schönsten Verse zu hören, und hörten nichts als Seufzer der Liebe. Die Natur ist

der beste Dichter. Caroline besann sich zuerst wieder.

Der Dialog hob wieder an; die Empfindung der beiden Liebenden stieg aufs höchste. Wie Blamont zu den beiden Versen kam:

Je sai ce qu'est un pere et ses droits absolus;
Je sai . . . que je vous aime . . . et ne me connois plus.

so fiel das Gewicht seines eigenen Geschicks, und die Wahrheit der beiden Verse allgewaltig auf sein Herz. Mit wilden, rollenden Augen, mit einer heimlichen grimmigen Stimme sagte er den letzten Vers. Caroline fieng an zu zittern. Sie schwieg, sie sah ängstlich umher. Der Sufleur schrie aus Leibeskräften. Caroline hörte nicht. Hannchen hatte schon mit halben Zittern die Szene angesehen. Sie sprang hinzu, und sagte zu Carolinen: da kommen sie doch nimmer heraus, gnädiges Fräulein! lesen Sie das übrige nur! Sie gab Carolinen ihre Rolle in die zitternde Hand, und Caroline las das tollste Zeug. Ein Glück, daß man laut redete, und nicht hörte, was Caroline las. Nein! dachte die Mutter, wie die Probe zu Ende war, so kann nur die Liebe reden; solche Blicke kann nur die Liebe geben. Nein, Blamont darf die Rolle nicht ma-

chen. Aber wer? mit wem wird Caroline so schön, so rührend spielen? Mit wem die Thränen der Zuschauer, und ihr Lob so einärndten? Was wird man denken, wenn ich den besten Spieler die Rolle nehme, die niemand so natürlich spielt, wie eben er. So trieb die Mutter sich in doppelten Bedenklichkeiten umher; und während deß wurden Blamont und Caroline nicht müde ihre Szenen zu probiren, und so kam der Tag des Aufführens heran, und Carolinens Geschick wurde der Mode geopfert.

Man spielte, und es ist wahr, nie spielen zwei Liebende mit mehr Wahrheit, als Blamont und Caroline, und die Mutter vergaß in dem fröhlichen Taumel des Händeklatschens, daß die Wahrheit ihres Spiels nur zu wahr sey. Bei den Liebenden war indeß auch eine Veränderung durch dieses Trauerspiel vorgegangen. Blamont sagte so oft die reizenden Verse her, worinn er der Geliebten Hand aus Tugend und Edelmuth ausschlägt, bis sie endlich einen Eindruck auf sein Herz machte. Seine Miene wurde bey den Proben immer finsterer. Er rezidierte alle Verse, in denen er seiner Geliebten entsagte, mit einem stärkeren Nachdruck, und hörte nicht mehr mit der zärtlichen Heiterkeit die Versicherungen de Liebe von den Lippen seiner Ca-

roline. Er stand vor ihr, betrachtete sie mit finstern Blicken, und schwieg. Ja er wendete sich von ihren Liebkosungen ab. Mit Carolinen war es ganz anders. Die Tragödie hatte eine ganz entgegen gesetzte Wirkung auf ihr Herz gemacht. Ihr schien es eben so großmüthig ihn treu zu bleiben, als es ihm schien, sie zu verlassen. Es war nichts als ein Streit der Großmuth zwischen beiden: sie brachte das Opfer, er schlug es aus, und der großmüthige Jüngling gewann dadurch noch mehr bey Carolinen. Sie sah seinen innern Kampf, und sie verdoppelte ihre Zärtlichkeit gegen ihn. Die schwache Eitelkeit ihrer Mutter hatte sie für eine schweigende Billigung ihrer Liebe gehalten; das Lob, das Blamont einärndtete, meinte sie, berechtige zur Liebe gegen ihn. — Man lobte ihre zärtliche Liebe gegen Blamont auf dem Theater, und warum nicht auch fragte sie sich selbst triumphirend: warum nicht auch hinter den Kulissen? Sein schönes Spiel, glaubte sie, verdiene ihr Herz. O mein Vater sollte ihn nur einmal diese Rolle spielen sehen! sagte sie: sollte seine Großmuth sehen! Nein rief sie: ich bin sein, und wenn er der niedrigste Bauer wäre! So saß Blamont einmal ganz allein auf dem Theater. Er kam immer, trotz dem Entschluße sie zu verlassen, einige

Stunden früher, ehe die Probe angieng. Da saß er, den Kopf gestützt, mit schweren Blicken, die Brust voll Kampf. Caroline stand hinter ihm zwischen den Kulissen, und beobachtete ihn. Auf einmal stand er auf, hob beide Arme auf, und rief mit einer sehr bewegten Stimme aus seiner Rolle:

Laissez-moi ma vertu, laissez moi me malheurs!

Je ne la verrai plus!

Caroline trat hervor, stellte sich vor ihm, sah ihm ernst ins Auge, legte ihre Hand feyerlich auf sein Herz, und sagte aus ihrer Rolle sehr feyerlich:

Tu es mon meurtrier, ou tu es mon epoux.

Beyde erschracken: sie, vor der Bedeutung ihrer Worte; er, von dem Ernst, womit sie das sagte. Indeß, sie hatte es gesagt, und ihr wurde leicht. Sie legte sich an seine Brust, umarmte ihn stillschweigend, gieng dann langsam vom Theater hinunter, und ließ ihn allein. Ganz neue Ideen stiegen in seiner Seele empor. Caroline seine Frau? alle Bedenklichkeiten schwiegen, vor dem entzückenden Gedanken: Caroline seine Frau? seine luftige aus Versen gemachte Großmuth scheiterte an dieser Vorstellung. Er taumelte voll Entzücken. Er sah Carolinen wieder. Sie war anders

gegen ihn als sonst. Ein einiges Vertrauen, eine ruhige Zärtlichkeit, ein Hingeben voll stiller Liebe gaben ihm einen Vorschmack des Glücks, das sie ihm in dem Verse angekündigt hatte. Sie? mußte so seyn. Denn die letzte Scheidewand ihre Liebe war über den Haufen gefallen. Sie hatte ihm hundertmal gesagt: ich liebe dich! und doch blieb eine Zurückhaltung zwischen beyden zurück. Jetzt hatte sie ihm gesagt: ich will deine Frau seyn, oder du tödtest mich! und so feyerlich. Sie fühlte, ihr Schicksal war nun unaufhörlich an das seine gebunden. Ja, sie fand sich nun dadurch erleichtert, und das Vertrauen, das sie erkünsteln wollte, war sehr bald Natur. Wie die Tragödie aufgeführt wurde, wiederholte sie den Vers noch einmal mit einem so feyerlichen Nachdruck vor allen Zuschauern, daß Blamont zitterte. Er glaubte, daß alle Zuschauer seine Verhältniße mit Carolinen nun kennten, und er sagte fast unhörbar:

Tu l'emportesenfin!

Nach der Szene suchte er sie. Er fand sie im Anziehezimmer. Sie sanken einer in des andern Arm voll überfließender Zärtlichkeit. Du hast mir geschworen in Gegenwart meiner Mutter, sagte Caroline: denke an deinen Schwur Blamont: du bist mein Mörder oder mein Ge-

mahl! mein Weib! mit den Worten sank er zu ihren Füssen. Welche Kleinigkeiten können zu Entschlüssen bringen, die sonst Jahre nicht reif gemacht hätten! Carolinens Eltern hätten noch immer ihres Kindes Liebe besiegen können; ein Zufall, und diese Liebe wird Vertrauen, reine Freundschaft; sie nimmt den Charakter an, der sie allein unüberwindlich macht.

Von diesem Tage hoben ganz andere Arten von Gesprächen unter beyden Liebenden an. Es war, als ob die Gewißheit, sich zu besitzen (die hatten sich ihre Herzen gegeben) sie verwandelt hätte. Anfangs redeten sie von den Mitteln, ihre Wünsche wirklich zu machen. Sie fanden nur eins; und dieß eine war ihnen hinlänglich und sicher. Wir sind alle Tage zusammen, sagte Caroline: was fehlt uns? mit jedem Tage wächst unsere Liebe, Blamont und wir sind glücklich. Meine Mutter billigt schweigend die Verbindung unsrer Herzen, und was vermag nicht ein Weib über ihres Mannes Herz? denke, wenn ich dich bäte — Sie erröthete. Und setze den Fall, fuhr sie fort: mein Vater ist unerbittlich, nun dann! mein lieber Blamont, sagte sie schmeichelnd, so verlasse ich mein väterliches Haus; du nimmst dein Vermögen, und irgend ein kleiner Winkel in Frankreich, wird uns ja eine Hütte, den

Schatten eines Wäldchens, ein Feld, das unsere Hände gemeinschaftlich bauen, und ein Grab, wo wir schlafen, geben. So schwatzte die unerfahrne Caroline, und von ganzen Herzen: ja es gab Augenblicke, wo sie wünschte, daß ihr Vater unerbittlich seyn möchte, um den zweyten Plan ausführen zu können. Blamont schüttelte den Kopf. Ach! sagte er seufzend: Caroline du phantasierst so reizend, daß es mir wehe thut deine Träume zu zerstören.

Du kennst das Landleben nur aus der Dehoullieres und aus der Estelle.

„Ich lebe ich nicht schon Jahre lang auf dem Lande? ich bin ja von Jugend auf eure Bäuerin gewesen."

„Du kennst vom Lande nichts als die Maytänze, das Aerndtefest und die Weinlese. Du weißt nicht, meine gute Caroline, mit welchen Leiden diese Augenblicke von Freude erkauft werden." Dann fieng Blamont an ihr das Leben von dem sie viel hoffte, mit mehreren Farben auszumahlen; und wenn Caroline nichts weiter zu antworten hatte, so schwang sie ihren Arm um Blamonts Schultern, und sang mit zärtlichen Blicken, und mit heller Stimme:

Nous souffrirons ensemble,
Et c'est ne point souffrir;

und auf einen solchen Einwurf hat nie ein Herz

voll Liebe etwas zu antworten gewußt. Kurz Caroline gewann jedesmal den Sieg, so wenig auch die Vernunft sie unterstützte. Blamont mußte ihr versprechen, mit ihr zu entfliehen, wenn ihr Vater unerbittlich seyn würde. Nun war der Hauptpunkt abgemacht. Die reizenden Gemählde, die Carolinens Phantasie und Liebe ihm täglich vormalten, hatten die dunklen Farben seiner Gemälde verlöscht. Er fand jetzt süsse Augenblicke darin, mit Carolinen da zu sitzen, und sich von den Beschäftigungen ihres häuslichen Lebens zu unterhalten. Das war der leidenschaftlichen Caroline nicht genug. Sie wollte das Leben schon jetzt anfangen, das sie dereinst führen sollte. Sie fieng an im Garten zu arbeiten; sie besuchte die Familien in Pillon, und sie lernte das Elend in der Bauerhütten kennen; und nicht allein können, sie wurde der Schutzengel der unglücklichen in Pillon und Mangienne. Die Thränen der Dankbarkeit, die Ausdrücke der ehrerbietigen Liebe, die sie in jeder Hütte empfiengen, gaben ihrer Wohlthätigkeit einen neuen Reiz. Blamont half ihr in den Geschäften des Wachsthums. Caroline fand in ihrem jetzigen Leben unendliche Freuden. Blamont mittelte jedesmal aus, wie den Unglücklichen zu helfen seye.

Beyder Liebe nahm nun einen ehrwürdi-

gen Charakter an, den Charakter der Tugend. Ihre Wohlthaten wurden ihre Gespräche, die Thränen der Freude über einen geretteten Unglücklichen mischten sich in die Thränen der Liebe. So flossen ihre Seelen in einander, und ihre Liebe wurde unüberwindlich.

Die Mutter sah das Vertrauen zwischen Blamont und ihrer Tochter alle Tage wachsen, sie sah es mit Schrecken; allein sie konnte es nicht verhehlen, sie war schuld daran; eben so wenig, als sie sich verhehlen konnte, daß Blamont ein sehr reizender, liebenswürdiger junger Mann war, der auf die Achtung jedes Menschen Ansprüche hatte. Sie sprach mit Carolinen über ihr Verhältniß mit Blamont, und gewöhnlich, nicht gerade aus, sondern versteckt.

Caroline redete sich aus, und so gewöhnte sich die Mutter an das vertraute Verhältniß Blamonts mit ihrer Tochter. Aufsehen konnte es gerade nicht erregen; denn das gesellschaftliche Theater gab Blamont den Vorwand täglich in Pillon zu seyn. Die schwache Mutter wollte ihre Tochter noch sichern. Sie verbreitete also die Nachricht, daß Blamont ein Geistlicher werden würde. Caroline sowohl als Blamont widersprachen dem Gerüchte gar nicht, und so fand man es natürlich, daß ein junger Geistlicher mit Caroline in einer Laube, oder

im Schatten der Allee saß, und ihr vorlas, oder sich vorlesen ließ. Man hielt ihm gleichsam für Carolinens Lehrer, und Blamont wurde es wirklich. Der junge Liancourt kam auch von Zeit zu Zeit nach Pillon. Die Entfernung hatte seine Liebe gegen den Freund seiner Jugend nicht vermindert. Er sah seinen Blamont wieder, und bemerkte schon nach dem Verlaufe von einigen Tagen, die Liebe Blamonts und seiner Schwester. Er wagte bey Carolinen, die er unendlich liebte, einen Versuch, ihr die Thorheit dieser Liebe begreiflich zu machen; aber Caroline fiel ihm um den Hals, und versicherte ihm unter heissen Thränen, daß diese Liebe zu ihrem Glücke schlechterdings nothwendig sey. Glaube nur Liancourt, sagte sie mit einer Festigkeit, mit einer Ruhe, die ihm in Erstaunen setzte: ich liebe Blamont, und keine menschliche Gewalt ist im Stande mich von ihm zu trennen. Man kann mich arm, man kann mich unglücklich machen, allein das ist auch alles, was man kann. Mich von ihm trennen, das ist unmöglich! ich bin fest entschlossen Blamonts Weib zu werden, ob in diesem Kleide, oder in dem Kleide einer Bettlerin, gleichviel! ob hier im Schloße, oder ohne Hütte, ohne Obdach; gleichviel.

Ihr Ton war so entschlossen, sie sprach so

frey davon, daß ihr Bruder nichts zu sagen wagte. Er gab ihr den Rath vorsichtig zu seyn, und setzte mit einem zärtlichen Händedruck hinzu: wenn ich einst Herr bin, meine Caroline, so soll es dir an keinen Obdach fehlen. Carolinens Hoffnnng wuchs. Sie erzählte Blamont diese Unterredung, und Blamont entdeckte seinem Liancourt seine Liebe, und dieser umarmte ihn schweigend, und sagte: mein geliebter Bruder.

Indeß kehrte der Vikomte nach Pillon zurück. Ein Donnerschlag für die Liebenden! zitternd gieng Caroline ihrem Vater entgegen. Wie eine Verbrecherin stand sie vor ihm. Er sah sie an. Sie bebte. Wenn er die Lippen öffnete, so glaubte sie, er würde sich nach ihren Umgang mit Blamont erkundigen. Er fragte nicht. Eine Stunde darauf fuhr er nach Chatillon zu seinem alten Freunde dem Prior. Hier sah er Blamont. Blamont erschrack; allein der Alte schien jeden andern Gedanken verlohren zu haben, als den der Politik. Ein größeres Interesse des Vaterlandes hatte bey dem Vikomte das Interesse an seiner Tochter verschlungen. Er dachte kaum einmal an das, was zwischen ihr und Blamont vorgefallen war, und fiel es ihm etwan ein, so hatte Mutter und Tochter ein gleiches Interesse dabey, irgend eine politische Idee, in dem Gehirne des Vikomte zu

wecken, und Caroline und Blamont waren vergessen.

Bey dem heftigen Schlage, der bald darauf alle Franzosen elektrisierte, blieben auch die Familien zu Pillon und Chatillon nicht unverschont. Jede Pariser Begebenheit, welche reissend auf einander folgten, machte die tiefsten Eindrücke auf alle, aber nur die Liebe, die stille geheime Liebe unsers Paares desto unbeobachteter, bis endlich die fürchterlichen Zeiten herannaheten, wo der Bauer von seinen Banden losgerissen, und von einer Rotte wilder Barbaren aufgehetzt, aller Orten zu wüthen anfieng.

Mit Begierde hörten die Bauern in Mangienne und Pillon erzählen, wie hier Schlösser der Adelichen von den Landleuten zerstört waren. Habsucht gab auch ihnen den Muth loszubrechen. Die Veranlassung kam. Die Sturmglocke in Mangienne wurde geleitet. Das Dorf war zusammen. Wüthend zogen sie nach Pillon zu. Der Pächter des Vikomte in Mangienne gab ihm Nachricht von der Absicht der Bauern. Der Vikomte las, wurde bleich, las wieder, sprang vom Tische auf, lief ans Fenster, sah hinaus. Dann faßte er auf einmal Carolinen, die zitternd da saß, bey den Schultern, und rief fürchterlich: heute ermorden sie mich. Ca-

roline sank laut schreiend in ihres Vaters Arme. Die bedienten stürzten voll Angst herzu. Der alte Mann stand da und zitterte. Carolinens Mutter konnte vor Angst nicht aufstehen. Niemand wußte noch, wovon die Rede war. Verschließt die Thüren! rief der Vikomte. Die Bauern aus Mangienne wollen uns ermorden. Spannt den Wagen an! rief der Vikomte. Caroline sank bleich auf einen Stuhl. Die schrecklichen Bilder der brennenden Schlösser standen lebendig vor ihren Augen. Jetzt schall ein tobendes Geschrey aus dem Dorfe her. Bleich stürzten die Bedienten in das Zimmer. Caroline und ihre Mutter rangen schreyend die Hände. Ist der Wagen angespannt? rief der Vikomte! Die Bedienten liefen ängstlich durch einander. Die wüthenden Stimmen näherten sich. Man unterschied schon in den Lärmen die Worte: zündet an! verbrennet alles, zündet an! Meinen Wagen, meinen Wagen! rief bestürzt der Vikomte. Er nahm seine Tochter, seine Frau, und eilte durch die Hinterthüre in den Garten hinab. Kein Wagen war da. Die Bedienten liefen neben ihnen weg, durch den Garten, um sich zu retten. Der Vikomte flog mit seiner Familie die Alleen hinab. Der letzte Bediente eilte durch die Gartenthüre, schlug sie zu, daß es halte, und der Vikomte stand da

vor der verschlossenen Thüre, verlassen, eingesperrt, zitternd, todtenbleich. Er streckte die Arme nach der Thüre aus, nach den Bedienten, die in das Gebüsch liefen, dann mit einer trostlosen Miene gen Himmel. Caroline klammerte sich an das Gitter und schrie! O macht auf! um Gotteswillen macht auf! In dem Augenblick sah sie Blamont, der um den Garten herschlich, um Carolinen zu erblicken. Blamont! rief sie: mach auf, sie wollen uns ermorden! in dem Moment war Blamont an der Thüre, die er verschlossen fand. Er kletterte an dem Gitter in die Höhe, und sprang herüber. Caroline warf sich in seine Arme mit dem Geschrey: Rette uns! der Vikomte sah mit stillem Ernst seine Tochter in den Armen Blamonts liegen. Er schwieg. Er fand eine Art von Trost darin, einen Menschen mehr um sich zu haben. Blamont fragte, Caroline sagte mit wenigen Worten den Vorfall. In dem Augenblick drangen die Bauern in den Garten. Blamont flog ihnen entgegen. Ein allgemeines Geschrey empfieng ihn. Sie ist seine Braut! So hört mich! rief Blamont, so hört mich! Er hielt den andringenden Haufen der Bauern auf. Sie standen. Der Vikomte lehnte sich zitternd an das Gitter. Caroline verbarg sich hinter Blamont, Dieser ergriff Carolinen,

er führte sie einen Schritt vor. Seht! rief er: sie ist meine Geliebte und eure Wohlthäterin. Er wandte sich an Carolinen. Fürchte dich nicht Caroline! zittere nicht so! du hast ihnen nichts als Gutes gethan! sie werden dir nichts Leides thun. Nicht wahr meine Freunde? Er führte das zitternde Mädchen näher zu den Haufen. Sie war umringt. Jedermann drängte sich um Blamont, und um das blasse erschreckte Mädchen her. Es leben die Bauern in Pillon und Mangienne! rief Blamont, und meine Caroline! Die Bauern und Blamonts Braut! riefen die Bauern. Nun zündet das Haus an! riefen jetzt andere. Wie? rief Blamont: das Haus wollt ihr anzünden? das Haus meiner Geliebten? nach und nach sammelten sich die Bauern aus Pillon und Chatillon, die der Lärmen herbeygezogen hatte um Blamont her: theils seiner Jugend Spielgefährten, theils Menschen, denen er, Liancourt und Caroline Wohlthaten erzeigt hatten. Nein! rief er: Nein! kommet, ich will euch sagen was ihr thun sollt. Brennen sollt ihr nicht, denn es ist meiner Geliebten Haus, und hier stehen Menschen, die edel genug sind, Carolinen mit dem letzten Blutstropfen gleich mir zu vertheidigen. Er sah in dem Haufen umher. Mit blitzenden Augen fragte er seine Bekannten: nicht wahr? und sah

mit einem sichern Zutrauen sie rings umher an, und ohne auf Antwort zu warten, fuhr er mit sehr entschlossener Stimme fort: aber ein Fest wollen wir feyern, euch und meiner Geliebten zu Ehren. Holt die Mädchen aus Mangienne. Caroline wird euch Musik und Wein besorgen. Kommt, holt Mädchen und Wein? Musik, Mädchen und Wein! er faßte ein paar der Erbittertsten an, und tanzte singend mit ihnen die Allee hinab. Das alles gieng so rasch. Das Geschrey: Musik, Mädchen, Wein! betäubte alles. Die Bauern aus Pillon, aus Chatillon tanzten hinter ihm her. Die aus Mangienne wurden mit fortgerissen. Der Geist der Fröhlichkeit, dem kein Franzose widersteht, ergriff sie alle. Das Mitleiden mit Carolinen, die Liebe gegen Blamont hatte schon vorher die Wuth gemildert. Blamont hatte sie auf der Wiese zwischen Pillon und Chatillon. Einige Jünglinge liefen nach Mangienne, die Mädchen zu holen. Die Musik erschien. Die Mädchen aus Pillon und Chatillon strömten herbey. Caroline öffnete mit Blamont den Ball. Sie tanzte nur ein paar Touren, dann setzte sie sich unter eine Weide, und lehnte schwach ihre Wangen an Blamonts Brust. Schrecken und Angst hatten sie ermattet. Sie sah nur mit einem stillen, dankbaren, freundlichen Blicke Blamonten

ins Auge. Ihre Liebkosungen waren zärtlicher, inniger als je. Sie gab dem Retter ihrer Eltern und ihrem Retter vor aller Blicken Liebkosungen, die sonst immer nur die Einsamkeit gesehen hatte. Sie war heute nur Liebe — nichts als Liebe; ihre Stimme, wenn sie mit Blamont redete, war so schmeichlend sanft, so bewegt, ihr Auge war fast nicht trocken, wenn sie ihn ansah, sie hatte eine seiner Hände zwischen den ihrigen, die sie gefaltet hatte. Sie saß da neben ihm, mit dem Blick, mit dem die fromme Unschuld einen Schutzheiligen betrachtet, der sie gerettet hat.

Man kann leicht denken, daß der Vikomte eben nicht sehr grosse Ursache gehabt hatte zu frieden zu seyn.

Er verdankte Blamont sein Vermögen, vielleicht gar sein Leben. Sein Herz war nicht böse: er fühlte gewiß mit einer sehr dankbaren Empfindung das Gewicht des Dienstes, den ihn Blamont geleistet hatte. Aber eben so viel Bitteres war in dieser Empfindung. Seine Tochter die Braut eines Pächters! Er fühlte zu gut, daß dieses Verhältniß Blamonts zu seiner Tochter ihn gerettet hatte; er fühlte aber auch das Erniedrigende, das für seinen Stolz darinn lag. Wie der Haufen der Bauern den Garten verlassen hatte, wie alles still wurde,

so gieng er schweigend nach Hause. Die Domestiken fanden sich nach und nach wieder ein. Mit einem kalten Blicke gab er Befehle, Wein und Lebensmittel auf die Wiese zu bringen.

Er stellte sich hinter die Jalusien, die nach der Wiesen sahen, wo getanzt ward. Er sah Blamont mit Carolinen tanzen, sah, wie Caroline sich neben Blamont unter die Weide setzte, wie sie ihn liebkoste. Das alles gieng hundert Schritte von ihm vor, und er konnte nicht einmal seinen Unwillen darüber äussern. Er fühlte mit einer sehr scharfen Bitterkeit diese Lage. Zwar ließ er der Klugheit Blamonts, mit der er die Wuth der Landleute abgelehnt hatte, Gerechtigkeit widerfahren. Ja, er fühlte sogar das Edle in Blamonts Benehmen, ihm jetzt kein Versprechen abzudringen. Denn was hätte der bedrängte Alte abschlagen können, und dürfen? Allein der Anblick Carolinens in Blamonts Armen füllte seine Brust mit einem Zorn, der um so heftiger war, je ohnmächtiger er sich fühlte. Er zitterte wie Blamont das Zimmer öffnete, und hereintrat: er zitterte vor Schaam und Zorn, denn er sah sich von dem Jüngling überwältigt. Blamont näherte sich ihm bescheiden, und gab ihm mit sehr behutsamen Ausdrücken zu verstehen, daß es gut seyn würde, jetzt zu erscheinen, und

sich mit seinen Bauern zu versöhnen. Der gedemüthigte Vater sagte keine Sylbe, ein freundlicher Blick war die ganze Antwort, und ein bejaendes Kopfneigen. Gegen Abend erschien denn auch der Vikomte in dem Kreise seiner Bauern. Der erste Augenblick machte Herrn und Bauern verlegen. Indeß man that, als sey gar nichts vorgefallen, und bald war die Fröhlichkeit hergestellt. Das schwerste für den Vikomte war, in Gesellschaft Blamonts und seiner Tochter zu seyn, und gleichsam stillschweigend seine Bewilligung ihrer Liebe zu geben. Er harrte voll Sehnsucht auf den Augenblick, da er schicklicher Weise mit Carolinen die Wiese verlassen konnte. Um seine Verlegenheit weniger drückend zu machen, fieng er an hin und wieder mit einem Bauer zu reden. Er gieng von einem Bauer zum andern, scherzte mit dem Mädchen und es gelang ihm, das Zutrauen zu sich rege zu machen.

Er trank den Aeltesten seiner Dörfer zu, und man sammelte sich um ihn mit vollen Gläsern her; man trinkt das Wohl des Königs. Der Vikomte trank fröhlich mit. Auf einmal zog ein Bauer, der vom Wein und Freude glühte, Carolinen und Blamont in den fröhlichen Kreiß. Er nahm ein Glas und rief: Blamont und seiner schönen Braut Glück und ei-

ne baldige Hochzeit. Hoch hoben alle Bauern die Gläser. Blamont und Caroline, Blamonts Braut! Caroline fuhr ein wenig zusammen, sie warf einen flüchtigen Blick auf ihren Vater. Er ward roth und redete schnell, als ob er nichts gehört habe, einen Bauer an. — Der Bauer, der die Gesundheit ausgebracht hatte, taumelte auf den Vikomte ein, und sagte ihm, wessen Wohl man tränke. Mein Sohn, sagte er zu dem Bauer: so etwas muß ein Vater erst überlegen.

„Ey was! überlegen! Sie haben sich beyde von Herzen lieb, sind beyde jung, beyde hübsch, beyde reich; Auf das Wohl des jungen Brautpaares! rief er noch einmal sehr bedeutend. Alle andere riefen es ihm nach, und umringten den Vater.

Der Vikomte zog die Stirn in Falten. Er schlug sein Auge zu Boden, und dachte nichts. In dem Augenblick drängte sich Blamont in den Kreis. Nein! rief er: nein! ich liebe Carolinen mit allen Kräften meiner Seele! um ihren Besitz will ich tausenmal mein Leben geben. Aber ihren Besitz will ich nicht erzwingen. Ich will ihre Hand nur ihrer Liebe danken. Hier, Herr Vikomte, er führte Caroline zu ihm: hier ist ihre Tochter. Wenigstens sollen Sie fühlen, daß Sie Ihr Kind einem ed-

len Mann abschlugen. Die Thränen rollten ihm bey diesen Worten über die Wangen. Der Vikomte blieb nicht ohne Gefühl gegen den Edelmuth des Jünglings, er sah ihn mit Blicken an, die nur darum finster waren, weil er sich auch jetzt in der That gedemüthiget fühlte. Stockend sagte er: Ich sehe meine Tochter als ein Geschenk an, das du mir machst, Blamont! Ich fühle deinen Edelmuth, ich wünschte, — ich — ich danke dir, Blamont. Du bist ein sehr edler Mensch in der That, ich wünschte dich glücklich zu sehen. Jetzt aber meine Freunde. Die Begebenheiten des heutigen Tages haben mich zu sehr angegriffen, laßt mir Zeit! ich hoffe euch alle glücklich zu machen. Lebt wohl! Komm meine liebe Caroline! Caroline reichte Blamonten die Hand. Sie sah ihn mit einem heitern, lächelnden, zärtlichen Blick an; dann beugte sie sich gegen die Bauern, und gieng. Die allerfröhlichste Hoffnung ward in ihren Herzen lebendig.

Blamont sah ihr mit Sehnsucht nach. Er blieb noch einige Augenblicke, dann verließ er die Wiese mit den Bauern. O es wird alles gut gehen, meine Freunde! sagte er mit thränenden Augen. Wir werden alle glücklich werden. Er verließ sie mit einer Wehmuth, die er beynahe Fröhlichkeit hätte nennen mögen.

Des Vikomte Herz war erschüttert, das fühlte er. O, rief er vor Freuden taumelnd, wie er noch einmal alles überlegt hatte; er wird mich mit dem theuren Geschenke, mit Carolinens Hand überraschen.

Der Vikomte kam mit Carolinen zu Hause. Gute Nacht, meine Caroline! sagte er sanft und eilig; denn Caroline ergriff seine Hand. Sie öffnete mit einer bittenden Miene ihre Lippen. Gute Nacht, sagte er noch einmal, und ließ sie stehen. —

Meine Tochter, die Frau eines Pächters, eine Liancourt die Frau eines Pächters! Der Gedanke beschäftigte ihn unaufhörlich. Sein Stolz erwachte aufs neue, mit aller Gewalt. Er überlegte, sann, fühlte die Schwierigkeiten seine Tochter von der Verbindung zu retten. Er gab sich Mühe, Blamonten hassenswerth zu finden. Sein Gefühl widerstand. Die Umstände, eigenes Gefühl, die zärtlichste Liebe, die unerschütterliche Entschlossenheit der beyden Liebenden, alles war ihm entgegen; und doch widersetzte sich sein Stolz. Er brachte die Nacht nicht unentschlossen, blos überlegend zu, wie er seine Tochter retten wollte. Am Morgen stand er ruhig auf. Er hatte ein Mittel gefunden, und Blamont war verloren.

Blamont träumte noch seine süssen Hoff-

nungen. Er blieb den Tag zu Hause. Er wollte den Vikomte nicht übereilen. Er wollte einen vollkommenen Sieg gewinnen. Den Tag darauf, er saß träumend in seinem Zimmer, hörte er eine Stimme auf der Hausthüre zu seiner Mutter sagen: Diese Nacht sind sie abgereist, der Vikomte und seine ganze Familie. Das ganze Schloß ist leer. Blamont sprang auf, flog nach Pillon, stürzte in des Vikomte Haus. Ein alter Domestik bestätigte ihm die Nachricht. Wohin? fragte Blamont. Nach Deutschland war die Antwort: „Und Caroline?" Nach Deutschland! — Er schlug die Arme über einander, und blieb so eingewurzelt stehen. Wohin aber? fragte er endlich. „Der Herr will Nachricht von sich geben."

Er schlich still nach Hause, nach mehreren Tagen erhielt er durch Hannchen dieß Billet:

Caroline an Blamont.

„Leb wohl, Blamont! leb wohl, mein geliebter Blamont, ach tausendmal hab ich mit heissen Thränen dir Lebewohl zugerufen, die unglückliche Nacht, die uns trennte. Ich habe nur einen Augenblick Zeit, dir zu schrei-

ben. Wir haben hier in Luxemburg auf mei-
nen Bruder gehoft. Er ist hier. Er hat mir
versprochen, dir den Zettel zu senden. Wir
gehen, Gott weiß, wohin? Zehen Briefe hat-
te ich schon angefangen, meine Thränen hät-
ten die Buchstaben verlöscht, die ich schrieb.
Schreib unter meines Bruders Addresse. Ich
habe ihm erzählt, wie mirs gegangen ist, er
streichelte mir die Wange, und sagte: ich sey
unschuldig. So sagt auch meine Vernunft,
wenn ich mich der Nacht erinnere."

Mein Herz sagt nicht so; es wirft mir
vor, daß ich dich verlassen habe. Ich hätte
sollen standhafter seyn. Aber mein Gott! Bla-
mont du kennst mich. Ich kann nicht gut et-
was abschlagen, wenn man mich bittet, und
wenn man mich so bittet, wie ich gebeten wur-
de, mitzureisen. O! schreib mir ja, daß ich
unschuldig bin, ich bin es wirklich. Und wer
weiß auch wie lange unsre Abwesenheit dauert?
sagt mein Bruder. Ich möchte gern auch so
sagen, aber mein Vater ist so freundlich, so
gut. Ist das nicht als ob er mit seiner Freund-
schaft es wieder gut machen will, daß er mich
von dir gerissen hat! mir treten immer die
Thränen in die Augen, wenn er mir die Hand
drückt, und mich seine liebste Caroline heißt.
Ich sollte ausgehen; denn es befinden sich hier

viele Franzosen. Es sind sehr unglückliche Menschen darunter, sagte mir mein Vater, wie er heute Morgen vom Besuche zurückkam. Ja wohl dacht ich. Es war als sollte mir das Herz brechen bey den Worten, denn keiner von denen allen ist so unglücklich als deine Caroline. Ich bin nicht aus gewesen. Ich habe an dich gedacht, und das ist das Einzige, was ich thue. Leb wohl! leb wohl! Schreib ja, und unter der Addresse meines Bruders nach Luxemburg. Die Briefe gehen uns nach. Leb wohl!"

Caroline an Blamont!

„Ach wie weit mein Blamont, bin ich schon von dir entfernt! ich frage jeden den ich sehe, wie weit ist es von hier nach Longuion? man sieht es mir an, was ich zurückgelassen habe, und nennt mitleidig wenige Stunden. O wenn wir nur über keine Flüsse kämen! denn jeder Fluß, über den wir fahren, scheint mir ein Abgrund zu seyn, der mich auf ewig von dir trennt. Mein Bruder versicherte mir, wir würden bald zurückkehren; ach ich kann es nicht glauben. Mein Vater ist nie in seinem Leben so gütig, so freundlich gegen mich gewesen, als itzt. Er redet zuweilen von dir, neulich nannte

er dich einen guten, braven Jungen. Würde er so reden, wenn er je wieder zu dir zurückkehren wollte! Er weiß wie sehr ich dich liebe. Würde er dich loben, wenn er nicht gewiß wüßte, daß ich dich nicht wieder sehen werde? meine Mutter zuckt die Achseln, wenn ich sie frage.

Zerstreue dich Caroline! sagt mein Bruder, wenn er mich seufzen sieht. Zerstreuen! womit denn! denn alles in der Welt, alles erinnert mich an dich. Wie wir über die Mosel fuhren, so fielst du mir ein: denn Metz liegt auch an der Mosel. Ich dachte daran, wie du so blaß wurdest, da du mich erblicktest; wie du auf den Stuhl des Gouverneurs deine Stirne lehntest. Ach ich hatte dich vergessen, mein guter Blamont! itzt bin ich so bleich wie du damals warst. O wenn du itzt so hinein trätest, ach! du würdest es deiner Caroline bald ansehen, wie sehr sie dich liebt. Wir sind itzt in Trier seit einigen Tagen. Wenn ich es auch einen Augenblick vergessen könnte, daß du nicht bey mir bist, so erinnert mich jedes Wort, das ich höre, daran. Nein! nie! nie werd ich die deutsche Sprache lieben! jeder Ton geht mir durchs Herz, denn ich höre an ihm, daß ich nicht mehr in Frankreich bin. In Luxemburg merkte ich es noch nicht so, daß ich in Deutschland

war, weil dort alles Französisch redet. Aber hier! ach hier bin ich erst recht schrecklich allein! da sitze ich oft und sage mit nassen Augen und mit gefalteten Händen die Verse her — ach! ich sagte sie sonst mit so viel Vergnügen, ich dachte nicht, daß es bald eben so gehen würde. Wirf einen mitleidigen Blick auf deine Caroline, da sitzt sie ohne Ruhe und zählt an ihren Seufzern, die, ach so langen Tage, die so ewig langen Nächte ab.

Nichts, nichts macht ihr mehr Freude; kalt wendet sie den Blick auf die junge Flur, die der Lenz mit Blumen bekleidet.

Der schöne See mit grünem Gebüsch umgränzt, die dunkeln Tannen, die der Wind sanft bewegt, der düstre Schattenreiche Wald, alles hat seine Reize verlohren. Stumm sitze ich da, ein Bild der Verzweiflung, und jeder Glockenschlag dünkt mich die schröcklich donnernde Stimme des Todes zu seyn. Gestern waren wir in der Simeowskirche, um sie zu besehen. Es ist eine seltsame Kirche, oder eigentlich sind es zwey Kirchen, von denen eine auf der andern steht. Wir waren in der obern Kirche. Man kann aus dieser in die untere hinab sehen, durch ein Gitter das in dem Fußboden ist. Ich stehe an dem Gitter. Ich sehe hinab. Da geht jemand unter mir weg. Es

war deine Gestalt, dein Gang, dein Haar. O da ist er! schrie ich laut auf und stürzte die Treppe hinab. Ich hole dich ein. Ich breite meine Arme aus. Blamont! ruf ich. Der Mann sah sich um. Es war ein fremdes Gesicht. Ich erröthete. Ich sagte ihm: ich hätte mich geirrt. Der Mann lächelte sehr leichtfertig. Er verstand mich nicht. Es war ein Deutscher. Er faßte meine Hand sehr dreuste. O ich schämte mich Blamont! denn eben wie er sich umsah, wollte ich ihn umarmen. Ich gab mir alle Mühe ihm verständlich zu machen, daß ich mich geirrt hätte. Er verstand auch nicht ein Wort und lächelte fort, und ließ mich nicht eher, bis mein Vater herbey kam. Ich bin vor Schaam noch nie so warm gewesen, als hier. Ich bath meinem Vater den Mann zu sagen, daß ich mich geirrt hätte. Mein Vater lachte, verbeugte sich gegen den Deutschen, faßte meine Hand, und wir giengen. Ich hätte viel drum gegeben, so viel Deutsch zu wissen, um das sagen zu können, was ich sagen wollte; denn der Mann lachte so unverschämt, und ich weiß nicht einmal was er geglaubt hat. Nachher lachte ich selbst darüber.

Ich muß itzt viel in Gesellschaft gehen; es sind hier viel Franzosen. Ach ich wäre lieber allein, als in diesen Gesellschaften, wo man

nichts thut als zankt und schimpft. Mein Vater ist auch schon dieses ewigen Lärmens müde.

Wir haben hier Bälle, Konzerte und Assembleen; ach! deine arme Caroline nimmt an nichts Theil. Wenn ich tanzen sehe, so fällt mir die Weinlese zu Mangienne ein, wo ich mit dir tanzte. Denn hör ich, denn seh ich nichts mehr; und wenn mich jemand anredet, so fahre ich zusammen, als ob man mich aus dem süßesten Schlafe geweckt hätte. Blamont! werde ich dich wieder sehen? so frag ich mit jedem Athemzuge, und niemand ist da, der mir aus Mitleid ja antwortet.“

Blamont an Caroline!

„Caroline! Caroline! wir sind auf ewig getrennt. Ich sehe es aus den Anstalten, welche dein Vater hier trifft. Das Schloß wird ausgeräumt. Euer Silbergeräth, euer Tischzeug ist schon fort; man packt die Möbeln, man hat alle deine Kleider gepackt; und ich, ich habe dazu geholfen. Die Roßiere hat den Auftrag dazu. Ich kam nach Pillon. Ich gieng auf dein Zimmer. Ach täglich bin ich dort gewesen. Es war mir eine Freude gewesen, mich auf deine Stühle zu setzen; deine Harfe hab ich stundenlang an meine Brust gehalten,

und mit meinen Thränen benetzt. Ich both mich bey dem Verwalter an, das Schloß zu bewachen. Er erlaubte es, weil er die Bauern fürchtete, die über eure Abreise aufgebracht sind. Aufgebracht? Ach! mir hat deine Abreise das Herz gespalten. Sieh! so kam ich auf dein Zimmer. Es war noch so viel von dir. Auf den Stühlen umher, lagen noch Kleidungsstücke von dir, die du wahrscheinlich den Tag getragen hattest; o ich hatte mich wie ein thörichtes Kind gefreut. Da saß ich und hängte dein Kleid neben mir auf den Sofa, redete es an, machte ihm Vorwürfe, liebkoste ihn, als ob du es gewesen wärest. Mit Widerwillen half ich der Roßiere einpacken. Ich sagte jedem Kleidungsstück heimlich ein Lebewohl! ich gab ihnen, wenn sie nicht hersah, zärtliche Küsse. Ach! Caroline, ich war so sehr Kind, daß ich ein Nachtkleid von dir über die Seite schafte. Ich war entzückt über den kindischen Diebstahl, ich war entzückt, daß man es nicht merkte.

Endlich hatte man alles gepackt, alles fortgeschafft, und ich befand mich allein auf deinem Zimmer. Mit einer Art von Wohllust suchte ich jeden Ort auf, wo du gesessen haben konntest. Ich vergaß es, daß du entfernt warst; denn ich hatte dich, ich redete mit dir, ich sah deine Thränen; du lagst in

meinen Armen, du wollteſt nicht fort, du widerſtandeſt den Bitten, den Drohungen deines Vaters. Er reiſte allein ab, und du bliebſt bey mir. Caroline! Caroline! welche Stunde gab mir meine Phantaſie, die mir treuer war als du. Ach Caroline! wie war es möglich? wie konnteſt du mich verlaſſen? welche Stunden könnten wir haben.

Ich warf mich auf dein Bett. Ich bedeckte den Kopfkiſſen, mit ſeelenvollen Küßen, ich benetzte es mit Thränen. Ein Gefühl von Wehmuth, und von hoher Freude erhielt mich die Nacht durch wach. Ach Caroline! ich kann dir die tauſendfachen Empfindungen nicht beſchreiben, die ich hatte. Und nun! nun! ich bin nicht von deinem Zimmer wegzubringen. Ich habe mich hier eingerichtet, als wollte ich eine Ewigkeit hier wohnen. Die Roßiere lachte laut auf, wie ſie mich dieſen Mittag hier traf. Ich aß mit deinem kleinen Taſchenmeſſerchen, das ich gefunden habe. Ich verſteckte mein Tiſchmeſſer, wie ſie herein trat, um mit deinem Meſſer forteſſen zu dürfen. Ich erröthete ſelbſt über die kindiſchen Einfälle meines Herzens, und doch kann ich ihm die Freude nicht verſagen, ſie fortzuſetzen. Ich behelfe mich wie ein Menſch, den der Zufall auf eine unbewohnte Inſel geworfen, und dem es an allem noth-

wendigen fehlt. Die kleinen Geräthe, die ich noch von dir gefunden habe, müssen allen meinen Bedürfnüssen dienen. Aus einer Tasse trink ich meinen Wein, denn deine Lippen haben auch aus ihr getrunken. Ich schreibe nur mit einer unbrauchbaren Feder, weil deine Finger sie gehalten haben. Da sitzen wir, ich und dein Hündchen, so zufrieden als ob die Welt unser wäre, und bin ich sicher, so ziehe ich dein Kleid hervor, und — o Caroline! — ach wenn du es wärest! du selbst, die ich mit meinen Armen hielte, die ich an meine Brust drückte! dann fällt mir deine Entfernung ein, ich streckte meine Arme nach dir aus, ich rufe deinen Namen — ich verzweifle. O wie konntest du mich verlassen? Caroline! wie war es möglich?

Ich darf nicht daran gedenken, daß du aufgehört hast mich zu lieben; eine dumpfe Unthätigkeit überfällt mich, mein Herz ist dann kalt und starr, mein Leben hört auf, und ich fühle nur mein Daseyn in einer stillen Angst, die mich leise peinigt. Tausendmal habe ich deine Briefe gelesen, Tausendmal habe ich dich angeklagt und vertheidigt. Jetzt rufe ich: Ja du bist unschuldig! Caroline ich kenne dich, du mußtest folgen. Dein Vater zwang dich; er trug dich mit Gewalt an den Wagen, ach du strecktest deine Arme nach mir aus; du riefst

meinen Nahmen. Ich hörte dich nicht, und dein Vater war ohne Mitleiden.

Man warf dich in den Wagen. Er flog dahin. Man spottete deiner Thränen, deiner Seufzer. Du bist unschuldig. Und dann wieder — o Caroline! Caroline! bist du unschuldig? bist du treu? wie konnte man dich zwingen? ich begreife es nicht. Ich frage die Roßiere, ich frage den Verwalter, den alten Bedienten der noch hier ist; und was sie erzählen — o ist es wahr? du wärest ruhig und still an der Hand deines Vaters, an den Wagen gegangen. Du wärest ohne Geschrey, ohne die Hände zurück zu strecken in den Wagen gestiegen. Ich glaube, sie weinte, sagte die Roßiere heute: wie sie die Treppe mit ihrem Vater herunter kam, sie hatte ihr Taschentuch auf den Augen. O Caroline mehr nicht! o Caroline! Caroline! der roheste Mensch vergießt Thränen, wenn er einen Ort verläßt, wo er lange gelebt hat. Ich habe oft wie ich ein Kind war, mit Thränen in den Augen, Abends Abschied von der Laube genommen, in der ich den Tag gespielt hatte, und ich war gewiß, daß ich sie den andern Morgen wieder sah. Wie ich nach Straßburg gieng, da vergaßest du mich. Caroline! wenn du wirklich aufhörtest mich zu lieben. Caroline! Caroline! du sagtest einmal:

du bist mein Mörder oder mein Gatte! ich fühle das itzt sehr, ach! und nicht allein die Mörderin meines Lebens würdest du seyn, die Mörderin meiner Tugenden, meiner Hoffnung. Caroline! — Leb wohl.

Blamont an Liancourt.

Nachher lachte ich selbst darüber, schreibst du? Ach Caroline! ich habe noch nicht einmal lächeln können, und du lachst? Du kannst schon lachen? Itzt schon? — So lache denn, sey heiter, scherze, tanze, ich will um unsere Liebe trauern. Mein Oheim tröstet mich, meine Mutter sieht mich mit traurigen Blicken an, ach! ihre Liebe kann nicht einen lächelnden Blick mir abschmeicheln, und du lachst? Du zerstreust dich in deinen Konzerten, in deinen Assembleen, auf deinen Bällen; jede Stunde raubt mir einen Theil deiner Liebe, und zuletzt werde ich vergessen seyn. Sey es, sey es Caroline! während du scherzest, während du lachst, gehe ich hier umher, unter Zeugen, unter den Denkmalen unsrer Liebe. Itzt sitze ich im Bosket, wo wir oft saßen. Dann bin ich auf der Wiese, wo ich den Tag vor deiner Abreise noch mit dir tanzte. Uiberall bin ich von dir umgeben. Uiberall flattern noch die

Versicherungen deiner Treue, und die Seufzer unsrer Liebe, wie Schutzgeister um mich her.

Ach Caroline! was soll dich an mich erinnern? an den armen Blamont! Ich fühle es Caroline! du wirst mich vergessen.

Wann werden wir uns wieder sehen? — Die Unruhen in unserm Vaterlande nehmen zu. Dein Vater hat durch seine Auswanderung den Verdacht auf sich geladen, ein Feind der Konstitution zu seyn. Der König, sagt man, will entfliehen, und sich mit den Ausgewanderten vereinigen. Die Wuth gegen den Adel wird alle Tage bitterer und gewaltthätiger. Man hat Dekrete, sehr gewaltsame Dekrete gegen den ausgewanderten Adel in der Versammlung der Nazion vorgeschlagen, und mein Oheim fürchtet, daß sie werden bewilliget werden. Caroline! Caroline! du gehörst mit zu diesem Stande. O wenn du auch nicht meinetwillen zurückkehren willst, so kehre deiner selbst willen zurück. Sage deinem Vater, sage ihm, daß die umliegenden Dörfer ihn zu hassen anfangen. Ach Caroline! ich habe Reden von Ihnen gehört, ich habe sie von Entwürfen sprechen hören, die schrecklich sind.

Auch dich, meine Caroline! nannten sie eine Feindin der Konstitution, weil du mit deinem Vater gegangen bist. Ich konnte ihnen

nicht sagen, daß dein Vater dich gezwungen hat, mit ihm zu gehen, um ihren Haß nicht noch mehr zu schärfen.

Ich weiß es, sagte ich, er kommt zurück. Meynt ihr, setzte ich mit einer falschen Fröhlichkeit hinzu: ich würde so ruhig seyn, wenn Caroline nicht zurückkehrte. Ich schob eure Abreise auf, Gott weiß auf welche Ursachen. Ich stellte mich heiter, und mir blutete das Herz. Man wollte sogar den letzten Wagen, der den Verwalter nach Trier schickte, anhalten. Der neue Maire von Tillon wollte erst Erlaubniß dazu von der Munizipalität haben. Der Verwalter gerieth in Furcht. Er zog sich zurück, und endlich erlaubte man aus Freundschaft für mich, daß der Wagen fahren durfte.

O Caroline! ich sehe schrecklichen Szenen entgegen. Ich habe gestern Nachts, was ich noch an Kostbarkeiten, an Silber, und dergleichen finden konnte, mit Hilfe des Verwalters auf einen von meines Vaters Wägen laden lassen, denn der Maire hat, wie er sagt, von der Munizipalität Befehl, nichts mehr verabfolgen zu lassen. Heute Nacht geht er ab. Ich will ihn selbst bis an die Gränze begleiten. Der Prior hat deinem Vater darüber geschrieben, so wie auch über die Aerndte. Mein Vater will thun,

als ob er sie dem Deinigen schon abgekauft hätte.

Caroline! es ist, als ob mit dir die Ruhe aus meinem Vaterlande gewichen sey. Ach Caroline! wenn es wahr wäre, was man sagt, daß man allen Ausgewanderten die Rückkehr in ihr Vaterland auf ewig verbieten würde. O Caroline, kehre zurück! kehre zurück! Zwar kann ich dir nichts anbieten, als das Glück einer Pächterinn. Statt deiner Sofa's Stühle von Stroh geflochten; statt deiner leichten Stickerey die mühsame Besorgung einer Haushaltung. Statt deiner Gärten ein Feld voll Waitzen; statt deiner Bälle ein Aerndtefest mit denen Bäuerinnen. Ach! ich weiß wohl, was du antwortest, wie ich mit dir einmal in der kleinen Hütte, des armen Taglöhners saß. Ich fragte dich, Caroline! Aber wie, wenn das Geschick uns beyde hieher verbannte? Caroline! würde dir meine Liebe hier genügen? Du betrachtetest lächelnd die Hütte, drücktest mir die Hand, und sagtest mit zärtlicher Stimme den Vers: „Dein Herz macht diese Hütte für mich zu einer Welt.“

Caroline, das sagte dein Mund in der Stunde des süßesten Rausches. Dein Herz bestättigte es.

Dein Herz! ach! das schwache menschliche

Herz! und izt, da du entfernt bist, da die Freude, die Pracht deinem unbewachten Herzen alle möglichen Schlingen legen. — O Caroline, komm zurück! komm zurück, um deine Schwüre zu halten, um treu zu bleiben, um einen Jüngling nicht in Verzweiflung zu stürzen, der nichts hat, als seine Liebe, nichts, als sein Herz.

Eine Hütte erwartet dich, aber in ihr ein Mann, der dich liebt, der kein anderes Geschäft, keine andere Hoffnung, kein anderes Glück kennet, als dich zu lieben. Caroline, komm zurück!

Caroline an Blamont.

„Ich habe deinen Brief hier in Koblenz erhalten. Blamont! Blamont! hättest du nicht gefragt: Wie war es möglich, daß Caroline dich vergessen konnte? so würde ich izt fragen. Wie konnte Blamont mir diesen Brief schreiben? Ich habe bey deinem Brief lachen und weinen müssen. Mir flossen die Thränen Stromweise über die Wangen, wie ich las, daß du auf meinem Zimmer wohntest. Ach verstohlen stand ich da, in dem einen Winkel einer Galerie hingedrückt, an einer kleinen Oeffnung in den Brettern der Galerie, und weinte. Die

Tochter unserer Wirthinn, die etwas französisch versteht, kam den Gang zu mir her; sie sah meine Thränen. Ich hatte sie zu spät gemerkt, um sie und den Brief verbergen zu können. Sie lächelte mir mitleidig zu, und gieng vorüber. Nun kam ich an die Stelle wo du mir schreibst, daß du mit meinem Messerchen essest. Das war mir so lustig rührend, daß ich mitten in meinen Thränen lachen mußte. Eben kam das Mädchen zurück. Sie sah mich an. Das muß ein seltsamer Brief seyn, sagte sie, der Sie mitten unter Thränen zum Lachen bringt. Ich schluchzte wieder, denn mein Herz schwam in heissen Thränen. O sagte ich. Sie müssen mir Papier geben, ich muß den Brief auf Ihrem Zimmer beantworten.

Nun sitze ich hier, und schreibe.

Ach Blamont! noch wohl hundertmal hab ich den Brief gelesen, und nie komme ich an das Ende, ohne daß mir das Herz weh thut. Nein, Blamont! ich werde nicht aufhören, dich zu lieben. Nein! dein treues Herz soll nie betrogen werden, Blamont! Ach izt erst, izt fange ich an, zu überlegen, izt erst sehe ich ein, daß ich betrogen bin. Es ist wahr, was dir der Verwalter sagte. Mein Vater hat mich nicht gezwungen. Man hat mich nicht an den Wagen hingeschleppt. Freywil-

lig gieng ich, freiwillig stieg ich hinein. Dennoch bin ich unschuldig, Blamont. Ich will dir es erzählen, wie es kam, und du wirst sehen, daß deine Caroline unschuldig ist.

Wie mich mein Vater den Abend zu Hause führte, das weißt du, aber das weißt du nicht, was ich den Abend fühlte, was ich noch izt fühle. Ich hoffte, ich wünschte, du möchtest meinem Vater ein Versprechen abzwingen, meine Hand dir zu geben. Wie der Bauer uns beyde in den Kreis zog, wie sie alle auf unsre Verbindung tranken. —

Ich warf einen Blick auf meinen Vater. Er war verwirrt, ich glaubte du würdest nun mich fodern. D' that'st es nicht, Blamont! Du führtest mich zu ihm, und übergabst mich ihm. Thränen rollten bey den Worten, die du sagtest, über deine Wangen. Du hatteſt eben mir, meinem Vater vielleicht das Leben gerettet, und du gabst mich dennoch hin. O Blamont! was in diesem Augenblick in meinem Herzen vorgieng, läßt sich nicht beschreiben. Meine Liebe wurde nicht stärker; denn ich liebte dich unendlich. Allein eine unbeschreibliche Freude, — eine stolze Ruhe — wo soll ich die Worte finden? — erhob sich in meiner Brust. Vorhin hatte doch noch immer eine leise Unruhe meine Liebe begleitet. Ich fühlte etwas, was die-

ser Liebe sich ganz heimlich widersetzte, und izt? Ach Blamont! hättest du nur in diesem Augenblick deine Blicke, die voll Thränen standen, auf deine Caroline geworfen, du hättest meine Empfindung auf meinem Gesicht sehen müssen. Ich reichte dir die Hand, und meine Seele machte diesen Handschlag zu einem Schwur meiner ewigen Treue. Ich verließ dich ruhig; ich wußte, daß uns nichts mehr trennen konnte.

Kaum war ich mit meinem Vater zu Hause, so wollte ich mich an seinen Hals werfen, nicht um seine Einwilligung zu erbitten, nein! ich wollte ihm sagen: daß ich von itzt an dein wäre. Er mochte mir meine Empfindung ansehen. Schnell sagte er: gute Nacht Caroline! und gieng in sein Zimmer. Am andern Tage war mein Vater unruhig, zerstreut, er nannte mich seine gute, seine edle Caroline; aber sichtlich vermied er ein Gespräch mit mir.

Beym Abendessen; ach! itzt sehe ich, wie ich betrogen wurde; saß er da freundlich, heiter und zärtlich gegen mich und meine Mutter. Er redete von den unruhigen Zeiten, von der Gefahr, der wir ausgesetzt gewesen waren; er sprach von dir, gab dir Nahmen, die mein Herz mit der reinsten Freude füllten. Blamont! welche Gewalt hat ein Vater nicht über das Herz eines Kindes! wenn er will. Ich sehe

Stürme voraus, sagte er, und lächelte uns zu, als ob er uns Muth machen wollte. Ich sehe Stürme voraus. Ich scheue sie nicht: denn ich habe noch wenige Jahre zu leben; aber euer Schicksal liegt mir am Herzen, und besonders Carolinens und meines Sohnes Geschick, die erst anfangen zu leben. Alle meine Gerechtsame, welche das habsüchtige und unbesonnene, ungerechte Volk von mir fodert, wollte ich freywillig niederlegen, wenn ich damit meiner Caroline ein Leben voll Zufriedenheit erkaufen könnte. Dabey reichte er mir die Hand über den Tisch weg, und drückte sie mir. Er hielt meine Hand in der seinen fest, und sagte nach einer stillen Pause: welches Band ist auch fester, als das Band zwischen Eltern und Kindern? Hier zeigt sich die Vorsehung am deutlichsten. Der Geliebte verläßt die Geliebte, aber noch nie hat ein Vater sein Kind verlassen, und kein Verbrechen ist entsetzlicher, als wenn ein Kind seine Eltern mit Haß ermordet.

Er sah mich dabey zärtlich an. Ich drückte Küsse und Thränen auf seine Hand. Ich war tief gerührt, selbst meiner Mutter Augen schwammen in Thränen. Nie waren wir so gerührt aus einander gegangen. Ich setzte mich auf meinem Zimmer noch nieder, und dachte an

dich, und hoffte alles. Ich fieng an mich auszukleiden. Ach ich war so ruhig, so zufrieden. Auf einmal öffnete sich die Thüre. Mein Vater trat völlig angekleidet in meine Stube. Ich erstaunte.

Er setzte sich auf mein Sofa, zog mich zu sich, sah mit einem bestürzten Gesicht mich an, dann wieder zu Boden. Das machte mich ängstlich. Endlich fieng er mit einem kummervollen Tone an, der mir durchs Herz gieng: du hast die Gefahr gesehen, meine Caroline, in der das Leben deines Vaters gestern schwebte. Blamont war mein Retter, aber kann er es immer seyn. Er schwieg, ich ebenfalls. Der Anfang hatte mich unruhig gemacht. Dein Bruder gehört ebenfalls zu dem Stande, den die wüthende Faktion verfolgt, und dessen Besitzer sie ermorden muß, um ihre Rache zu befriedigen. Auch du, meine Caroline, bist aus diesem gedrückten Stande. Man wird es dir nie vergeben, daß du eine Liancourt bist. Ich bin entschlossen, mein Vaterland zu verlassen, das so ungerecht gegen mich handelt, das mir nicht vergeben kann, daß meine Vorfahren sich um dasselbe mit Blut und Leben verdient machten! Meine Augen füllten sich mit Thränen. Du weinst? meine gute Caroline! aber bald wird die Ruhe in unser Vater-

land zurückkehren, und wir mit ihr. Sieh mein Kind! ich verlasse alles, was ich habe, was ich liebe, mein Land, meine Ruhe, meine Zufriedenheit, die an alles das gebunden ist. Caroline! Caroline! aber doch gebe ich es hin, um mehr zu retten, als alles das — meine beyden Kinder. Er umarmte mich, benetzte mich mit seinen Thränen. „Ich weiß es Caroline, hob er wieder an: welch eine Leidenschaft dich an Pillon fesselt, aber mein Kind, sollten denn die Thränen eines Vaters nicht mächtiger seyn, als das Lächeln eines Geliebten? meine Bitten nicht so mächtig als seine Winke?" Er drückte meine Hand in seinen beyden. Ich war erschüttert, mächtig erschüttert; allein gar nicht entschlossen, dich zu verlassen. Ich schwieg also, weil ich nicht ja sagen konnte. Aber ich schluchzte laut. „Ich befehle itzt nicht mein Kind; aber ich bitte dich, verlaß deine Eltern nicht! Kind es ist ein Trost, unter Fremden, viel Herzen zu haben, die Vertrauen verdienen. Gehst du mit uns Caroline?"

Meine Brust war beklemmt, mein Athem stockte. Ich schwieg, denn ich konnte nicht ja sagen. Er fragte noch zweymal. Endlich fieng ich, nach einen Strom von Thränen, der mich erleichterte, an. Ich sagte, wie sehr ich dich

liebte, wie unglücklich ich und du werden würden, wenn ich dich verließe. Ich bath ihn, lag vor ihm auf den Knien; küßte seine Hände, beschwor ihn, hier zu bleiben. Er hob mich auf, zog mich auf seine Knie; langsam sagte er: die Stunde ist mir zu heilig, als daß ich nicht gern meiner Caroline Glückseligkeit meine eigene aufopfern sollte. Ja mein Kind, wenn du willst, so will ich hier bleiben, und wenn du mich nicht begleiten magst, so muß ich hier bleiben. Glaubst du Caroline! daß ich ohne dich reisen würde? daß ich dich den Grausamkeiten einer wüthenden Parthey aussetzen sollte? gut ich bleibe hier, und geduldig wollen wir tragen, was du nicht vermeiden wolltest. Hier zog er einen Brief aus der Tasche. Zeigte mir die Hand. Er war von seinem Bruder, aus Paris. Lies! sagte er: du mußt wenigstens wissen, wie unser Schicksal steht. Ich las und zitterte. Mein Oheim schrieb, daß die herrschende Parthey auf nichts mehr ausgehe, als den ganzen Adel auszurotten, der ihren frechen Schritten, die Monarchie aufzuheben, sich entgegen setzte.

Er gab ihm den Rath, sich mit seiner Familie nach Deutschland oder Flandern zu retten. Nimm schrieb er, jeden Menschen, den du liebst mit, man kerkert die Verwandten der

Flüchtigen ein, und behält sie als Geisel für ihre Unternehmungen zurück. Das las ich. „Du siehst mein Kind, in welcher Gefahr wir schweben. Deine Mutter reist heute Nacht ab. Dein Bruder hat Befehl, uns in Luxemburg zu treffen. Willst du bleiben, so bleibe ich bey dir. Ich verlasse dich nicht eher, als bis unsre grausamen Feinde mich aus deinen Armen reissen, und mich als Geisel für meinen Sohn in Ketten schlagen."

Er stand auf, gieng einen Schritt vorwärts im Zimmer. „Ich liege dann in Fesseln, aber ich trage sie für meine Tochter, für meine Caroline; und wenn sie dann nur mit ihrem Geliebten glücklich, wenn sie selbst, nur von der Verfolgung unsrer Feinde frey ist, so sollen mir die Fesseln willkommen seyn. Ich trage sie für meine Tochter."

Nein! rief ich: das wird nicht geschehen; so grausam werden sie nicht seyn. Ich fiel ihm um den Hals. So grausam nicht, meinst du? sagte er bitter lächelnd: wenn mein Sohn, wenn seine Mutter zu den Ausgewanderten fliehe? man sollte mich frey lassen mit diesem Verdacht?

„O lassen Sie meine Mutter, lassen Sie meinen Bruder hier bleiben, warum sollen sie fliehn?"

„Du verlangst zu viel mein Kind. Deine Mutter, deinen Bruder sende ich weg, um sie zu retten, und ich lasse mich fesseln, ich stürze mich in den höllischen Abgrund eines dunklen feuchten Kerkers, damit meine Tochter in den Armen ihres Geliebten fröhlich seyn kann.“ Er öffnete das Fenster und rief. Zitternd hörte ich den Wagen vorfahren. Ich schluchzte, ich jammerte. Sey ruhig mein Kind, sagte er entschlossen. Sage deiner Mutter mit Gelassenheit, Lebewohl. Ach! zu dem Elende in einem fremden Lande zu leben von ihrem Mann, von ihrer Tochter verlassen zu seyn, von ihrem Schicksal nichts zu wissen, darf sich nicht der Gedanke gesellen, ihre Tochter weinend zurückgelassen zu haben. Sie dachte du solltest ihr Trost in ihrem Elende werden; sie sagte noch vor wenigen Augenblicken: ich gehe ruhig, denn Carolinen geht mit mir.

Trockne dein Auge mein Kind; dann wollen wir weinen, wenn du deine Zeit erst unter deinem glücklichen Blamont, und unter deinem gefesselten zum Tode bestimmten alten Vater theilest.

Itzt trat meine Mutter herein. Caroline bleibt mit mir hier, sagte mein Vater mit einer erkünstelten Ruhe. Sey unbesorgt, reise, ich und Caroline kommen bald nach.

Meine Mutter stutzte; sie wollte etwas sagen, konnte aber vor Weinen nicht.

Ich sank zu meiner guten Mutter Füßen, umarmte ihre Knie. Sie drückte mich an ihr Herz, gab mir die zärtlichsten Nahmen. Mein Vater umarmte uns beyde. Ach! rief er, mit einer gepreßten Stimme: Meine Caroline ist sehr grausam, und dennoch liebe ich sie! Dennoch liebe ich sie! setzte er laut, laut, mit einer klagenden Stimme hinzu.

Ich gehe mit Ihnen in den Tod! rief ich ausser mir: Meine Mutter warf mir eine Salloppe um. Mein Vater drückte mich voll Entzücken an sein Herz. Itzt meine Tochter, bist du mir nichts mehr schuldig, sagte er: du hast deinen Vater das Leben gerettet. Er führte mich die Treppe hinunter. Ich schwankte in den Wagen. Blamont! seufzte ich leise. Mein Herz brach. Ich sank an meines Vaters Busen und der Wagen rollte dahin.

— — — — — —

Das lies noch einmal, und dann fühle das Urtheil über deine Caroline. Ach! du lasest mir einmal eine Stelle aus einem Schriftsteller vor. Wir verstanden sie beide nicht, und darum drückte sie sich so fest in mein Gedächtniße. Es giebt ein Zusammentreffen von Umständen, wo es eine Tugend ist, schwach zu

seyn. Ach Blamont! ich hätte sollen standhafter seyn. Aber je mehr ich lese, was ich schrieb, um desto mehr sehe ich die Wahrheit des Satzes ein. Ich versprach Blamont, sey du mein Richter, (gewiß der ungerechteste, den ich wählen konnte), und du wirst sagen: Carolinens Schwäche war Tugend. Ach ich bereue sie nicht diese Schwäche, ich beweine sie nur. Nein, Blamont! ich bin unschuldig! das sagt meine Vernunft, mein Herz, meine Liebe, so wie sie mir sagen, daß ich unglücklich bin.

— — — — — —

Je mehr ich das überdenke, desto mehr zittere ich. Ach Blamont! da hab ich eine Stunde, eine Stunde voll Jammer, allein, allein zugebracht. Ach Blamont, Blamont, wie nachdenkend hat das Unglück deine heitre Caroline gemacht! Ach! von Gedanken zu Gedanken führte mich mein Gram. Ich erschrack vor den Folgen, ich erschrack vor einer Stelle deines Briefes. Meine grausame Einbildungskraft, spannt den Gedanken mit einer Hitze aus, als ob er das größte Glück für mich wäre. Ich zittre ihn dir zu sagen. Ach Blamont! wie seltsam sind unsre Schicksale? welche Kleinigkeiten führten uns zusammen! welche Kleinigkeiten verknüpften unsre Herzen so unzertrennlich fest! Ach, kann es nicht Schicksale geben,

dte uns hindern, je den Wunsch zu erreichen, mit einander zu leben? Ach Blamont ja, es giebt ein Zusammentreffen von Umständen, die es verhindern können, daß du je mein wirst. Das dachte ich, das spann meine Phantasie hervor. Und nun, die schreckliche Stelle deines Briefes, daß ich die Mörderinn, selbst deiner Tugenden seyn würde! Blamont! doch nur wenn ich dich betröge? doch nur, wenn ich meine Schwüre bräche? Ach Blamont! dann bin ich nie deine Mörderinn. Treu werd' ich dir seyn, denn das ist eine Handlung meiner Seele. Darüber bin ich Herr. Mein Blamont! und wenn du mich nie wieder sähest. Blamont! so sollst du desto fröhlicher der Ewigkeit entgegen sehen, denn dort! dort wirst du ein Herz finden, ein Herz voll reiner Liebe, das Herz deiner Caroline.

— — — — — —

Wie heiter haben mich die letzten Gedanken gemacht! Ich habe dir noch so viel zu erzählen, aber nun kein Wort mehr; Adieu Blamont!

— — — — — —

Liancourt hat mir so eben deinen zweyten Brief gebracht. Du bist ein Thor, lieber Blamont! Sieh, du verdrähst mir meine Worte, das hast du von je her gethan. Ich habe ge-

lacht, ja, ich bin auf Bällen, auf Konzerten gewesen, ja Blamont, man muß nicht zanken, weil man üble Laune hat. Will ich meine Briefe so aussaugen, wie du meine, ich wollte eben so gut Gift darinn finden. Ich könnte sagen: — doch ich will dich nicht beschämen. Sieh, ich habe deinen Brief in der Hand, lese ihn durch, halte mich an seinen Sinn, an seine Empfindung.

Was kümmern mich die Worte? Sieh, da seh ich dich auf meinem Zimmer sitzen, mein Hündchen neben dir auf dem Sofa. Mir traten die Thränen bey dem Bilde in die Augen, dann ich sehe dich da mit einem kummervollen Gesichte, mit einem stillen Blicke voll Thränen da sitzen. Du streichelst von Zeit zu Zeit das kleine Thierchen, lächelst wohl, erinnerst ihn an deine Caroline. Das alles sehe ich, und mir kommen die Thränen in die Augen. Was kümmern mich deine Worte, die du schreibst. „Da sitze ich so zufrieden, als ob die Welt mein wäre.“ Ich kenne das Zufriedenseyn sehr wohl. Zuweilen sitze ich so da in einem Konzerte; die Musik nimmt mich auf ihre sanften Flügel, und trägt mich nach Pillon. Dann sitze ich da, ohne Seele mit lächelnden Lippen. Eine Französin aus Paris sagte mir neulich in einer solchen Stunde: „Wollte Gott! ich könnte

nur halb so glücklich seyn als Sie. Pillon war verschwunden. Ich antwortete ihr mit einem kummervollen Blicke: „Ach Kind! das wünschen Sie ja nicht.

Aber so macht ihr Männer es; von Jugend auf seyd ihr gewohnt, Worte zu untersuchen, das hängt euch an. Da klebt ihr an den Worten, und der Sinn entgeht euch, wenn man nicht gerade das Wort braucht, das Ihr gewählt haben würdet. Wir Weiber, auch das einfältigste, verfehlen selten bey Gesprächen, die das Herz betreffen, den Sinn des Redenden. Wir urtheilen aus dem Ganzen. Ihr aus Worten. Ich lachte. Wer heißt dich glauben, daß ich mich da hergestellt, und aus voller Kehle gelacht habe? Ich lächelte also mit heller Bitterkeit, daß du es nicht war'st, und daß ich mich geirrt hatte.

O Blamont! wenn ich schreibe, so schreibe ich gern schnell, meine Feder geht ohnehin langsamer als mein Herz. Drähe mir die Worte nicht mehr um. Soll ich mich lange besinnen, so kann ich nicht weinen, und ich weine gern, wenn ich an dich schreide. Laß das gut seyn.

Was mich an dich erinnern soll? Uiberlaß du nur ganz ruhig meinem Herzen die Sorge. Ach mein lieber Freund! wenn mich auch

kein Zimmer, kein Bett, kein Kleidungsstück, kein Bosket, keine Laube an dich erinnert, so erinnert mich deine Güte, deine Edelmuth an dich, mein Blamont. Deine Reise nach Straßburg um mich vom Kloster zu retten, deine treue Liebe, die dich so blaß gemacht hatte. Du, du, mein guter Blamont, mein edler, treuer, menschlicher Blamont, erinnerst mich an dich; du bist der Schutzgeist meiner Treue, meiner Liebe. Meine Liebe ist nicht hilflos, so lange Blamont Blamont ist, und so lange ich die Tugend liebe, und den Edelmuth achte. Meiu Bruder liebt dich, und mein Vater wird mit seinen Vorurtheilen mich nie verführen.

Mein Vater schlug neulich die Saite an, die du fürchtest. Er sprach ohne auf mich zu zielen, wie im Vorbeygehen von den Freuden des Hofes, von den Werth des Ranges. Ich saß da, und hörte zu. Anfangs merkt ich's nicht einmal, daß es mir gesagt seyn sollte.

Ich sah es an den Lächeln meines Bruders, daß es auf mich gieng. Dann trat mein Vater mir näher, redete lauter. Er sprach von dem Elende der Landleute, die nicht in den Stand gebohren sind, er rechnete die Bedürfnisse her, die sie aufgeben, die Erniedrigungen, die sie ertragen müßten. Nun sah er

mich an, und nahm meine Hand. Meynst du nicht, Caroline! daß ich Recht habe?

Ich schwieg, ich nahm meine Harfe, und sang meinem Vater das schöne Liedchen: *)
von dem Chevalier Louffleur.

Hereux qui dans son champ, demeurant
a l'écart,
Sans crainte, sans désirs, sans éclat, sans
envie,
Dans l'uniformité passa toute sa vie,
Et que le meme toit vit enfant et vieillard!

Es traf, mein Vater schwieg, ja er schien gerührt, und seitdem hab ich ihm nichts mehr über diesen Punkt reden hören, Blamont! und ich hoffe, ich werde auch von dir nie wieder darüber etwas hören.

Vorwürfe, ich weiß es, sind gleichsam die Nahrung der Liebe. Ach welche schöne, entzückende Stunden waren es, da wir uns zänkten, nm nichts zankten. Ach! oft, lieber Blamont! suchte ich vorsetzlich die Gelegenheit auf, Vorwürfe von dir zu hören. Ich sah dich nicht an, wenn du in den weiten Kreisen, um mich und meine Mutter auf unsern Spatzier-

---

*) Den ersten Vers hat Caroline nur abgeschrieben. Ich wollte ihn nicht übersetzen, denn wenn ich mich nicht irre, so ist eine reizende Uibersetzung dieses Liedes in den Gedichten von Götz.

gängen hergiengst; ich setzte mich, wenn ich dich hinter dem Gebüsche stehen sah. Du hoffetest, und hofftest. O ich sah das wohl, und dann gieng ich lachend und scherzend zurück, ohne meinen Weg an deinen Versteck vorüber genommen zu haben. Hinterher schlug mir das Herz. Ich zankte mit mir selbst, daß ich es hatte thun können, ich fürchtete dich, und doch wünschte ich, daß du mit mir maulen möchtest. Ich würde mit dir gezankt haben, wenn du freundlich gewesen wärest; denn wie süß waren die Augenblicke unserer Versöhnung. Ach! alles, alles wird unter den Händen der Liebe zu einer Wohlthat. Aber Blamont so süß die Eifersüchteley und die Zanksucht der Liebe ist, so — o ich bitte dich, mache mir keine Vorwürfe mehr, die mich erniedrigen, die mich verächtlich machen, ich bitte dich deiner selbst wegen darum. Denke an jene Regel: „Eifersucht schmeichelt, aber entsteht sie aus Egoismus oder Mißtrauen, so macht sie den andern verächtlich; und welches Herz erträgt Verachtung ohne zu verzweifeln.

Blamont! ich sagte es nicht in dem Rausche der Liebe. Dein Herz macht diese Hütte für mich zu einer Welt. Nein, mein theurer Freund! ich fühlte, was ich sagte, ich sagte die Wahrheit, denn es ist noch nicht eine Stun-

de in meinem Leben gewesen; da ich das nicht eben so warm gesagt hätte. Nein! ich sehe hier keinen einsamen Platz, kein Thal von Bergen, oder von einem Wäldchen eingeschlossen, ohne daß nicht sogleich der Wunsch bey mir sehr lebendig würde. O stände doch hier eine Hütte für dich und Blamont!

Sieh! dann meß ich mit meinen Augen ein Plätzchen ab, zu meinem Garten, zu meinem Felde, das uns nährte, ach! und meine Blicke messen so bescheiden. Die Hütte, die ich mir denke, ist gar klein, kein Pallast, nein, eine Hütte mit Weinlaub bekleidet, ein Zimmerchen und ein Kämmerchen darinnen, eine Laube vor der Thür unter zwey Linden; das ist alles, was ich mir wünsche, und ich bin fertig. Unwillkührlich sagen dann meine Lippen: „Er liebt mich, die ganze Welt ist mein! Und ich habe weiter keinen Wunsch mehr hinzusetzen.

Wie wir von Trier nach Koblenz fuhren, da kamen wir durch ein Thal, es heißt das Martinsthal. Wir stiegen oben aus, der Weg geht ein wenig steil hinab! Ach Blamont, welch ein Anblick! welch ein Thal! Ein Abbe, der mit uns gieng, erklärte meinem Vater die Entstehung dieses Schlundes, so nannte er diese himmlische Gegend. Sie standen oft stille. —

Ich gieng langsam hinab. Sieh Blamont! du gehst auf einer sehr schönen ebenen Chaussee zwischen Wald und Gebüsch immer hinab, immer tiefer. Das nimmt kein Ende. Es ist, als stiegst du in den Abgrund der Erde. Immer höher werden neben dir die Berge, immer dicker der Wald. Mit jedem Schritt, den du thust, wird es dunkler. Endlich kommst du unten in das Thal hinein. Kein Sonnenstrahl dringt mehr hindurch, eine süsse Dämmerung umfängt dich, eine heilige Stille, die nur durch das Plätschern eines Baches, der quer durch das Thal fließt, unterbrochen wird. Der Bach ist so rein, so hell, daß du jeden Kiesel auf seinem Grunde siehest. Dorther an dem Berge war von leichten Gebüsch, von grünen dürren Stauden umgeben, die das leiseste Lüftchen in Bewegung setzt. Du kannst seinem Laufe weit nach sehen, denn er fließt langsam im Thale unter einem Gewölbe von Bäumen, langsam gerade fort. Wir hatten den Tag eine unerträgliche Hitze, und hier unten war eine so schöne Kühle, daß einem wohl wurde.

Ich setzte mich hier auf einen Stein, warf meine Augen hieher, dorthin. Ich trat an den Rand der Brücke, die über den Bach geht; Ach! rief ich: könnte ich hier mit Blamont woh-

nen! Ach stünde dort unter jenem Abhange des Berges, dort im Gebüsch an dem Bache die kleinste Hütte, wo ich mit ihm leben und sterben könnte! wie gerne wollte ich der Welt Lebewohl sagen! wie gern wollte ich dahin verschwinden, wo kein menschliches Auge uns suchen würde! Ich kletterte einen kaum sichtbaren Fußpfad an der Seite der Brücke hinunter durch das Gebüsch. Dann gieng ich an der Seite des Baches hinab. Hier setzte ich mich auf den Rasen am Ufer. Der Bach benetzte die Spitzen meiner Schuhe; ich lehnte mich an eine junge Buche. Rings umher war die Gegend verschlossen, selbst die Chaussee verschwunden. Ich saß da ganz allein. O Blamont! nie — nie ist mein Wunsch heftiger gewesen, dich bey mir zu haben — als in diesem Augenblicke. Ich streckte meine Arme mit Heftigkeit nach dir aus, rief deinen Nahmen, vergoß Thränen. O sagte ich, wenn du je hieher kommst, Blamont, so vergiß nicht diese Stelle zu sehen, wo Caroline saß, und nach dir seufzte.

Itzt hörte ich meine Mutter mit Aengstlichkeit Caroline rufen. Ich antwortete. Meine Thränen wollte ich nicht sehen lassen, und so wusch ich mein Gesicht mit dem hellen Bache. Ich nahm ein zärtliches Lebewohl von ihm, und

kletterte wieder die Chaussee hinauf, wo meine Eltern schon eine Zeit mich mit Aengstlichkeit gesucht hatten. Wir stiegen ein, und nun fuhren wir wieder eben so ungeheure Berge, auf Schneckengängen hinauf, als wir herabgefahren waren.

Ach Blamont! eine schönere Gegend kann es in der ganzen Welt nicht geben, als dieses Martinsthal, so reitzend, so einsam, so verschlossen durch Berge die ganze Gegend hier auch ist.

— — — — — — —

Mein Brief wird ein Buch, und dennoch muß ich fortfahren. Ach Freund! deine Unruhe über den Zustand unsres Vaterlandes kommt der unsrigen nicht gleich. Du lebst dort auf dem Lande. Du erfährst den tausendsten Theil der Begebenheiten nicht, welche hier unsre Bekümmernisse ausmachen. Du kennst das Elend nicht, wie wir es kennen. Die itzige Regierung verbreitet durch ihre Dekrete überall Unordnung, Gesetzlosigkeit und Verbrechen, um ihre Absicht auszuführen, unsern guten Monarchen zu stürzen. Man weiß hier mit jeder Stunde, wie's zwey Tage vorher in Paris zugieng. Jede Stunde kommen Kuriere, mit jeder Stunde langen hier Familien, die sich von Paris flüchteten, an. Ach

mir zittert das Herz vor ihren Erzählungen, von den Pariser Greueln. Man plündert Schlösser, man beraubt ihre Besitzer ihres Vermögens, und mordet sie mitten unter ihren Familien. Noch gestern erzählte mir die Tochter des Grafen Beaujoulais d' Obse. Mir schauerte. Sie sitzen Mittags ruhig beym Tische und essen. Auf einmal ist ihr Schloß von wüthenden Bauern umringt. Man drängt über den Graben. Die Zugbrücke war aufgezogen. Ein Haufen Bauern stürzt in den Saal, wo die unglückliche Familie ißt. Des Grafen Kinder drängen sich um den Vater her. Sie fallen vor den Unmenschen ohne Herzen auf die Knie. Nichts hilft. Man ergreift den Grafen, man wirft ihn zu Boden, und — Blamont! ich wäre gestorben, — und haut ihm mit grossen Säbeln den Kopf ab, so daß sein Blut über seine Kinder her spritzt. Nun reißt man seiner Familie die Kleider vom Leibe, treibt sie hinaus, plündert das Schloß, und zündet es dann an. In die Flammen werfen die Unmenschen den Leichnam des Ermordeten.

Der Zirkel, in dem wir leben, ist nicht groß. Ein Parlamentsrath aus Toulouse mit seiner guten Familie ist unsre liebste Bekanntschaft. — Wir gehen, um uns nicht abzusondern, und um uns nicht Feindschaft

zuzuziehn, in alle öffentlichen Gesellschaften, deren hier viele sind, und doch leben wir sehr einsam.

Man ist hier gar nicht einig. Neulich sagte mein Vater: Wenn jede Parthey hier eine eigene Kokarde tragen sollte, so würden die Farben nicht hinreichen, die Partheyen zu unterscheiden. Und alle diese Partheyen hassen sich untereinander noch heftiger als sie alle die herschende Parthey in Frankreich hassen. Und dann, sagt mein Vater: ist da noch die Parthey der Stutzer, die mit ihren Prahlereyen, mit ihren Ausschweifungen mit ihrem Stolze, mit ihren Narrheiten den ganzen französischen Adel in Deutschland verächtlich und zugleich verhaßt machen. Und das mag leider wahr seyn. Neulich waren wir im Garten; unser Wirth, ein Goldschmied, war auch da. Mein Vater sagte lächelnd: Nicht wahr, sie sehen es gerne, daß wir ausgewandert sind? Sie verdienen Geld hier in Koblenz. Wir verdienen Geld Herr Vikomte, antwortete er. — Mein Vater zuckte die Achseln.

Du glaubst nicht, wie unverschämt die jungen Herren aus Paris sind. Schon seit vierzehn Tagen umflattert mich ein Geck, der alle meine Geduld ermüdet. Er sah mich, und flog auf mich zu. Nach ein paar Worten über

meine Schönheit, über mein petit aix presque in-génee über mein petit minois fin, über mein reitzendes, boshaftes Lächeln, über meine schönen Zähne und frische Farbe erklärte er mir, daß er es für ein Glück ohne Maas hielte, d'arranger entre nous une petite affaire de coeur. Wahrhaftig Blamont, ich war ausser mir. Ich spottete, ich ward ernsthaft, sagte ihm sogar Grobheiten. Nichts half. Er kam wieder. Er kam alle Tag. Ich war gezwungen, ihm anzuhören. Er nannte mich seine kleine Empfindsame, und versicherte mir hundertmal, daß mein Herz a sentiment sehr brennbaren Stoff enthielte. Er warnte mich, ich sollte auf meiner Huth seyn, vor dem étalage seines Feuers.

Er würde den glücklichen Augenblick mich zu rühren nicht suchen; er würde ihn brüskieren. Und darinn besteht meine Stärke! setzte er hinzu, und legte die Hand mit einer selbstgefälligen Miene auf sein Herz. Ich erzählte das nachher einem Mädchen, das man hier für sehr gescheid hält. Und Sie nehmen den Scherz übel, mein Kind? sagte sie: Scherz? fragte ich ein wenig empfindlich. — „Nun mein Gott, aber Ernst. Desto schlimmer, wenn sie es übel nehmen. Es ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, mit seiner Eigenliebe,

und ich wüßte nicht, mit wem sie petit affaire mit mehr Unterhaltung und agrement arrangieren könnten, als gerade mit ihm.“ Ich glühete vor Verdruß. Ein Mann von Ehre, fuhr sie fort: unterhaltend, voll guter Einfälle, flüchtig wie ein Schmetterling. Es würde ihnen Ehre genug seyn, wenn sie ihn ein Monat fesselten. Es ist wahr, er würde ihnen nicht treu, aber doch nicht treulos, und am allerwenigsten ihr Verräther seyn.

Das war zu arg, ich brach los, und ich wurde verlacht. Seitdem heisse ich unter den Damen Gabrielle, und mein Anbeter verfolgt mich noch immer mit seiner Galanterie, und versichert mir, daß zehn Liebenshändel, die er in Koblenz schon geführt hat, ihm nicht so viel Mühe gemacht haben, als dieser einzige mit seiner kleinen Gabrielle. Das ist Ton hier, und darum nennt man hier Koblenz das kleine Paris. Ach Blamont! Blamont! wenn ich hier einen halben Tag in diesen Gesellschaften habe zubringen müssen, wie innig sehn ich mich dann weg, von diesen nichtssagenden Schäckereyen, von diesen Liebeserklärungen, die mit Lachen gemacht, und mit Lachen aufgenommen werden, zu dir hin, wie sehn ich mich nach deinem Auge voll stiller und doch so gewaltsam hervorbrechender Leidenschaft nach

deinen freundlichen vertraulichen Blicken! nach deinen bescheidenen und beredeten Stillschweigen, nach deinen Seufzern und Worten, in denen dein Herz sprach!" Und wenn ich dich nicht liebte, Blamont! ich würde dich itzt lieben; ich würde die Natur unsere Wäldchen, unsere Lauben, unsere heimlichen Plätze aufsuchen, um dein Herz, deine Liebe zu finden. Ach! ich kann mich itzt oft mit einer heißen Andacht zu dir zurück wünschen."

Noch neulich am Abend, eben war ich im Auskleiden begriffen, überfiel mich diese Sehnsucht. Ach Blamont! ich habe niemanden, dem ich klagen kann, was ich fühle, was mir fehlt. Ich bin gezwungen mit mir selbst zu reden, mir es selbst zu sagen. Ich faltete meine Hände, sagte laut die schönen Verse, die ich alle Tage hundertmal hersage. „O! ihr elenden Sklaven der Städte, die ihr eure Herzen verächtlichen Mädchen schenkt, ihr glaubt die Liebe zu kennen? nein, ihr kennt sie nicht! die wahre Liebe flieht die Palläste, wo eine Elende euch ihre Liebkosungen verkauft: die Liebe, das schönste Kind der Natur kennt euch nicht. Ihr Wohnplatz ist der schattigte Wald, ihr Heiligthum ein heimliches Laubedach in dem verborgenen Thale, voll Friede und Ruhe."

Ich sagte die Verse mit einer Wehmuth, mit einer so heftigen Leidenschaft, daß nie das Auge naß wurde. Mein Mädchen stand hinter mir, ohne daß ich es wußte. O mein gnädiges Fräulein, rief sie voll Mitleiden; was ist Ihnen? Sie können ja so glücklich seyn, und sind so unglücklich! — Ich unglücklich, fragte ich: wie so? nun erzählte sie mir, worauf ich selbst noch nicht geachtet habe, daß ich halbe Nächte da sitze, weine und seufze. Sie sagte: daß sie es nicht wagte, sich eher niederzulegen, als bis ich schlaffen gienge. Das arme Kind! sie hat manche Nacht, bis an den Morgen, an meiner Thüre gehorcht, ob sie noch Seufzer hörte. Ich habe es mir nun angelobt, mich sogleich, wenn ich deine Briefe gelesen habe, und die lese ich alle Abend, niederzulegen, um meiner armen Lucie den Schlaf nicht zu verderben. Ja wer schlaffen konnte, Blamont! meinst du nicht auch? gute Nacht!

Caroline an Blamont!

„Ich bin von ganzen Herzen traurig, mein Blamont, von ganzen Herzen traurig. Unser guter König hat sich retten wollen, und ist zu Varennes angehalten und wieder nach Paris gebracht worden. Kann man noch sagen, die

Nationalversammlung sey nicht grausam. — Anfangs hieß es, er wäre glücklich entkommen. Ich habe herzlich gebetet, daß er entkommen möchte; denn mein Vater sagt, daß nur das allein einen bürgerlichen Krieg verhindern kann. Alles war hier so voller Freuden. Man illuminirte, man jauchzte, man schrie, man umarmte sich. O es war ein sehr rührender Anblick! jeder schien sein eigenes Leiden vergessen zu haben, und nur an die glückliche Rettung unsers Monarchen zu denken. Man hatte sogar den Partheyhaß vergessen. Man umarmte sich, vielleicht zum erstenmale hier vom Herzen. Dann kam die Nachricht, es sey mißglückt. Man wollte lang die ersehnte Hoffnung nicht aufgeben; jeder zweifelte, und es that einem wehe, wenn man die traurigen Gesichter sah, die mit Schmerz fragten: ist es denn gewiß wahr? und das nicht allein, das ist es nicht allein, was mich bekümmert. Du Blamont du!

Ach ich bin so betrübt, daß ich nicht einmal hoffen mag, und wenn ich auch Hoffnungen hätte. Ich sitze da und sehe auf eine Stelle, daß ich dir, daß ich dem guten König nicht helfen kann. O Blamont, schreib doch, schreib, melde mir alles. Zähle mir alle deine Seufzer vor, verschweig mir keine Thräne, die du vergießt. Klagen lindern den Schmerz, das

fühle ich Arme, die ich keinen Menschen habe, dem ich klagen kann.

Die Roßiere hat mir einen Zettel geschrieben. Ach guter Blamont, ist es denn wahr, was sie mir schreibt? Sie meldet mir, daß sie dich nicht ohne Mitleiden ansehen kann, so bleich, so kummervoll hat dich der Gram um mich gemacht. Du schleichst umher wie ein Gespenst, sprichst nichts, seufzest blos und sitzest den ganzen Tag, wenn du nicht bey deinen kranken Oheim bist, in meiner Laube, und denkst an mich. —

Ach Blamont! es war mir so süß, wenn ich dachte: er weint um dich, er seufzt nach dir. Aber itzt ist es mir nicht mehr süß. Nein, Blamont! erheitere dich! Reden thut wohl; wenn man eine Zeitlang gesprochen hat, so erleichtert sich doch das Herz ein wenig. Es ist einem dann als ob der Kummer in der Ferne stände, und einen nur von Zeit zu Zeit berührte. O lieber Blamont! thue mir es zu gefallen, und erheitre dich; tanze, vergiß mich, ich will gern zufrieden seyn, wenn du den Tag hindurch nur eine Stunde um mich traurig bist. Am Abend wein ich um dich. Den Tag über muß ich bald hierhin, bald dorthin. Am Abend setz ich mich recht ordentlich zurecht, um an dich zu denken; und sieh: dann schläft

man darüber ein. Ich bitte dich, Blamont! schone deine Gesundheit! Ich müßte hier vor Angst umkommen, wenn ich hörte: daß du krank wärest. Ach! itzt begreif ich, und mir schlägt das Herz laut vor Angst dabey, itzt begreif ich was du meinst mit der Verzweiflung, in die ich dich stürzen würde, wenn ich nicht zurückkäme. Blamont, du weißt, ich kann nichts weniger auf der Welt leiden, als Verzweiflung. Ich bitte dich, schreib ja nicht ein Wort davon in deinem nächsten Briefe. Es ängstigt mich sehr. Ich sende dir mein Portrait, lieber Blamont. Anfangs wollte ich nicht daran. Du weißt, daß ich nicht lange sitzen mag, und noch weniger kann ich es leiden, daß ein Mann mich so starr ansieht, wie die Mahler thun. Endlich hab ich es doch richtig ausgehalten, weil mir gleich einfiel, dir ein Bild von mir zu senden. Mein Vater sagt mir: ich sehe so traurig auf dem Bilde aus. Aber, mein Gott! wie konnte ich anders aussehen? ich dachte an nichts als an dich. Man sitzt da, so still; und sitz ich nur einen Augenblick still, so ist mein zweyter Gedanke: du! — Sieh, nun bath ich den Mahler, mir noch eine Kopie zu machen, für eine in Frankreich zurückgelassene Freundin. Und da hätte ich es bald wieder abbestellt; denn der Mahler lächelte, wie ich das sagte.

Ich mochte vielleicht roth geworden seyn. Aber ich faßte Muth; ich that, als seh ich sein Lächeln nicht, und bestellte ihm das Uibrige, die Kleidung und so weiter. Sieh, Blamont! läßt mir die Kleidung der Pächterin nicht recht gut? Ach Blamont! wann wird der Augenblick seyn, da ich so gekleidet in deine Arme sinke?

Mein wunderlicher Liebhaber findet endlich, da ich gegen alle seine Etourderien hart wie ein Felsen bin, daß eine glückliche Liebe ihm in den Weg stehen muß. Er lauft die Nahmen aller meiner Bekannten durch, fällt bald auf diesen, bald auf jenen. Ich lächle dazu. Ach ruft er: Er ist noch in Frankreich. Gestehen Sie nur. Ich sage Ja! Und heißt? — Blamont. — Blamont! ein verteuffelter Nahme. — Blamont? und ist? — der Sohn eines Pächters." — Sie scherzen. — „Mit Ihnen nie." — Ein Pächter, vielleicht ein Verrückter, der — „So helfe der Himmel Ihnen zu seiner Verrücktheit." — In Ernst? — „In Ernst." — Sie lieben Ihn? „Mit allen Kräften meiner Seele."

Er schluge eine laute Lache auf, und mein Vater trat aus dem andern Zimmer zu uns. Worüber lachen Sie so Chevalier? fragte er: Darf ichs sagen? fragte der Geck. Warum nicht? sag ich. Ihre Tochter sagt mir, daß

sie einen Pächter Nahmens Blamont liebt. — Mein Vater erröthete. Er warf einen Blick voll Vorwurf auf mich. „ Meine Tochter, Chevalier, ist eine Närrinn.“ Ich küßte meinem Vater die Hand, und sagte doch wohl etwas empfindlich: Der Chevalier bringt mich wenigstens nicht zur Reue über meine Liebe. Ich wollte den Thoren los seyn. Er verstand mich nicht, oder wollte mich nicht verstehen.

Du wirst das Gelächter der Welt werden, sagte mein Vater nachher. „Dann hätte ich Ihr Schicksal,“ mein Vater; Leute, wie der Chevalier lachen über alle Tugenden, und machen den Rang, den sie haben, verächtlich. Ich habe Blamont nie mehr geliebt, als seit ich ihn hier mit manchen Leuten meines Standes vergleiche. Mein Vater schwieg, und war seitdem wieder eben so freundlich. Er vermeidet jedes Gespräch über dich.

Und ich bin das wohl zufrieden, denn was kann man ohne mein Herz von dir sagen? Nichts, gar nichts. Mein Bruder setzt sich manchmal zu mir, und schwatzt von dir. So lieb er dich hat, so trifft er dennoch keinen Zug von dir. Es kommt mir gerade so vor, als ob ich wieder den Grundriß von Marly sehe. Da ist freylich nichts darauf vergessen. Da steht das Schloß, da sind die Esplanaden,

da die Teraſſen, da die Gärten, da das reizende Abrauvier, da die Boskets mit ihren Statuen, mit ihren Baſſins und Waſſerkünſten. Wir ſtanden vor dem Grundriſſe, hörten ihn erklären, und gähnten vom ganzen Herzen. Ich war ſelbſt in Marly. Ich habe wenig von dem allen geſehen, was der Grundriß enthält; ich erinnere mich kaum mehr, als daß meine Boskets mit der Fontaine der Agrippine, und des Muſenſaales. Aber die eine Erinnerung an die Empfindung der heitern Ruhe, des Friedens, die ich hatte, wie ich in das Bosket hineintrat, ſagt mir mehr von Marly, als die ſtundenlange Beſchreibung von dem Grundriſſe. Da haſt du, Gott weiß, wie viel und welche gute Eigenſchaften. Ich höre das kalt an, und ich vergehe vor Schmerz und Verlangen, wenn ich mir vorſtelle, wie du da ſtehſt, und mit Thränen in deinen lieben Augen mich zurück wünſcheſt.

Mein Bruder meynt Wunder, was er thut, wenn er eine Stunde lang dich gelobt hat; er fürchtet zuweilen, daß das Lob, welches er dir giebt, meine Sehnſucht nach dir zu ſehr ſchärfen werde. Ich lächle über ſeine Furcht, und da leſe ich das Ende deines letzten Briefes. — „O Caroline, Caroline komme zurück. —

Eine Hütte erwartet dich, und Blamont, der dich liebt! — Ich springe auf, mein Busen schlägt, ich breite meine Arme aus, dich zu umfangen. Ich will fort, allein, bey Nacht auf unbekannten Wegen fort. Die ganze Natur ist mit dir im Bunde, die Sterne, denk ich, haben nichts zu thun, als mir den Weg nach der Hütte zu zeigen, wo du stehst, und mich erwartest, ich glaube, es ist kein anderer Weg als der zu dir. O Blamont! ach wie oft, wenn ich das Ende deines Briefes lese, fasse ich den Vorsatz zu dir zu fliehen. Mir scheint es denn so leicht, der Weg so kurz, ich selbst so stark, und was hält mich dann zurück? — Nichts weniger als Nichts! Ich habe Muth genug, meinen Vater zu verlassen, meine Mutter zu betrüben; ich trotze dem Gedanken, daß ich meinen Eltern entlaufen bin; ich rechne es für nichts; den Spott, die Verachtung der Welt auf mich zu ziehen, und ich bin nicht dreust genug, mir eine Postchaise zu bestellen. Der Gedanke, ich muß dem Postillion sagen, dahin soll er mich fahren, hält mich zurück. Der Gedanke, ein Reisender begegnet mir, sieht mich starr an, hält mich ab. Ich wäre längst bey dir, könnte ich fliehen, oder müßte ich durch eine menschenleere Wüste mir die rauhesten Wege bahnen. Ich schelte auf mich selbst,

ich weiß, daß es Kleinigkeiten sind, und kann sie nicht überwinden.

Und dennoch wird meine Sehnsucht, dich zu sehen, täglich stärker. Je länger ich hier lebe, desto mehr mißfalle ich mir selbst hier. Ach! wie kann das Herz an das volle stolze Gefühl der Liebe gewöhnt sich mit Töne begnügen? Mir fehlt hier alles. Die Menschen vereckeln mir auch den Schloßgarten, und die Spaziergänge. Man kann nicht eine kleine Minute irgendwo sitzen, so wird man von Gelächter, von lauten, fröhlichen Geschwätz aufgejagt. Ich sitze itzt hinter unserm Hause, unter den blühenden Apfelbäumen, und traure um die Bäume zu Pillon, die ihre Blüthe auf dich herabstreuen, ohne daß ich es sehe und darüber jauchze.

Blamont an Caroline.

„Caroline! Caroline! ich habe dein Bild, — ich habe dich Caroline! da liegt es neben dem Papier, worauf ich an dich schreibe; da liegt es, und lächelt mich an, wenn ich ihm zulächle; und weint mit mir, wenn ich traure. Ich trage es bey mir, nicht einen Augenblick ist es von mir entfernt. Ich hänge es neben mir auf einen Zweig in unsrer Laube;

ich rede mit ihm, es antwortet mir. Ich bin nicht mehr allein; ich habe dich Caroline, und bin glücklich. Ach Caroline. Welch ein Meisterstück hat der Mahler gemacht? wie ähnlich! wie lebendig! Die braunen Haarlocken scheinen auf dem Busen zu schweben; wie schön ist die weisse edle Stirn, von dem Strohhute beschattet! — O Caroline! wie konnte der Mahler dich ansehen und mahlen? Die feinen, blaßrothen Lippen, die schönen Wangen, durch die das liebliche Roth, wie durch einen Schleyer durchschimmert; das reiche seid'ne, runde Kien mit dem Grübchen, und dann Caroline! die Worte heiter darauf, von deiner Hand geschrieben: Blamonts Geliebte! Ich betrachte eben so oft die beyden Worte, als das Gemählde. Dieses bist du — jenes ist dein Geist, dein Herz, deine Liebe! — Wie ich den Umschlag öffnete, worinn es lag, dich erkannte, in der Kleidung, die du um meinetwillen liebst die Worte las, Blamonts Geliebte! O Caroline! du weißt nicht, ich selbst habe nicht gewußt, wie sehr ich dich liebte!

Ich war neidisch auf mich selbst. Ich legte dein Bild weg, wenn ich es eine Zeitlang angesehen hatte. Ich holte es wieder hervor. Es war mir immer neu, immer überraschend. Ich war ausser mir. Ich dachte, es müßte

reden! Ich hoffte auf das Wunder, das den Pygmalion beglückte. Je länger ich es ansah, je lebendiger wurden alle seine Züge; die Lippen öffneten sich; aus den Augen rollten Thränen über die schönen Wangen herab.

O Caroline! welche Augenblicke habe ich gehabt! Und dann wieder ist es so todt, so fühllos, so starr. Ach! du reizendes, zu reizendes Gemählde meiner Caroline; vergebens rede ich dich an; nein, du hörst meine Stimme nicht. Fühllos bist du gegen meine Stimme, und gegen deine Reize. Ist es möglich? du hast Carolinens reizende Züge, und dennoch bist du ohne Gefühl? deine schönen Blicke sehen mich nicht? Nein! nein! unerbittliche Macht zernichtet alle meine Wünsche, und deine Schönheit wird meine Qual.

— — — — — — —

Ich habe es weggelegt, Caroline! ich mußte es weglegen, wenn ich dir schreiben wollte. Und dennoch, dennoch — Nein Caroline, ich kann nicht mehr schreiben, und wenn jeder Buchstabe eine Quelle meines Glücks würde. Leb wohl! —

Blamont an Caroline.

Ich lese deine Briefe, Caroline, ich lese sie wieder, und ich werde nie fertig damit. Mein Herz hatte dein Urtheil längst gesprochen. Konntest du anderst als unschuldig seyn? Du bist es Caroline! Auch der allerleiseste Zweifel, den die Einsamkeit und mein Gram um dich in meiner Seele erhebt, ist besiegt. Du bist unschuldig. Denn lies noch einmal, was du schriebst; lies noch einmal die Begebenheit jener unglücklichen Nacht, und du wirst leicht einsehen, daß dein Vater dein eigenes Herz brauchte, um dein Herz und unsere Liebe zu öffnen. Es ist dein Vater; ich will schweigen. Es kann Schicksaale geben, Caroline! Aber ich fühle das eben so gewiß, daß das nicht lange seyn kann. Der Gram würde mein Leben verkürzen, ein Leben, das ohne dich eine drückende Last ist, und am Grabe brechen sich ja die Wellen des menschlichen Elends. Ueber das Grab hinaus reicht es nicht, und dann sind ich ja das treue Herz meiner Caroline. — Es ist sehr traurig, meine Caroline, wenn man den Keim seiner Hoffnungen erst in sein Grab pflanzt; doch dem Himmel sey Dank, daß eine Hoffnung mich wenigstens durch das Leben begleitet, die Hoffnung deiner Treue.

Und wiedersehen werden wir uns; gewiß Caroline, wiedersehen werde ich dich. Wohin dein Vater dich führen kann, dahin wird ja meine mächtige Liebe dringen können. Eine Tagreise und ich bin bey dir, und sollte es nun seyn, um meinen letzten Seufzer an deinen Lippen aushauchen, und dir sagen zu können, daß ich dir treu blieb.

Die Furcht ist eben so eitel, als die Hoffnung. Erhalte mir deine Liebe, und keine Drohung, kein Elend, kein Schicksal soll je die Hoffnung aus meiner Brust reißen, die Hoffnung, mit dir einst glücklich zu seyn. Es kann ein Zusammentreffen von Umständen geben. Gut! Es kann auch auf tausendfache Weise anders seyn! Ach! wenn eine Liebe wie unsere, wenn Herzen wie unsere, nicht zu hoffen berechtigen, so machte die Vorsehung die Hoffnung zum Vorrechte des Bösewichts; und ließe dem fühlenden Herzen nichts, als das menschliche Elend. Nein Caroline! so traurig ich auch itzt bin, so zweifle ich dennoch nicht. Ich sehe dich, ich sehe dich bald, und wir werden glücklich seyn. Glücklich! und wären wir es nicht, nicht längst, wenn wir den Muth hätten, der menschlichen Thorheit aus dem Wege zu tretten. Was hat denn der Himmel unserm Glücke in den Weg gelegt? Wodurch

hat er gezeigt, daß er unser Unglück will? Er führte uns zusammen. Ein Engel könnte ich sagen, wachte ja über unsere Liebe, daß sie ja nicht verlöschen konnte. Ein Engel führte uns in Metz wieder zusammen, eben da das Band unserer Herzen locker wurde. Der ganze Himmel lächelt auf unsere Liebe, und segnet sie; und wir, wir Caroline schreiben unsere Unthätigkeit auf die Rechnung des Himmels; nennen unsere Schwäche Schicksal, und die Thorheit anderer, die wir besiegen konnen, sobald wir wollen, Vorsehung.

Sieh, ich fliehe nach Koblenz, was hindert mich? Caroline geht eine Gasse hinunter, setzt sich mit mir in den Wagen, geht nach Pillon mit mir, wird mein Wei , mein glückliches Weib, Mutter glücklicher Kinder. Eine Reise nach Koblenz, ein Gang von etwa hundert Schritten, von Carolinens Wohnung bis an die Chaise, ist die ganze Arbeit, welche unser Glück kostet; und wir schieben unsere Thränen auf den Himmel, und hadern mit der Vorsehung über unsern Gram. Was wollen wir machen? was können wir mehr wünschen? auf welches Zusammentreffen von glücklichen Umständen sollen wir hoffen? Meynst du, dein Vater werde je seine Einwilligung geben? Nein, das glaubst du selbst nicht! Auf was gründest

du deine Hoffnung? da liegt die Nahrung dein Leben zu erhalten! Strecke die Hand darnach aus. Nein, noch soll der Himmel ein zweytes Wunder thun, er soll die Nahrung lehren, zu dir zu kommen. Nein Caroline! das Schicksal mag zuweilen dem Verbrechen Felsen in dem Weg thürmen. Der Liebe ist der Weg zum Glücke gebahnt Man darf nur den Muth haben, den Weg zu machen, und er ist schon gemacht. So sitzt die junge Schwalbe auf dem Rand ihres Nestes. Sie hebt die Flügel, sie will fliehen, sie scheut den Abgrund, der ihr nicht gefährlich ist, sie sinkt ins träge, enge Gefängniß zurück. Sie schlägt besorgte Blicke hinab in den Abgrund, sie sieht die Glücklichen in der freyen Luft flattern, und glücklich seyn. Sie hebt aufs neue die Flügel, die Mut er stößt sie hinab; und nie erstaunt sie flatternd über ihre Macht, an der sie verzweifelte, und zwitschert entzückt über das Glück, das die Natur, der Himmel ihr gab, und das sie allein sich versagte. Caroline ich will dich nicht überreden. Nein, Caroline! hebt sich in deiner schönen Seele ein Zweifel, so ist er gerecht, so bleib und laß uns fort klagen. Du wirst nicht glücklich seyn; aber du wirst ohne Vorwürfe bleiben; und ich weiß es Caroline, der erste Vorwurf, den du dir selbst machen müß-

test, wird deine Seele mehr zerreissen, als ein langes Elend, das du nicht verschuldet hast. Nein Caroline! ich will dich nicht bereden, bey unserer Liebe, das will ich nicht. Es steht nicht in unserer Gewalt, den Schlägen des Schicksals auszuweichen, aber eine vorwurflose Seele ist ein grosser Trost unter den Schlägen des Geschickes. Ich will dich nicht bereden. Könnte ich dir in meinen Armen ein heitres, glückliches Leben versprechen, so würde ich dich bereden. Das kann ich nicht, und darum will ich dich nicht bereden.

Ich weiß es Caroline, daß du mich liebst; denn nur eine reine Liebe konnte deine Briefe schreiben. Ach! es war auch kein Mißtrauen, das meine Feder leitete, ich war sehr betrübt, ich grollte mit meinem Schicksal; der Kranke klagt in seinem Schmerze, die Hand an, die ihm das Kissen weicher legt, und macht dem Arzt Vorwürfe, der ihm hilft.

Die Roßiere ist eine Thörinn, der Gram um dich, meine Caroline, ist so süß, die Einsamkeit so reizend, so stille, so erquickend, daß ich itzt nichts anders zu wünschen wußte, als so zu leben, wie ich lebe. Und wie anders soll eine Frau, wie die Roßiere urtheilen, welche die Einsamkeit wie das Grab flieht; den Augenblick für verlohren hält, da sie nicht plau-

dert, und welche Caroline schlechthin für eine Thörinn erklären würde, wenn sie dich unter deinen einsamen Apfelbäumen sitzen sehe, während Promenaden voll Gelächter und lauten Geschwätzes dir winken. —

Liancourt an Blamont!

„Ich habe keine Antwort von dir erhalten, Blamont! und ich hoffe doch so sehr darauf. Ich bin deiner Kindheit Freund und Gespiele gewesen, ich bin es bis auf den itzigen Augenblick geblieben; es thut mir weh, dir das versichern zu müssen. Es thut mir weh, daß ich zu Umschweifen meine Zuflucht nehmen mußte, daß ich nicht sogleich damit anfangen konnte, was ich dir sagen wollte: Blamont! ich glaube du thust Unrecht! Laß mich einmal wieder mit dir reden, wie ich als Knabe zu den Knaben Blamont zu reden gewohnt war, mit der ganzen Freymüthigkeit eines liebenden Herzens, mit dem unbesorgten Vertrauen des Freundes.

Blamont, du thust Unrecht! Was hast du vor mit meiner Schwester? du liebst sie, sie liebt dich, mit all dem Feuer jugendlicher Herzen. Vorurtheile stemmen sich deiner Liebe entgegen; zugegeben! Aber auch Vorurtheile setzte

den Handlungen des Mannes, von Ehre Schranken. Vorurtheile sind ein Unglück; aber das Unglück fordert Schonung! Was hast du mit meiner Schwester vor? sie hat deine Briefe von mir empfangen; ich glaube nicht, daß du mich zu dem Mittel machen willst, meinen Vater zu betrügen?

Deine ersten Briefe las sie, weinte, klagte, wurde wieder ruhig. Diese Thränen waren ihrem vollen Herzen ein Trost. Deine Briefe gaben zwar ihrer Liebe Nahrung; aber sie waren auch die Freude ihres Lebens. Ich lasse es geben, so oft auch meine zu schwache Liebe für euch beyde, Vorwürfe von meiner Vernunft empfängt. Meine Schwester sendet dir heimlich ihr Portrait; ich freue mich, denn das Geschenk macht meinen unglücklichen Freund froh. Sie erhält einen Brief von dir, und ihr ganzer Zustand ist verändert. Sie klagt nicht mehr, sondern sie ist unglücklich. Ich gebe ihr den Brief, sie nimmt ihn aus meiner Hand mit der gewöhnlichen Heftigkeit. Sie drückt ihren Mund auf die Züge deiner Hand. Ihr Auge glüht. Ihre Wange brennt. Sie stürzt in den Garten, setzt sich in das Gartenhaus, erbricht den Brief — liest — Ich sehe aus dem Fenster ihr zu. Sie liest — vergießt Thränen, liest wieder; streckt die Arme empor, versinkt

dann in ein tiefes Nachsinnen. Mit wechselnden Schritten geht sie umher, zieht von Zeit zu Zeit den Brief hervor, liest — ihr Gesicht wird immer finsterer, ihre Stirn ernster. Sie hört auf zu weinen, wankt wie im Traume ganze Tage umher. Eine tiefe Trauer liegt auf ihrem Gesicht, eine unstätte, rasche Unruhe in ihrer Seele. Ihr Geliebter ist nicht mehr der Gegenstand ihres Kummers, nein! ihr Vater ist es geworden. Ihre Mutter ist es itzt. Sie wirft die Blicke voll Sehnsucht, mit denen sie sonst allein die Briefe ihres Geliebten betrachtete, itzt auf ihre Eltern. Ihre Augen füllen sich mit Thränen, wenn ihre Mutter ihr voll Zärtlichkeit die Hand reicht. Sie zittert, wenn ihr Vater ihr voll Liebe die Wange sträuchelt. Die Liebe ihrer Eltern ist ihr zur Last. Sie freut sich, wenn ihr der Vater ein hartes Wort giebt; sie stellt sich ihm in den Weg, wenn er durch seine Lage erbittert ist, um das Vergnügen zu haben, der Gegenstand seiner Erbitterung zu seyn.

Ist sie auf ihrem Zimmer allein, so zieht sie des Geliebten Briefe hervor, wie sie sonst auch that, allein sie benetzt die Briefe nicht mehr mit kummervollen Thränen, wie sonst. Nein da sitzt sie, liest mit entzückten Blicken; nennt seinen Namen mit einer hohen Wollust. Dann

versinkt sie in ein tiefes Nachdenken, das mit Thränen anfängt, und mit einer frohen, zärtlichen Miene endigt. Sie steht auf, sie breitet ihre Arme aus. Es ist, als ob sie den Geliebten in die Arme fliegt. Noch mehr, Caroline hat ihre nothwendigsten Kleider und Wäsche in ein Bündelchen gepackt, mit einer Aengstlichkeit ohne gleichen verbirgt sie es; sieht alle Tage nach, ob es noch da ist. — Sie geht itzt alle Abende; sonst saß sie einsam, in ihrem Gärtchen, itzt alle Abende geht sie, und am liebsten allein, so furchtsam sie ist, über die Moselbrücke, den Weg der nach Frankreich führt. Da steht sie auf der Höhe, und schaut mit brennenden Augen den Weg hinauf — und zittert, und kehrt voll Unruhe und voll Thränen den müden Blick zurück.

Was ist das Blamont? meine Schwester erwartet dich. Sie will ihre Eltern verlassen, um mit dir nach Frankreich zu fliehen. — Ist es nicht so, so verzeih der brüderlichen Aufmerksamkeit, die zu weit gieng. Ist es aber so, Blamont, dann antworte, die Freundschaft und die brüderliche Liebe setzen dich zur Rede.

Du hast meine Schwester beredet zu entfliehen. Du! hättest du ihr zu bieten, was sie durch die Flucht aus dem väterlichen Hause verliert, so wärest du weniger ungroßmüthig.

Du gewinnst wenn sie flieht, aber sie verliert. Sie bringt das Opfer, und du beredest sie es zu bringen. Ist das Großmuth! Es giebt Bedenklichkeiten, die man nicht aufopfern darf, ohne den Verdacht des Eigennutzes auf sich zu ziehen; und eigennützig scheinen wollen, ist beynahe eigennützig seyn. Meine Schwester verliert in einer Verbindung mit dir, verliert einen Rang, den ihre Liebe itzt nicht kennt; aber wird nie ein Zeitpunkt kommen, wo sie ihn für etwas reichern — und was willst du dann ihrer unzufriedenen Miene antworten, mit der sie dir vorwirft, du habest sie beredet, ein Opfer zu bringen, daß sie darum brachte, weil sie es nicht kannte? Blamont, ich liebe dich, wahrhaftig ich liebe dich. Und will es das Schicksal, so will ich der erste seyn, der dir die Hand als Bruder bietet. Allein mein Bruder muß die Gesetze des Edelmuthes nicht übertreten. Ich bitte dich, antworte eben so aufrichtig, als ich dich fragte."

Blamont an Liancourt!

„Ich will dir eben so aufrichtig antworten, als du fragtest, Liancourt. Denn ich bin so stolz wie du. Unsere Meynungen sind verschieden; aber ich liebe dich. Warum mit mir

reden, wie der Knabe ehedem mit dem Knaben, warum nicht lieben, wie zwey Männer, die sich lieben und ehren? — Ja ich habe deiner Schwester geschrieben, daß es das einfachste Mittel wäre, uns glücklich zu machen, wenn ich nach Koblenz käme, wenn sie ihren Vater verließe, in meine Arme eilte, mit mir nach Frankreich gienge, mein Weib würde, mich glücklich machte, und selbst glücklich würde. Das habe ich geschrieben, nicht mehr und nicht weniger; und aus deiner Erzählung von ihr, seh ich, daß sie einsieht, wie sehr ich recht habe.

Vorurtheile muß ich schonen, wenn sie wohl thun, thut dem das Vorurtheil deines Vaters deiner Schwester wohl? thut es mir wohl? Soll ich mich zu einem ewigen Elende verdammen — soll ich Carolinen zu einem ewigen Elende verdammen lassen, um deines Vaters Vorurtheil nicht zu berühren? Was hat dein Vater voraus, daß er von mir und seiner Schwester verlangen darf; wir sollen die allerheiligsten Gefühle der Natur unterdrücken! damit er nicht nöthig habe, einen lange genährten Irrthum aufzugeben? Warum soll ich zitternd noch einen vergoldeten Götzen anbeten, wenn ich meine Hände und meine Seele zu dem erhabenen, unsichtbaren Urheber des Weltalls aufheben kann? Warum soll ich auf die

Rechte des Herzens, um der Thorheit Willen Verzicht thun? Oder hältst du die Liebe für ein gleiches Vorurtheil, für eine thörichte Begierde, die mit der Jugend vergeht? Gut dann! Vorurtheil gegen Vorurtheil! und wer hätte denn mehr Schonung zu fordern. Die Leidenschaft eines heißverlangenden jugendlichen Herzens, oder die bedächtigere abgestorbene des Alters? Hier ficht wieder der Riese mit dem Knaben. —

Ich gewinne, schreibst du, wenn Caroline zu mir flieht; sie verliert. Sie bringt das Opfer, ich berede sie es zu bringen. Was gewinn ich? Was verliert sie? Welches Opfer verlange ich? und welches kann sie mir bringen? Ich gewinne ein Weib, das ich mit allen Kräften meiner Seele liebe, und sie gewinnt, wenn sie mich eben so lieb hat, eben das. Und liebt sie mich nicht so; wer fordert dann, daß sie zu mir fliehen soll? Wo ist das Opfer? wo ist die Ungroßmuth, die du mir vorwirfst? Eigennutz? Wie? hier? hier wo ich den Verdacht gegen mich, durch die Verbindung mit Caroline reize? Hier, wo ich es nie sagen dürfte, sie war die Tochter eines Vikomte? setze mich auf den Thron der Erde, und verstosse Caroline in die elende Hütte eines Hirten, oder unter den freyen Himmel, das Dach einer Bettlerhorde, sie wäre dennoch meine Geliebte. —

Eigennutz? Laßt Carolinen den Preiß einer lebenslänglichen Galeerenarbeit seyn, ich lasse mich jauchzend an die Ruderbank schmieden. Gebt mir die Gewißheit, daß Caroline an der Brust eines andern Mannes glücklicher seyn wird als an meiner; ich gebe die Hoffnungen auf sie hin, und wenn mein Wesen in dem Augenblicke darüber zu Grunde gieng.

Das ist meine Antwort, lieber Liancourt, findet Caroline meine Gründe vernünftig, so wirst du, und die ganze Welt mich nicht hindern, sie in dem ersten Dorfe mein Weib zu nennen. Findet sie es nicht so; erhebt sich die leiseste Stimme des Widerwillens in ihrem Herzen dagegen; scheut sie den Kummer ihrer Eltern mehr, als ihr eigenes Unglück, so sey ruhig; ich habe sie gebeten, dort zu bleiben; und zu vergessen, daß je ein Herz für sie schlug. Nicht weil ich das Opfer zu groß finde, das sie mir dann brächte; nein! Liancourt! mein Herz ist das Ihre werth, sondern weil ich es für abscheulich halte, den reinen Spiegel einer schuldlosen Seele mit den fressenden Flecken, einer auch nur zweifelhaften Schuld zu trüben, und auf ein Herz, das in dem Bewußtseyn der Schuldlosigkeit seine Ruhe findet, die Last eines Selbstvorwurfes zu bürden.

Dann erwarte ich ruhig oder unruhig;

glücklich oder unglücklich, gleich viel! den Tag, da, wie du sagst, das Schicksal will. Und will es nicht, so soll wenigstens keine unmännliche Klage Carolinens fromme Ruhe stöhren. Sie soll die Freude haben, daß ihr Blamont auch noch mit seinem letzten Athemzuge das Opfer segnet, das sie dem Vorurtheil ihres Vaters brachte; das Opfer, welches mein Herz in Stücken riß.

Das ist meine Antwort, frey wie sie ein Mann einem Manne giebt, der sein Freund ist.

Ach Liancourt! unsere Freundschaft, die herzliche Liebe der beyden Knaben schien deinem Vater ebenfalls eine kindische Thorheit. Wie? wenn er forderte: Liancourt sollte aufhören, mich zu lieben? wie? wenn er das forderte? könnte Liancourt gehorchen? O wie mag es ein Mann wagen, sich zwischen zwey Herzen zu dringen, welche die Natur, und alles, was göttlich ist, in der Natur zusammen zog? O wie mag ein Mensch so vermessen seyn, sich gegen den Kreislauf der Erde zu stemmen? und ist das Gesetz der Liebe weniger mächtig, als das Gesetz, nach dem die Sphären rollen? Sprich! sprich selbst! Und eher wird die Erde in ihrem Laufe stocken, eher das Band, das die Gestirn an einander fesselt, zerreissen, als das Band, das mein Herz an die Kinder des

Vikomte d'Liancourt bindet. Laß das guter Liancourt, laß das! —

Wie will es dein Vater wagen, sich zu beschweren? War er es nicht, der Caroline auf die Weinlese nach Mangienne brachte? Legte er nicht ihre Hand in meine, um mit ihr zu tanzen? Drang er nicht darauf, daß ich mich als Bäurinn verkleiden, und Carolinen besuchen mußte? War er es nicht, der mich hieß, mit Carolinen mich messen? Sah er nicht? wie ich mich, — wie Caroline sich weigerte? Wir fühlten die Gefahr, und er hieß uns das Band knüpfen; und nun fordert er: ich soll die Natur umkehren! O sprich selbst! ist es möglich!

Caroline an Blamont.

Hier bin ich, Blamont! hier bin ich! bereit, dir zu folgen. Ich habe lange geschwiegen, lange überlegt. Hundertmal ergriff ich die Feder, um dir zu schreiben, daß ich entschlossen wäre, dein zu seyn. Meine Hand zitterte vor Freude, mein Herz drängte meine Hand. Und doch stand ich an. O ist es denn so schwer, glücklich seyn zu wollen! rief ich. — Ich will dich nicht bereden, schreibst du. O mein edler, mein guter Blamont! bereden?

was bedarf es deiner Ueberredung? Mein Herz, mein eigenes Herz, die Vorstellung meines Glückes. Ach! diese süsse, so reizende Vorstellung — ich saß da, ich wollte an meine Eltern denken, ich zwang meine Phantasie, mir das Gesicht meiner Mutter voh Thränen bedeckt, mir die stumme Träume meines Vaters über ihre entflohene Tochter zu mahlen. Meine ungetreue Phantasie war mit meiner Liebe im Bunde. — Ich sah meine Mutter, ich sah meinen Vater; Aber wie? wie? O daß eine Minute meines Lebens diesen — himmlischen Traum erfüllte! Ich sah meine Mutter, sie schlang den einen Arm um ihre glückliche Caroline, und drückte mit der andern, o Blamout! Blamont! den Sohn unsrer Liebe an ihre Brust. Du lagst in den Armen meines Vaters. Ich hörte ihn mit seiner Stimme, dich, mein Sohn! nennen, — und mein Inneres zitterte vor Wollust. Seine Stimme war Zärtlichkeit, Liebe; nicht einmal die Stimme der Verzeihung.

Nein, nein, ich konnte nichts anders denken, als unser Glück. Ich mochte es anfangen, wie ich wollte. Ich dachte an den Augenblick, da ich entflohen war; da die Stimme meiner Mutter mich suchte, da die kummervolle Miene meines Vaters mich zurück

wünschte. Eine leichte Unruhe hob sich zwischen den Entzücken meiner Seele. Ach! nur einen Augenblick! Alle Bilder waren entflohen. — Meine Seele überschritt den Zeitraum von Jahren. Da saß ich in dem schönsten Thale der Welt, mit allen Reizen der Natur, und der einsamen Gegenden, die ich je gesehen habe; ausgeschmückt an einer Seite vor einer Hütte, an dem sich Rosen und Weinreben hinauf chlangen. Ich sah dich und mich unter einem Laubdache sitzen. Ich lag an deiner Brust, meine Hand spielte mit deinen Haarlocken; und dein Blick voll Zärtlichkeit! ach Blamont! dein Blick voll heitrer Liebe kündigte mir dein und mein Glück an. Vor uns in den Blumen spielten unsere Kinder; die himmlische Gegend voll eines leichten Rosenlichtes, war mit Lauben, mit kleinen Lustgehölzen bedeckt; ein entzückender Anblick. Dann standest du auf, wir giengen Hand in Hand durch die liebliche Gegend. Da sah ich mich, wie ich die Blumen begoß, welche deine Hand aufband. Auf einmal war es Abend, die Sterne schimmerten durch das Laubdach, der Mond beleuchtete uns beyde, die Natur war in eine heilige Ruhe, voll Glück versunken, und allein unsere Herzen waren noch ruhiger wie sie. Ach Blamont! wie der Engel des Paradieses, folgte ich uns

beyden auf jedem Schritte, und wie der Engel ward ich von unserm Glück bezaubert. Wir giengen in dem Lichte des Mondes in stillen Gesprächen, wir kehrten in die Hütte zurück, die izt eine Laube schien; du schlummertest in meinem Arm, und ich bewachte deinen Schlaf, den nur der Mond beleuchtete.

Ich zeichne dir nur eine Szene, die ich ausheb e. Die Szenen wechselten und vervielfachten die Freude, und unser Glück. Der Mond verwandelte sich in die aufgehende Sonne, der Frühling in den Herbst, wir lasen die Weintrauben unter den Rosen, und brachen das Obst zwischen der Baumblüthe. Nichts behielt einen Augenblick seine Gestalt; das einzige, was unveränderlich blieb, war unsre Liebe, unser Glück. Was bedarf es bey diesen Bildern deine Ueberredung? Bey diesen Bildern, die eben so wahr, als sie reizend sind? Wahr! Blamont! wahr! sage ich. Was meine Phantasie hinzusetzte, wechselte: Hütte, Thal, Gegend, Zeit; was war daran wahr, das blieb dasselbe, unsre Liebe, unsre zärtliche Einigkeit. Und nun laß deine Phantasie, die dunkelsten Farben zu ihrem Spiel nehmen; stelle unsre Hütte, Blamont! zwischen schauderhafte Felsen; statt Rosen und Weinlaub bekleide sie mit Nessel und Heidekraut. Ein-

sam, unfruchtbar sey die Gegend; kein Baum strecke seine blühenden Zweige über uns zum Dach hin; kein Vögelchen baue hieher sein Nest, keine Stimme der Fröhlichkeit lasse sich hier hören, so bleiben wir beyde dennoch dieselben, Blamont und Caroline.

Unsre Liebe wird die Gegend verschönern, unsre Liebe wird die Felsen zu lieblichen Sitzen aushöhlen; Heidekraut wird die Sitze polstern; unsre Stimmen werden die Gegend beleben. Das Echo in den Felsen wird uns antworten, oder das Gezirpe der Eidechse im Heidekraut wird Theil an unsrer Freude nehmen. Ach Blamont! nein! ich kenne kein anderes Elend als deinen Kummer und die Abwesenheit von dir. Mangel, Armuth, Verachtung! O trag deine dunkeln Farben dreymal auf das Gemählde unsers Lebens, die helle Farbe unsrer Liebe wird dennoch durchschimmern, und sie alle überstrahlen. Was bedarf deine Caroline? Nichts als ein Stück Leinwand, dich und mich zu bekleiden, und welcher Fels triebe nicht für die forschende Liebe ein paar Blümchen zum Schmuck für meine Locken, und für meinen Busen? Wird uns eine Quelle unsern Durst zu löschen fehlen? Nahrung? o! haben wir nicht Arme, welche die Liebe stärkt, und ist die gemeinschaftlich

Arbeit nicht der Liebe ein leichtes Spiel? — Nein Blamont! meine Träume sind wahr, so lange du mich liebst. Führe mich in das Elend hinein, an deiner Hand seh ich es nicht, und lächelnd werden wir beyde sagen können:

„Des Schicksals Hand stieß uns in ein immerwährendes Elend; aber uns begleitet die stets helfende Hoffnung, und unsere Thränen trocknen ihre seidne Hand. Unser Kummer kennt das Entzücken; Glückliche Träume ersetzen Tage voll Thränen, und unsre Liebe bedeckt mit Blumen den Abgrund, an dessen Rand wir leben."

O Blamont! mein Busen ist voll großer schöner Hoffnungen. Kein Vorwurf hebt sich, — auch nicht der leiseste Zweifel stöhrt meinen Geist in seinem heitern, reinen Fluge zu dir. Ich bin Tochter; ich habe nichts als Thränen für den Kummer meiner Eltern; aber die Thränen fließen ohne Vorwurf, ohne Reue. Ich werfe mein Auge voll Thränen zum Himmel, ich mache ihn zum Zeugen meiner Trauer, aber auch zum wahren Zeugen meiner Unschuld. Ich beklage meines Vaters Vorurtheil, aber mehr kann ich nicht. Denn ich bin Blamonts Geliebte. Sieh, hier steh ich, dein! dein! das Schicksal mag eine Crone zu meinen Füssen werfen, oder einen Abgrund. Ich fliege hin-

über in deine Arme. Dort find ich meine Welt, meine Hoffnung, mein Glück, mein Alles. O Himmel! guter Himmel! soll Blamont noch eine Thräne vergießen, die meine Hand nicht verdient? eine Freude genießen, die Caroline nicht mit ihm theilt? Du gütige Vorsicht, gabst mir mein Herz, du gossest den lebendigen Strom der Liebe über die Erde. Ich fliehe zu Blamont, und folge nur deinen Gesetzen. Komm! — Komm! eile Blamont! ich bin bereit. Ein heitrer Blick voll Seelenruhe, voll des heiligsten Friedens, das reine Herz deiner Caroline sollen dich empfangen.— Lebt wohl, meine Eltern, lebt wohl; ich bin traurig, aber nicht lasterhaft; lebt wohl! lebt wohl!

Ich bin fertig, Blamont; ich habe alle meine Geschäfte mit der Welt, die mir nun fremd wird, abgemacht. Einige Wäsche, eine niedliche Kleidung, wie sie sichs für Blamonts Frau schickt, ist eingepackt. Die Nächte durch habe diese Kleidung mir gemacht; manche Freudenthräne hat diese Kleidung schon für unser Glück geheiligt. Ach! es waren schöne, reizende, entzückende Stunden, da ich die Kleidung machte. Alles war still und stumm, meine Jalousien zugezogen, um meine frohen Nächte zu verbergen. Nichts hatte ich bey mir als den Schutzgeist unsrer Liebe.

Der Morgen war da, Blamont, ehe ich es dachte, und meine Arbeit, die ich beschlossen hatte, gethan. Dann verlöscht ich mein Licht, öffnete leise meine Jalousie, und meine Fenster. Da stand ich, und athmete mit voller Brust, die kühle, erfrischende Morgenluft ein. Unter meinem Fenster floß der Rhein langsam dahin. Ein grauer Nebel bedeckte seine Fluth, oder ein einsamer Nachen ruderte still hinab, und durchschnitt Welle und Nebel. Ueber dem Ehrenbreitstein, der meinem Fenster gegenüber liegt, leuchtete der Tag hervor, und verkündigte das Ende der nächtlichen Stille, und den Anfang meiner Ruhe. Sanft mit dem stillen Laufe des Rheins schwammen dann meine Gedanken zu dir; meine Augen schauten und sahen in dem flatternden Segel des Nachens dein Bild, die Gegend verschwand nach und nach. Deine Liebe umgab mich, bis einzelne Stimmen in Hafen, dann das Geschrey der Schiffer mich stöhrten, und der erste Strahl der Sonne mich endlich vom Fenster verjagte. Ach was für einen süssen Schlummer genoß ich in den Morgenstunden, denn ich habe die Nacht für unsre Liebe gewacht.

O ich hatte mich wie ein Kind erfreut, Blamont, mein Kleid war gemacht. Ich zog es an, ich zündete mehrere Lichter an, um

mich im Spiegel zu sehen. Mit ausgebreiteten Armen lief ich meinem Bilde entgegen, als ob ich, oder das Bild du wäre. Der Habit paßte, es kleidete mich. Meine Mutter würde die Künstlerin bewundern, die, von der Liebe gelehrt, wie eine Meisterin arbeitet.

Ich bin fertig, ich habe meine Mutter gebeten, meine Kleider meinem Mädchen zu geben, das ich liebe, herzlich liebe, seit sie meinem Kummer ihr Mitleiden schenkte. Ich habe meinen Eltern geschrieben, mit aller Ruhe eines schuldlosen Herzens. Nun ist alles abgemacht. Ich habe alle meine Lieblingsstellen noch einmal besucht. Noch einmal bin ich oben auf dem Ehrenbreitstein gewesen, und habe mich an der erhabenen Aussicht gelabt. Ach, Blamont, ungern hab ich Abschied von dieser köstlichen Höhe genommen. Sieh, da geht man, wenn man über den Rhein gefahren ist, ganz sanft den Berg hinan, auf dem die Festung liegt. Terassenweise hat man in den Felsen einen Gang gebrochen, der nur so breit ist, daß nur ein Wagen fahren kann. Der Weg geht immer an der Rheinseite des Felsen hin und zurück, jetzt siehst du etwa hundert Schritte hoch über dem Weg, wo du erst standest, und so kömmst du weiter. Du gehst immer bald rechts am Felsen, bald links, steigst

auf Treppen, die in den Felsen gehauen sind, gehst durch ungeheure Thore, wendest dich, kammst immer höher, immer wird dein Gesichtskreis größer, immer die Tiefe schröcklicher, in welche du hinabsiehst. Endlich bist du oben. Blamont! welch ein Anblick! Links zwischen den Felsen her dringt der breite, schöne Rhein, und fließt unter deinen Füßen dahin! Es ist, als ob der Felsen mit dem, der darauf steht, von dem Strome fortgetragen wird, so steil sieht man hinab. Koblenz, das jenseits des Flusses liegt, steht noch immer unter dir; es war mir, als sollte ich mit einem Steine hinüber werfen können. Vor mir gießt sich die Mosel in den Rhein. An ihr blieb mein Auge haften, sie verfolgte ich, so weit mein Auge reicht, so weit sie sichtbar war; ich suchte noch ihren Lauf, wo sie Berge und Wälder verbergen. Sie kommt von dir. Daher aus dem Walde mußtest du kommen. Ich stand da, stützte mich lange auf die Mauer, sah in die Gegend hin, die dich verbirgt, und ließ mir die Schlucht zeigen, aus der du heraus kommen mußt, um deine Caroline zu holen. So traurig die Gegend nach Trier zu von dieser Höhe herab scheint, — denn finstere Wälder, ob nhin wie mit einer Scheere beschnitten, enden den Horizont — so konnt ich doch mein

Auge nicht abziehen. Rechts und links ist die Gegend, so weit dein Auge reicht, unbeschreiblich schön, voll Dörfer, Städte und Menschen. Ein Gemählde voll Leben, voll eines Lebens von Freude, Arbeitsamkeit und Uiberfluß.

Heute habe ich zum letztenmale dieses Anblicks genossen, Blamont. Ich blieb lange oben. Bey dir, Blamont, sahe ich die Sonne untergehen. Dahin liegt Chatillon, sagte mein Bruder; wo die Sonne untergeht. Dahin liegt es, antwortete ich heftig: dort wohnt er! Und dort, antwortete er gerührt, und zeigte auf die Stadt: dort wohnt dein Vater, Caroline, den der Kummer um sein Vaterland so schwach gemacht hat, daß der kleinste Verlust, den er jetzt erleiden müßte, ihn ins Grab stürzen würde. Er sah mich dabey, viel bedeutend an. Klang das nicht so, als ob er wüßte, was mein Vorsatz ist? Ins Grab? meine Flucht wird ihn niederbeugen; aber mein Glück soll ihn wieder aufrichten. Wenn er mich liebt, und er liebt mich, Blamont, so — und er kann nicht traurig seyn, wenn seine Karoline glücklich wird.

Ich bin fertig; komm, eile! Wir wohnen am Rhein den Hafen gegen über, bey den Nachgangen Herrn B***, vom Rheinthor das dritte Haus rechts. Mein Fenster ist das

letzte im Hause, im ersten Stock nach dem Thore zu. Vor dem Fenster stehen auswärts zwey Töpfe mit Rosen. In dem Abend mit dem Schlag zehen, sobald meine Luzie mich verlassen hat, nehm ich die Töpfe hinein. Das ist ein Zeichen. Meine Eltern gehen früh zu Bett. Dann gieb mir ein Merkmal: singe, huste, o ich werde dich erkennen. Blamont, ich kenne deinen Athemzug, und ich komme nicht vom Fenster weg. Ich öffne meine Jalusie, setze meine Blumentöpfe wieder hinaus; und das ist das Zeichen, daß ich weiß, du bist da. Dann mit dem Schlag zwölf komm ich herab. Das Haus, wo wir wohnen, wird nicht verschlossen wegen des Schiffszolls. Ich finde dich, Blamont, am Thor, fliege in deinen Arm durch die Stadt. Die Wege bis an das Moselthor kenne ich genau. Da steigen wir in den Wagen, fliegen nach Trier, oder wo du die Wege sicher glaubst. Dann, dann, o Blamont, die Feder entsinkt meiner zitternden Hand; dann nach Chatillon. Dein Oheim legt unsere Händ' in einander, und ich bin dein Weib. Der gütige Himmel, die ewige Vorsicht sey unser Begleiter!

Ach! Blamont, die Schwalbe, da flattert sie, badet sich im Sonnenschein, schlägt die Flügelchen vor Entzücken noch einmal so

schnell. Sie ist frey, dahin schwingt sie sich ihrem Glücke entgegen. Ihr Zwitschern ist der Ton der Freude, des Entzückens. O Blamont ich versinke in dem Meer von Wonne. Ach, wenn ich erst an deiner Brust wieder erwache, um aufs neue in dem Taumel der Freude, in dem Rausche der Liebe zu versinken. Eile! In drey Tagen hast du meinen Brief. Den Donnerstag kannst du hier seyn. Ach, Blamont, wie zittere ich schon, daß ein Freudengeschrey, wenn ich dich sehe, deine glückliche Caroline verrathen werde. Ach! wird mein Herz das Glück tragen, ohne zu brechen?

Jetzt bläßt der Wächter zwölf Uhr. Man lacht darüber, daß man in Deutschland Leute hält, welche des Nachts die Stunden abrufen. Man findet diese Sitte lächerlich. In Frankreich sagte ein Spötter: schläft man ohne wissen zu wollen, wie lange man schläft. Mir ist diese Stelle nie lächerlich gewesen, so sonderbar mir es anfangs auch vorkam, daß ein Mensch sich dahin stellt, und mit dem fürchterlichen Tone eines Hornes, mit einer noch fürchterlicheren Stimme alle Menschen aufweckt, um ihnen zu erzählen, was es geschlagen hat. Ach, einen sorglosen Schläfer mag diese Gewohnheit widrig genug seyn. Ich selbst winke aus Leibeskräften an meinem Tische, wo ich nähe, dem

Manne Stillschweigen zu; denn meine Luzie schläft so fest, daß ihr Schnarchen bis in mein Zimmer herüber schalt. Ich fürchte immer er mag sie stören. Aber nur, mir ist der Mann lieb geworden. Ach, wenn alles um einem her stille und tod ist, wenn kein lebendiges Wesen mehr wachte, als ich allein, wenn ich da saß in meinem Kummer versenkt; und der Wächter rief dann seine Stunde ab, so kam es mir vor, als ob er meinetwillen wachte, als ob er mitleidig mir sagen wollte: Eine Stunde deines kummervollen Lebens ist dahin. Ach, es war doch ein Mensch, der mit mir wachte. Es war eine Gesellschaft, ein Trost. Er schien mir Theil zu nehmen an meinem Grame; ja, schon die andere Nacht däuchte mich seine Stimme weniger rauh. Ein verlassener Kranker, den der Schlaf floh, oder ein kummervolles Herz, das den Schlaf haßt, weil er vergessen lehrt, so träume ich, haben diese Sitte erfunden.

Hüte dich ja vor dem Wächter. Mit dem Schlag zwölf steh am Thor. Dann komme ich. Eine Viertelstunde nachher singt er vor unserm Hause einen Psalm. Wenn er mich sähe, wie leicht könnte er uns verrathen! Um zehn Uhr also bist du unter meinem Fenster, und um zwölf am Thor. Blamont, mein Herz pocht bey dieser Vorstellung so heftig, als wollte es

meine Brust durchbohren. — Ach, Blamont! Wenn nicht du kämest? — Wie komme ich auf den Gedanken? Nein! Das ist nicht möglich, Blamont; und doch hat mich der Gedanke so erschreckt, daß ich kalt geworden bin, kalt wie ein Leiche. Blamont, wenn ich um zehn das Fenster öffnete, dich suchte, nicht sähe, deine Stimme nicht hörte, hoffte: es schlüge zwölf, und du wärst nicht da? Ach! wie würde mir dann seyn? sag, wie würde mir dann seyn?

Caroline an Blamont.

Blamont, du bist nicht gekommen; es ist heute Dienstag, und du bist nicht gekommen. So ist sie erfüllt meine schreckliche Ahnung. Ach, mit Zittern schon siegelte ich den Brief zu. Aber wenn er nicht käme? das war der einzige Gedanke, den meine Seele immer mit mehr Zärtlichkeit hervorbrachte. Wenn er nicht käme? Je näher der Donnerstag kam, desto fürchterlicher drängte sich der Gedanke hervor. Es wurde Ahnung, Wahrscheinlichkeit, Gewißheit. Ich saß da, und zitterte. Nein, rief mein Herz, dann mit allen Tausend, mit allen tausend Stimmen der Liebe: nein, er kann nicht ausbleiben! Und nun, Blamont, o lieber Blamont, der Donnerstag ist dahin, der

Dienstag auch, und du bist nicht da. Ach, Blamont, diese Wunde schmerzt, und brennt. O habe Mitleiden mit deiner Caroline! Ach, die Ungewißheit, die Angst, die Furcht ist ein entsetzlicher Zustand. Meine Einbildungskraft spannt mich auf die schrecklichste Folter. Was hat dich abgehalten, Blamont? Ach, ich zittere, mir durch das Wort den Gedanken deutlich und gewiß zu machen, den Gedanken, der sich oft mit einer Höllenangst hervorarbeitet, und wieder unter eben der Angst verschwindet. Blamont du bist krank, krank oder todt? Morgen ist Posttag. Ach, geht Morgen der Tag hin, ohne — ach Blamont, das wäre grausam, sehr grausam.

Sieh der Donnerstag kam. Freudig erwachte ich. Heute, rief ich voll Andacht, ach gewiß voll frommer Andacht. Ich öffnete mein Fenster. Die Sonne strahlte hinein. Mit Freudenthränen empfieng ich sie. Ich faltete meine Hände gen Himmel, ich betete für dich! für dich, Blamont! Ich faßte allen meinen Muth zusammen. Welch einen Tag hatte ich für dich ertragen. Heute sollte ich meine Eltern verlassen. Mit schweren Herzen gieng ich zu ihnen in das Zimmer. Mit Zittern wünschte ich ihnen einen guten Morgen. Wenn mich meine Mutter ansah, konnte ich kaum meine

Thränen zurück halten. Nein, Blamont, du sollst es nicht wissen, welch einen Tag deine Caroline für dich lebte. Ich schloß am Abend meine Eltern in meine Arme: Bald hätten Thränen, bald hätte meine Heftigkeit, mit der ich mich an ihre Brust preßte, mich verrathen. Ich kam, mir selbst unbewußt, auf mein Zimmer; und der erste Gedanke an dich Blamont, gab mir meinen Muth, meine Ruhe wieder. O! ist es recht, Blamont, ist es recht, daß du, du dein Wort nicht hältst? Ich verlasse um dich meine theure Eltern, und du? — — — Sieh, da steh ich am Fenster, zitternd, bebend. Noch bestrahlt die Sonne gegen mir über den Fuß des Felsens. Immer höher steigt der Schatten. Mein Auge folgt seiner langsamen Bewegung so unabläßig, daß ich erblinden möchte. Ich rechne Zoll für Zoll nach. Schon liegt das alte Schloß im Schatten. Dunkler wird der Felsen. Ich zittere vor Ungeduld. Endlich verlischt der letzte Strahl oben an der Spitze. Ach, ich Thörin stehe da, und vergieße Freudenthränen. Er ist da! seufzte ich. Mein Herz schlägt ungestüm, mein Blut wallt. Jeder Lärm erschreckt mich, jede Menschenstimme ängstigt mich; denn sie sagen mir, daß es noch nicht Nacht ist. Der Abend ist da. Ach, ich hätte ihn können knieend empfangen,

so fröhlich dankbar war das getäuschte Mädchen. Ich sende meine Luzie weg. Ich öffne mein Fenster, nehme die Blumentöpfe hinein, meine zitternden Hände können sie kaum halten, Ich lausche durch die Jalousie. Alles ist so still, ich jauchzte darüber. Ich höre keinen Fußtritt, keine Stimme, nichts. Endlich öffne ich das Fenster wieder. Ich sehe ängstlich hinaus. Jetzt muß er kommen! das ist er! das ist sein Gang! Es war das Blatschen der Wellen am Ufer. Da kommt er! Meine Hoffnung betrog mein Ohr tausendmal. Es schlägt zehen. Du bist nicht da. Ich starre hinaus in die Nacht; Ich holle mein Paket Kleider hervor, mein Strohhut hängt an meinem Arme. O ist das recht, Blamont? Ich horche, mein Athem steht, ich höre die Schläge meines Herzens. Ich bin betrogen. Du kommst nicht. Es schlägt eilf. Ich schleiche in der Angst hinab, ich gehe ans Thor, und finde dich nicht. Ich stehe am Fenster bis zwölfe, den Blumentopf in meinen Händen. Mir schmerzten die Arme vom Tragen. Ich ertrug es. Thränen traten in meine Augen. Kein Vorwurf kam aus meinen Lippen. Die aufgehende Sonne sah das getäuschte Mädchen noch am Fenster geduldig harren, und die Thränen ihrer Liebe.

Welche Tage sind das gewesen, Blamont! die Müdigkeit hat mich nicht überwältigt. Ich bin blaß, als ob ich aus dem Grabe aufstände. Es ist nichts als Ermattung. Nachts harre ich auf dich, und am Tage läßt mich mein Kummer, daß du nicht kommst, nicht schlafen. Meine Eltern fragen beunruhigt: Was ist dir, Caroline? Ich antworte mit Thränen. O ich möchte es der ganzen Welt klagen, daß du mich so grausam getäuscht hast. Was kann dich abgehalten haben? Ach, wenn du dich auch bedacht hättest, ach, wenn du es für nöthig fandest, deiner Caroline Glück aufzuschieben, was konnte dich abhalten, mir das selbst zu sagen? Darf ein anderer, als du selbst mir mein Elend ankündigen? Deine Liebkosungen würden den Schmerz gelindert haben. Ach, ich wäre nicht so unglücklich gewesen. Ich hätte dich gesehen, gesprochen, und wer weiß, ob nicht meine Thränen dich dennoch überredet hätten, mit mir in den armseligen Winkel der Erde zu fliehen? Blamont, hätte ich doch lieber nicht gewußt, wie nahe mir, wie leicht mir mein Glück war. Ist es recht Blamont, ist es recht?

Da schwimme ich auf einem elenden Brette mitten im Meer. Du zeigtest mir das glückliche Ufer du, warfest mir Hilflosen ein rettendes

Ruder zu. Eben will ich Unglückliche ans Land springen, und da stößt deine grausame Hand mich wieder mitten in das Meer hinaus. Du folterst mein Herz jetzt doppelt mit einer getäuschten Hoffnung meines Glücks. Blamont, ist es recht? Ach! wenn auch du mich verlässest — nein! nein! du hast mich nicht verlassen. Morgen kommst du, heute noch werden meine Thränen fließen, und diese Nacht werd ich schon an deiner Brust getröstet seyn, und soll ich auch länger noch der Raub meiner Angst seyn — Komm Blamont, komm! der Schlaf wird mich nicht überwinden. Ich lege meine Stirn in das Fenster, wenn mich meine Ermüdung überwältigt; ach, ein Seufzer erweckt mich, ein fallendes Rosenblatt verjagt meinen Schlaf. O komm! du wirst mich nicht schlafend finden. Kein Vorwurf, keine Klage soll dich betrüben, ich sehe dich, und mein Schmerz ist vergessen, ich kann nur fröhlich seyn, wenn Blamonts Arm mich hält. Nur ende, ende meine Angst; denn was kann dich abhalten? Ach Blamont! was konnte dich abhalten, wenn du nicht krank bist."

Blamont an Carolinen.

„Der Schlag von dem ich zitterte, ist gefallen! das Gesetz, das mich zum ewigen Elend verdammt, ist da! die Nationalversammlung hat die Ausgewanderten zur ewigen Verbannung verurtheilt: sobald sie die Gränze ihres Vaterlandes betretten, so fließt ihr Blut. Zu spät Caroline, zu spät hast du dich entschlossen, mein zu seyn! Ach du! du Caroline, gehörst auch zu der Zahl, welche die Gedankenlose Strenge der herrschenden Faktion zum Tode verurtheilt hat. Fliehe, fliehe Caroline, fliehe das Land, das nach deinen Blut lechzt! Wir sind getrennt! Ich strecke meine Arm über die Gränze hinüber, die uns auf immer scheidet. Wars dein guter Geist, wars der Schutzgeist unserer treuen Liebe, der dir zuflüsterte, daß es ein Zusammentreffen von Umständen gäbe, gegen das nicht Liebe, nicht Muth, nicht Treue, nicht Standhaftigkeit schützt? Nichts als das Grab! dahin hat uns unser Geschick gebracht. Ach Caroline! wir müssen unsere Blicke von dem Leben zurückziehen, unsere Hoffnung leuchtet im Grabe. Menschen haben uns verlassen, der Tod allein ist unser Freund. Alles ist im Bunde, um uns elend zu machen! Wir waren in der weiten Schöpfung die ein-

zigen, vielleicht durch alle Ewigkeit hindurch die einzigen, die das Geschick mit dem unerhörtesten Schlage zerschmetterte; nein, Caroline! meine Hoffnung ist dahin. Nein! nicht Menschen, der Himmel war gegen unsere Liebe verschworen. Wir sollten ein Denkmal seines Zorns und des menschlichen Elendes seyn! Ach! schlage deine Blicke nicht auf der Erde umher; nein, du findest keinen Zufluchtsort. Selbst die Wilden, welche nichts kennen, als die Liebe, welche die Habsucht, welche das Verbrechen, welche ihre Mörder mit Gastfreundschaft aufnehmen, würden hart gegen uns seyn.

Nein Caroline! hier sitz ich. Glaube nicht, daß ich jammere. Nein, mein Auge kennt keine Thräne mehr. Es ist dem Schmerze nicht gelungen. Das Geschick hat mit meiner Hoffnung, mit meinem Glücke auch das Organ vernichtet, durch das der Schmerz zu dem Herzen eingeht. Im Uibermaaß des Elendes lag auch die Hilfe dagegen. Meine Empfindung ist todt, sie ist erstarrt. Meine Gedanken zählen die Summen meines Elendes ganz kalt auf: kaum hab ich noch so viel Gefühl, um dich zu betrauern.

Nein Caroline! wir wollen nicht klagen, keine Thräne soll der Triumph der Elenden werden, die uns unglücklich machen. Wir

wollen die Gegenwart vergessen, die Zukunft soll unsern Blick nicht auf sich ziehen. Die Vergangenheit allein, ach unsere glückliche Vergangenheit soll unser Gedanke werden, und wir sind dennoch glücklicher als Millionen, welche die Liebe nicht kennen. Nein, dem Schicksal zum Trotz will ich glücklich seyn. Einzig war der Schlag, der uns zerschmettern sollte; ganz neue Mittel will ich finden, um heiter zu seyn. Sieh, der Sterbliche borgt seine Freuden von der vergänglichen Hoffnnng der Zukunft. Ich will meine verschwundene Hoffnungen, meine Hoffnungen, welche meine vergangenen Jahre längst erfüllt haben, wieder zurückholen. Caroline, waren doch deine verwelkten Blumen, die deine Hand mir geschenkt hatte, für mich geruchreicher, als die, welche ich mir eben pflückte. Sieh, in deine Laube will ich mich setzen, zurück in meine verflossene Freuden will ich schwärmen. Nein, es ist so schwer nicht, glücklich zu seyn. Ich habe Menschen gekannt, welche die Kunst verstanden. O ich werde sie lernen.

— — — — — — —

O Mädchen! so reizend mahlst du unser Glück! du warst bereit, du standest da, mit deinem Hute an deinem Arme, mit deinem Paket Wäsche, mit deinem Kleide! Du sahst

so heiter, so arglos, so kindisch, so zutraulich zu dem Himmel empor, wie ein Kind sorgenlos zu seiner Mutter mit zärtlichen Augen empor blickt. Ein Hut, dich gegen die Sonne zu schützen, war alles, was du meintest zu bedürfen. Ach, wie konnte der Himmel dich, dich mit deiner nichts besorgenden Unschuld, mit deinem gläubigen frommen Zutrauen so grausam täuschen? O, wenn ich lese, wie du da stehest, gen Himmel lächelst, so freundlich, so — flattre nun Schwalbe' flattre nun! Der Blitz hat dich getroffen, deine Flügel sind gelähmt. Flattre nun! Caroline, welche Träume hast du nun von mir? Sieh, jetzt sitzen wir beyde unter den Ruinen der Welt, verlassen, klagend, und bauen aus den schwarzen Trümern das Grab, für uns und unsere Glückseligkeit!

— — — — — —

O! und wenn mir auch nichts, nichts von meinem Glücke übrig bleibt, als deine Briefe, Caroline, so behalt ich genug, mein Herz mit einer ruhigen Minute zu täuschen, die mir kein Schicksal rauben kann. Eine ruhige Minute, sage ich? eine Minute, wo ich wider den Willen des Himmels, den Himmel zu mir herabziehe. O! wie bin ich geliebt, Caroline! Ich lese deine Briefe, ich vergesse

die Grösse meines Elendes. Dein Brief zaubert Hoffnungen hervor, die mir das Schicksal versagte. Von deiner honigsüssen Zunge fließt ein Strom von frischen Leben in mein Herz. Ich lese, und ich glaube Trotz dem Gespenste, das vor mir steht, und mir droht. Ich lese, und die Melodie deiner Worte überredet mich, daß mein Elend nur eine dunkle Farbe ist, die meine schwarze Phantasie auf das Gemählde meines Lebens trug, die helle Farbe unserer Liebe fängt an, sie zu überstrahlen.

Schon aufs neue schuff mein Herz Hoffnungen, so süsse, so reizende Hoffnungen. Ach rief ich: ich will sie holen. Ich will mit Carolinen nach Paris fliegen. Dort will ich sie vor die Nationaloersammlung führen. Dort soll Caroline stehen mit ihren allmächtigen Thränen im Auge, mit ihren noch allmächtigeren fluchenden Blicke, und ich will für sie um Gnade flehen. Caroline, ach! schon sah ich Augenthränen um unser Geschick vergießen. Augen, die längst schon unter Morden verlernt haben, zu weinen. Blicke voll Mitleiden flogen auf dich und mich. Man las deinen Brief. Selbst die Unmenschlichsten unter Ihnen riefen Gnade! Ich sank in deine Arme, du versankst an meiner Brust. Das war mir so gewiß, so

sicher. Ich jammerte, daß du nicht da warst. Ich flog zu meinen kranken Oheim, um auf die wenige Tage Abschied von ihm zu nehmen. Ich öffne die Thüre.

Da sitzt meine Mutter an seinem Bette bleich, mit Thränen auf den blassen Wangen. Mein Oheim sitzt aufgerichtet im Bette; auf seinen verfallenen Wangen liegt eine dunkle Röthe, sein erloschenes Auge strahlt ungewöhnlich. O die Unmenschen! ruft er: wie ich hereintrete. Ich frage und höre, höre mit Entsetzen, und meine theure Hoffnung verschwindet wie ein lügenhafter Traum.

Saintonge, der Herr von Hesperange, verließ Frankreich, seinen Sohn zu überreden, zurückzukehren. Sein Sohn war nach Brüssel gegangen. Des Vaters, der beyden Schwester Flehen ist vergebens. — Alle drey kehren traurig nach Hespetange zurück. Auf einmal stürzten Nationalgarden in Saintonges Haus, reißen ihn und seine beyden Töchter aus den Bettern, werfen sie in einen Wagen, und schleppen sie nach Paris. Man stellt Saintonge vor Gericht; er erzählt, die Redlichkeit spricht mächtiger aus seinen Augen, als seine Zunge, Thränen bekräftigen, was er sagt. Seine Töchter liegen auf beyden Seiten des Vaters auf den Knien. Die Schönheit, die Jugend,

kindliche Liebe, Schwüre, Versicherungen, Thränen; alles nimmt den edlen Alten in den Schutz. Vergebens. Er ist ausgewandert. Das unmenschliche Gesetz spricht sein Urtheil. Sein Blut fließt, und die beyden Töchter schmachten im Gefängniß als Geisel für den Bruder. Das hör ich, das hör ich. Caroline, meine Hoffnung verschwand, und ich versank aufs neue in den Abgrund des Elendes, aus dem deine Liebe, deine Uiberredung mich gerissen hatten.

Ach Caroline! kein Unglück ist so groß, als unseres. Wo ist der Mensch, der nicht bey seinem Elende irgend einen Zeitpunkt findet, auf den er hoffen darf, irgend einen Umstand erblickt, an den er seine Hoffnung anknüpft? O das ist das Seltene, das ist das Grausame in unserm Elende, das selbst meine Einbildungskraft nirgends, nirgend, ach, selbst nicht in dem Gebiete der Wunder eine Aussicht finden kann, die nicht sogleich von der Nacht unsers Elendes verdunkelt würde. Ach Caroline, ich habe alles, alles aufgegeben, auch die einfachsten menschlichen Bedürfnisse. Ich habe unserer Liebe die unfruchtbarsten Felsen, die schrecklichste Wüste der Erde zum Zufluchtsort aufgesucht. Ich habe eine elende Höhle zu unserm Wohnorte ausersehen, eine

fürchterliche Höhle, mitten unter den schreck=lichsten Felsen. Vergebens! vergebens! und könnte ich mich auch durch die Truppen ste=len, die unsere Gränzen bewachen, könnte ich auch den Nachforschungen deines Vaters ent=gehen, flöhen wir auch dahin, wohin sich nie ein Fußtritt der Menschen verirrte, wo wir selbst den Blicken des Himmels verdeckt wären; ach, so verschließt meine Liebe mir den Ein=gang dahin. Nein, Caroline, nein! Ich sollte dich aus den Armen des Uiberflußes, der Be=quemlichkeit reißen? ich sollte dich dem Man=gel, dem Elende Preis geben. Deine Liebe würde mir den grausendsten Schlund der Erde zum Himmel machen; dein Lächeln, deine theuern Blicke würden nackte Felsen mit Blu=men bekleiden; aber nur mir, nur mir allein! Meine Liebe würde die Zauberey zerstören; ich würde verzweifeln bey dem Anblick deines Elendes. Ein Seufzer aus den Lippen würde mein Herz zerspalten, eine unzufriedene Miene von dir würde, würde — nein, Caroline! ich kann nicht so unmenschlich gegen dich werden, glücklich zu seyn. Es ist vorbey! Ich wünsche dich zu mir, und schaudere vor meinem Wun=sche. Ich will zu dir eilen; ich fahre zurück. Mein Athem ist ein ansteckendes Gift, meine Umarmung der Tod. Nein, ich bin wie mit

einer verpesteten Krankheit behaftet; ich treibe die zurück, die ich liebe, ich stosse die Arme weg, die mich umfangen wollen! Ich bin unglücklich! Leb wohl Caroline! Leb wohl, meine Geliebte! Es ist vorbey.

— — — — — —

Mein Oheim ist krank. Da liegt er; todt, kalt, untheilnehmend für alles. Er betastet seinen Puls mit einer Aufmerksamkeit, mit einer Unruhe, als ob es der Puls des allgemeinen Lebens wäre. Eine Falte in seinem Kopfkissen beschäftigt ihn mehr, als die Welt voll Elend, die ich trage. Ich, die Menschen um ihn her, sind zernichtet. Er berechnet den Lauf der Zeit, ach, der jetzigen fürchterlichen Zeit für unser Vaterland! nach den Stunden, da er Arzney nehmen muß. Er fühlt sich besser; er lächelt, er verlangt, auch ich soll lächeln. Dann fragt er kalt: Wie ist dir, Blamont? sey ein Mann! Caroline war dir nicht bestimmt! O mein Gott! ruft er dann empfindlich: wie kalt bist du, Blamont, gegen deinen kranken Oheim! Ich sah die Fliege nicht, die sich auf seine Stirne setzte. — Das ist das menschliche Leben, Caroline! Der kalte unfruchtbare Verstand breitet der Tugend einen so ungeheuren Wirkungskreis aus, daß er die ganze Schöpfung, das Thierreich, und das ungewisse

Reich der Geister mit einschließt. Das menschliche Herz umfaßt mit der Kraft Gottes das ganze Weltall, und dann, dann — der Verlust einer Stecknadel, die Unruh über den Kopfschmerz zeigt mit Schrecken den Eigennutz des menschlichen Herzens. Alles fremde Elend, das ganze menschliche Geschlecht ist vergessen; und der Mensch würde die ganze Glückseligkeit der Schöpfung dran setzen, um seine Stecknadel wieder aufzufinden. Nein, der Mensch ist für das fremde Elend ohne Gefühl, das Mittleiden ist Eigennutz. Steh da, Caroline, verlassen, jammernd, mit zerrissenen Herzen. Du würdest mit deinen Klagen, mit den Seufzern die Natur zum Zittern bringen; die Sonne würde sich verbergen, um dein Elend nicht mehr zu sehen, nur der Mensch wird kalt und fühllos bey deinen Klagen bleiben, vergießt er Thränen, so hat sie ihm deine Klage nicht erpreßt, sondern seine eigennützige Furcht vor eigenem Elende.

Caroline, das ist das Bild der Welt! Von der erwartest du Hilfe? Dein Vater sieht ja deine Thränen, sieht ja dein Elend; und was thut er denn? O Himmel, was thut er! Er reißt dich von dem Herzen, an dem du glücklich warst. Weine, klage, jammre, verzweifle, stirb, was kümmerts ihn? Er hat

doch die unangenehme Empfindung nicht, seinen Namen mit dem Namen eines unbekannten Mannes verbunden zu sehen.

O! wenn ich das bedenke, Himmel, wenn ich das bedenke, wie mein Glück, wie dieß vollendete überirdische Glück, das Engel mit Neid betrachtet haben müßten, wie das Glück, dich mein zu nennen, so kalt, so gleichgültig von Menschen zertrümmert wird; wie ein blinder, ein elender Zufall aller Menschen Glück regiert, wie der Mensch um sich her, mit Thorheit und Irrthum, mit Neid und Geiz alles verwüstet, die Erde zu einer Hölle macht; o wenn ich bedenke, Caroline, wie glücklich ich war, wie glücklich ich hätte seyn können; wenn ich bedenke, warum ichs nicht bin, was mich hindert, es zu seyn: o so möcht ich mit allen Unglücklichen die Schaufel ergreifen, unsere Gräber graben, und in die Nacht hinabsteigen, die allein die Hoffnung des Unglücklichen seyn kann, der über das Leben nur einen Augenblick nachgedacht hat.

Sieh, da liegt mein Oheim, forscht auf jedem Gesichte, ob es sich mit ihm gebessert hat; er martert sich, den langen, morschen Faden seines Lebens noch um einen Zoll länger zu spinnen, noch einen Augenblick länger der Zuschauer, der verspottete Zuschauer des

Lebens zu seyn, an dem er wahrhaftig weiter keinen Theil nehmen kann! Er erblaßt, wenn sein Puls wechselt. Er lächelt einer alten Magd zu, die ihm versichert, daß seine Augen heller sind: er lächelt ihr mit einem Wohlgefallen zu, das ich nur an die edelste, an die reinste Tugend verschwenden würde. O, es ist unbegreiflich! es ist unbegreiflich! Ich betrachte ihn mit Mitleiden. Wie gern knüpfte ich mein Leben an das seinige, und bezahlte so, ach nur sehr wohlfeil, das Gute, das er mir erzeugt hat! Mein Herz, Caroline, mein Herz, und auch deines muß aus diesem Stoffe nicht geformt seyn. Ich glaube; ich würde mein ganzes Leben dahin werfen, um nur noch einmal deine Hand zu drücken.

Sieh, da geh ich von dem Krankenbette in meine Einsamkeit, betrachte dein Bild, lese deine Briefe; dann setz ich mich wieder an meines Oheims Bette und beneide die Gefahr, vor der er zittert. Leb wohl, Caroline!

Blamont an Caroline.

Ich habe deinen letzten Brief erhalten, meine Caroline, und ich bin nicht unglücklicher, als ich war. Der Gedanke deiner frommen Liebe nahm sogar meinem Schmerz den

Stachel. Du hast für mich gebetet. Caroline, dein Gebet ist erhört; denn eine erquickende Thräne, die erste seit langer Zeit, drängte sich aus meinen Augen, wie ich das las, und erleichterte mein starres Herz. Ich weiß nicht, warum mir der Gedanke: die betende Caroline! so rührend so erquickend ist. Sie ist erquickend, diese Vorstellung, sehr erquickend, meine Caroline! Ich fühle es tief, daß es eine Täuschung ist, und doch ist ihr Erfolg Wirklichkeit. Du hast Recht! glückliche Träume ersetzen Tage voll Thränen! Caroline hat für mich gebetet! Ich schlage seit dem wieder hoffende Blicke gen Himmel. Mir ist, als hätte dein Gebeth mich und die Vorsehung wieder versöhnt. Es ist seltsam, Caroline aber wahr! Du faltest deine Hände gen Himmel? Sieh da steht dieses Bild, da stehst du, streckst deine gefaltene Hände gen Himmel, betest für mich. Ich kann die Vorstellung nicht los werden. Da steht sie, wie mein guter Schutzgeist zwischen mir und meinem Elende. Caroline! in meinem Herzen hat sich der Glaube an die Vorsehung wieder gehoben. Gebet? sonderbar. Wie könnte ein Sterblicher nur auf den Gedanken kommen, wie konnte er das Recht haben, zu betten, zu weinen, zu hoffen, wenn ein blinder Zufall die Welt regierte? Ein Ge-

bet. Eine Thräne. Eine Hoffnung beweist für die Vorsehung und für eine erbarmende Vorsehung mehr, als die feinsten Systeme der Philosophen. Nein, ich kann nicht ohne lindernde Thränen, ohne neue und leise Hoffnung diese Stelle in deinem Briefe lesen. Es ist unmöglich! Ich fühle mich beruhigt wider meinen Willen; ich vergieße Thränen, ich schlage meine Blicke gen Himmel, zu dem dein Gebet aufflog, und er ist nicht mehr hart. Ich bin mit mir selbst im Streit, in dem wollüstigen Streite der siegenden Ruhe mit dem gemilderten Schmerze. Ein seltsamer Zustand! Da setz ich mich hin, an das Bett meines kranken Oheims, ich fühle mich nach einem Paar Augenblicken, in denen ich nicht immer meine Blicke auf mein Elend gerichtet habe, so ruhig, so glücklich, daß ich es wage, meinen Oheim zu trösten. Ich bin so ruhig, so hoffnungsreich, daß ich schon wieder von meinen Hoffnungen meinem Oheim mittheilen kann; und untersuche ich mich selbst, ziehe ich mein Herz vor dem Richterstuhl meines Nachdenkens, so ist Carolinens Gebet die Quelle seiner Ruhe, und seiner Hoffnungen.

Jetzt laß ich mich genügen an diesen schönen Träumen; ich drücke sie mit Innbrunst an mein Herz, ich bin glücklich, ohne mehr zu

fragen; wie bin ichs? — Jetzt hebe ich alle Morgen meine Hände für dich zum Himmel empor; gäbe er meinem Gebete nur die halbe Kraft des deinigen! ich zitterte nicht mehr für dich. Ach, und diese täuschende Ruhe kam in den rechten Zeitpunkte. Sie führte mich leicht über die bittersten Stunden meines Lebens hinweg. Ich zittere, dir es zu sagen. Deines Vaters Güter sind verkauft. Pillon gehört nicht mehr ihm. Es hat einen andern Besitzer. Unser Park, die Verhellung unserer Liebe, wird in Ackerfeld verwandelt. Täglich gehe ich hin, und besuche alle die heiligen Stellen noch, wo wir so glücklich waren. Unsere Lauben werden umgehauen. Seufzend seh ich die Axt fliegen, welche die Wohnplätze unserer Liebe zerstört. Ach, zum erstenmale habe ich es beklagt, daß ich nicht so reich war, deines Vaters Wohnung und unserer Liebe Garten kaufen zu können. Mit stillen Seufzern sehe ich die Dunkelheit der Gebüsche verschwinden, die uns so oft und so still verbargen. Alle Plätze, das schöne Ulmenbosket, das du so sehr liebtest, der Schlangengang an der Wiese, sind schon zerstört. Vergebens hat mein Glück um Schonung gebeten. O Gott, sagt ich dem Käufer: der reizende Garten! Er sah mich mitleidig an, runzelte hierauf die Stirn, zuckte die

Achseln, und sagte leise: Freilich! allein ich muß. Nun sitz ich noch alle Stunden, die ich von dem Krankenbette abkommen kann, in unserer Laube, seufze über die Verwüstung, und horche mit Zittern auf die Schläge des Beils, und jedes Mal, wenn ich gehe, nehme ich den rührendsten Abschied von dem letzten Monument unseres Glücks. Die Hauptalleen allein bleibt stehen.

Alle übrigen Möblen in deines Vaters Hause sind verkauft. Dein ganzes Zimmer ist mein! Dein Bett, deine Stühle, dein Sofa, deine Harfe, deine Vorhänge, jede Kleinigkeit ist gerettet. Meine Mutter lachte über meine Kinderey, wie sie es nannte; allein sie half, ohne mein Bitten, sehr treuherzig mit, mein Zimmer in das deinige verwandeln. Und jetzt befinde ich mich wohl. Ich habe mir auch nicht eine Kleinigkeit nehmen lassen. Deine Vorhänge, sie mochten passen, oder nicht, hängen vor meinen Fenstern. Da stehen deine Stühle. Ich schone ihrer, als ob sie von Glas wären, ich zittere, wenn jemand sich ungestümm darauf setzt. Als ich auf deine Kleider bot, erröthete ich. Die Bauernmädchen lachten. Susette trieb ein Tuch von dir in die Höhe. Endlich schwieg sie, und ließ es mir. Der Komissär lachte. Ich fühlte mich beschämt.

und doch hätte ich um keinen Preis schweigen können. Nun hab ich alles von dir, alles, was dich umgiebt, alles, was ich berühre, ist von dir. Ich betrachte mit freundlichen Blicken meine Herrlichkeiten, ich kann mich kaum einmal am Tage entschließen, mein Zimmer zu verlassen.

Sieh, so drängt sich mein Glück immer enger zusammen. Bald hab ich nun rund um Chatillon her nichts mehr, als die Trümmer unserer vorigen Glückseligkeit. Ich sehe gelassen der Verwüstung zu; fehlt doch der Geist, der die todte Schöpfung beseelte; und was kümmerts den, der seinen Pallast in Feuer aufgehen sah, ob die Flamme den letzten Balken verzehrt, oder nicht? Ich trete jetzt, wenn mich mein Instinkt einmal den gewohnten Weg nach Pillon führt, wie in eine neue Schöpfung; aus dem Fenster deines Zimmers sieht das Gesicht einer alten Frau. Ich schüttelte den Kopf, wie ein Greis, der in die Gegend, wo er seine fröhliche Jugend verlebt hat, zurückgekehrt ist, und statt des lieblichen Schattens, der ihn sonst umfieng, wie er noch Kind war, einen stinkenden Sumpf findet. Ich flihe nach Chatillon zurück, verhülle mein Gesicht in dein Sofa, verlobe es, je wieder nach Pillon zu gehen; und auf dem nächsten Gan-

ge führt mich mein Fuß mechanisch wieder dahin, wo der Gedanke an mein verlornes Glück so mächtig auf mich eindringt.

Sieh! so leb ich jetzt, wie ein Träumer in lauter Ideen, zwischen deinen Möbeln, in deinen Briefen, mit deinem theuren Bilde; wie ein Wahnsinniger, der aus seinen Gefängniß einen Pallast macht, sein Strohlager zu einem Throne aufputzt, und mit seiner erträumten Herrlichkeit die Herzen in Mitleiden zerschmelzt. Und doch bete ich, daß diese Stille lange Dauern mag! Doch fahr ich manchmal auf, halte die Hand gen Himmel, klage mein unversöhnliches Geschick an, und möchte die letzten Trümmer meines vergangenen Glücks zerschmettern, an die mein Herz allein gebannt ist. Ach Caroline, wenn ich von ohngefähr, oder mit Vorsatz. — ach! so sehr ich davor zittere, so eilt doch manchmal meine schwarze Phantasie dahin — auf den Gedanken gerathe; ich werde dich nicht wieder sehen; so verfliegt der Traum meiner neuen, wahnsinnigen Hoffnung, und ich stehe im gräßlichen Dunkel da. O! dann möcht ich alle Thüren, wodurch das Leben ausgeht, sprengen, um zu erfahren, ob ich dich nicht in den Gefilden der Ewigkeit finden werde. Sieh, dann schweb ich daher in den finstern Wüsten der Zukunft, ich finde

dich, ich hänge an deinem Halse, ich versinke mit dir in den unendlichen Räumen; du bist ein gestaltloser Geist, du lächelst nicht, du redest nicht; und doch jauchze ich über das fürchterliche Glück, denn ich hatte ja Carolinen an diesen Herzen, das ohne dich verzweifelt. O Caroline, wenn ich doch erst wieder einen Brief von dir in Händen hätte.

Caroline an Blamont.

Ja, Blamont, der Schlag ist gefallen; und schrecklicher als du denkst! Trotze dem Schicksal nicht, Blamont; es hat Wege, es hat schreckliche Wege; dein Herz, das du fühllos glaubst, in dem geheimsten Gewebe, wo das Gefühl seine Quelle hat, zu treffen. Es hat Mittel, dein Auge auf die Zukunft zu fesseln, die du nicht sehen willst. Blamont, trotze dem Schicksal nicht, das du nicht kennst. Wir sind arm geworden, die Nationalversammlung hat meines Vaters Güter verkauft. Unser ganzes Vermögen besteht in dem, was wir gerettet haben. Aber Tausende sind ärmer als wir, und glücklich. Mein Arm kann arbeiten, wie die Arme der Millionen, welche die Arbeit ernährt; ach! und wie, wie wollt ich mein Geschick segnen; Blamont, wenn die

chwerſte Arbeit die Bedingung meiner Zufriedenheit würde? Unſer Vaterland hat uns auf ewig aus ſeinen Gränzen verbannt. Blamont, leuchtet in Frankreich die Sonne allein? Wohnt die Zufriedenheit nur in ſeinen Gränzen? — In deinen Arm, an deiner Bruſt, will ich in den wüſten Schneefeldern des Nordens leben, und glücklich ſeyn; arm und verbannt? Nein Blamont, das ſollte mich nicht erſchüttert haben. Es iſt anders, Blamont, es iſt anders.

Mein Herz pocht mit einer namenloſen Angſt vor den Thränen meiner Mutter, vor dem ſtummen und beredten Grame meines Vaters. Nein, ich erſchrecke nicht vor der Armuth, nicht vor deiner Verzweiflung; mein Blamont! ſoll ich es dir ſagen? O wenn man mein Leben forderte, ich kann ſterben, wie du; Nein, man fordert mehr, man fordert meine Hand, man fordert meine Liebe.

Wie gern, wie gern wollt ich mit dir von der Vergangenheit allein reden, wie gern wollt ich mein Leben, mein Gefühl, meine Gedanken in den engern Kreis des Gartens beſchränken, der uns ehdem ſo glücklich machte. Nein, man will mich nicht unglücklich, man will mich treulos machen! Blamont! Blamont! wer iſt beklagenswerther, du oder deine Caroline?

Touai ist sein Name. Wir waren in einer Gesellschaft, in jenen Tagen, die mir so unglücklich schienen, und deren Ruhe ich mir jetzt zurückwünsche, in den Tagen, wo ich auf dich hoffte. Touai war auch da. Die Unruhen in seinem Vaterlande Flandern haben auch ihn fortgetrieben. Schon oft war ich mit ihm in Gesellschaft gewesen, und er hatte deine Caroline nicht bemerkt. Ich stand oder ich saß immer ruhig in meinem Winkelchen; mein Gram wagte sich nicht unter die Freude, mein Kummer scheute das Lachen. Ich saß allein, niemand störte mich mehr; denn Seufzer waren immer meine Antworten, und starre Blicke, halbe Worte alles, womit ich selbst den gutherzigsten Versuch mich aufzuheitern belohnen konnte. Man ließ mich allein, und ich war zufrieden. So saß ich auch diesen Abend noch trauriger; noch verschlossener als immer, denn schon zwey Tage hatte ich vergebens auf deine Ankunft gehofft. Auf einmal führt ein junges Mädchen lachend und scherzend den Baron Touai auf mich zu. Sie setzt ihm einen Stuhl neben den meinigen, sagt mit einer Verbeugung: Hier! und geht.

Touai setzt sich. Ich sehe ihn an, und er sagt sehr bescheiden und sehr artig; ich bin heute nicht so guter Laune, wie gewöhnlich;

ein Zufall hat mich verstimmt. Man verweißt mich dort aus dem frohen Zirkel; man führt mich zu Ihnen. Hier sagte man mir, würde ich eine Gesellschafterin für meinen Ernst finden; allein setzte er sehr bescheiden hinzu, und küßte mir die Hand; ich bin nicht mehr unzufrieden, und ich finde, daß dies der beste Platz war, den man mir anweisen konnte, unzufrieden zu werden. Ich verneigte mich. Ich wollte, fuhr er fort: um Ihnen für meine Zufriedenheit zu danken, daß ich dazu beytragen könnte, sie zu erheitern. Ich weiß nicht, was ich antwortete; so viel weiß ich, daß mein Auge naß wurde; der Gedanke, daß mich kein Mensch erheitern konnte, fiel auf mein Herz. Sie haben üble Laune? fragte er. Ich mußte also etwas bitteres gesagt haben, und dies mochte wohl seyn; denn er hörte mich. Ich erröthete bey dem Vorwurf, denn du weißt, wie sehr ich alle üble Laune hasse. Ich habe keine üble Laune, antwortete ich sanft: aber ich bin nicht glücklich.

Er sah mich an, und schwieg eine Zeitlang. Und Ihr Kummer, sagte er dann mit Theilnahme, erlaubt keinen Vertrauten; oder — — Ich bin ein ehrlicher Mann! hob er auf einmal an, legte die Hand auf die Brust, und beugte sich so zu mir herüber. Es ist unbe-

scheiden, fuhr er in der Stellung fort; allein ich mag zuweilen lieber unbescheiden als unzufrieden mit mir selbst seyn. Ist Ihr Kummer von der Aet, daß ein ehrlicher Mann, der Achtung für sich selbst, und also auch für das weibliche Geschlecht hat, ihn wissen kann, so — Ich lächelte, und schüttelte verneinend den Kopf. Ich getraue mir viel zu können, sagte er dann mit einem bescheidenen Stolze. Ich bin stolz auf mein Herz, und ich würde auch zum ersten Male stolz auf Reichthum und auf den Einfluß einer mächtigen Familie werden, wenn ihr Unglück von der Art wäre, daß — Er suchte hier die Worte, ich fiel ihm ein, um ihn los zu werden. Mein Kummer ist der Kummer der Erinnerung an mein Unglück. Mein Unglück selbst ist vorüber, und dann ist Klagen unbescheiden. Er verbeugte sich, ward roth, brach ab, und gieng nach einigen Augenblicken, die er von gewöhnlichen Dingen redete. Indeß er kam oft in die Gegend, wo ich saß. Ich sah, daß er mich nicht aus den Augen verlohr. Es war mir unangenehm, ich wollte seine Aufmerksamkeit von mir abwenden. Ich stand auf, ich zwang mich, heiterer zu scheinen, als ich war. Ich stellte mich zu dem Parlamentsrath von Toulouse, dem Freunde meines Vaters. Ich redete so auf-

merksam ich konnte. Auf einmal trat Touai auch zu uns, er fiel in unser Gespräch ein, daß ich sah, er hatte es gehört.

Wie wir giengen, so bot er mir den Arm. Wir stiegen in den Wagen, und ich hatte ihn vergessen. Den Tag darauf brachte ihn Liancourt zu uns. Er redete mit mir ohne alle Auszeichnung. Nun kam er oft, endlich alle Tage. Mein Vater fieng an, ihn hoch zu halten; meine Mutter liebte ihn, mein Bruder sprach mit Bewunderung von seinem edlen Charakter. Ich ward unruhig; denn ich sah seine Bewerbungen um mich, so unmerklich sie auch waren. Selbst meine Mutter sah nichts davon. Vor einigen Tagen war er bey uns. Mein Vater erhielt mit einem Kurier einen Brief aus Paris. Er las, er ward unruhig. Er wollte es verbergen. Gott weiß, von ohngefähr warf er seinen Blick auf mich. Der einzige Blick setzte mein Wesen in Aufruhr. Ich glaubte, der Brief könnte keinen andern betreffen als dich. Du warst nicht gekommen, ich hatte keine Nachricht, meine unbeschreibliche Angst, der Blick meines Vaters, — ich war auffer mir. O Gott! rief ich: sagen Sie, Vater, was ists? Mein Geschrey erschreckte ihn. Er ward blaß. Meine Mutter, die nichts gesehen hatte, stand auf. Sie schrie ängstlich

auf; sie schloß meinen Vater in die Arme. Er verlohr wahrscheinlich durch unser Geschrey die Besinnung, drückte mich an seine Brust, und sagte leise: Wir sind unglücklich! Faßt euch! sagt er: Kinder! Ich bin ein Bettler! Die Unmenschen haben mein Vermögen eingezogen! Mir fiel es wie Bley vom Herzen. Ein langer Seufzer machte meinem gepreßten Herzen Luft, ich vergoß einen Strom von Thränen.

Touai ergriff seinen Hut, so wie mein Vater den Brief zu lesen anfieng. Wahrscheinlich hatte er seine Unruhe bemerkt. Jetzt stand er unentschlossen da. Er sah mich, er sah meinen Vater an. Einen Augenblick besann er sich. Rasch trat er dann auf meinen Vater los. Herr Vikomte, sagte er ruhig: Ein Ungefähr hat mich zum Zeugen ihrer Unruhe gemacht. Ich nehme den innigsten Antheil an dem Schlage Ihres Schicksals, als ob er mich selbst getroffen hätte. Allein — er zitterte, wie er das sagte; seine Unruhe zeigte sich in Stimme und Stellung. — Ihre Tochter — Ihre reizende Tochter, — machen Sie dies Unglück zu meinem Glücke, — nehmen Sie mich in Ihre liebenswürdige Familie auf. Geben Sie mir die Erlaubniß, Ihrer Tochter meine ehrfurchtsvolleste Liebe, — er zitterte heftig bey diesen Worten: dann warf er sich ungestümm um

den Hals meines Vaters, und rief: Seyn Sie mein Vater. Mein Vater war heftig erschüttert. Ich war vernichtet.

Touai küßte meine zitternde Hand. Ich habe Sie erschreckt, sagte er sanft: das wollt ich nicht! Aber doch Ihnen sagen will ich, daß ich, seit ich Sie sah, nichts vom Himmel gebeten habe, als das Glück, Sie mein nennen zu können. Ich bin unabhängig, mit den Worten wandte er sich an meinen Vater; ich habe die Bewilligung meiner Verwandten. Ich bin, Herr Vikomte, ich sage das zum ersten Mal, ich bin reich, sehr reich, aber mehr als das, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich liebe Ihre Tochter, er wandte sich wieder halb an mich, und Thränen rollten von seinen Wangen; allein wenn sie mir ihre Hand abschlägt, so erlauben Sie mir wenigstens den Trost, von einer Familie den Mangel abzuhalten; von einer Familie, für die ich mit Stolz mein Leben opfern würde. Ich bin zu bewegt, erlauben Sie, daß ich gehe. Jetzt würde ich nicht mit Muth eine verneinende Antwort anhören können. Zwar, wenn würd ich das? Aber — er verbeugte sich tief, und gieng.

Sieh, so erzählte es mir nachher Liancourt. Ich hatte nichts gehört, denn ich war wie vernichtet. Kaum hatte er sich entfernt,

so fielen meiner Eltern Blicke auf mich. Mein Vater kam zu mir. Er schloß mich schweigend in seine Arme. Caroline, sagte er tief bewegt, beynahe mit einem Schluchzen: ich bin ein Bettler. Touai ist ein sehr edler Mann! dann wandte er sich schnell von mir, und gieng in ein Nebenzimmer. Meine Mutter ergriff meine Hand. Ich hob meine Augen auf sie Ich fiel in ihre Arme mit einem Ausbruch e von Schmerz; denn ihr Blick sah aus, als ob sie sich eben vor mir niederwerfen wollte. Und was wäre aus deiner Caroline geworden, ihre knieende Mutter vor ihr? Ich sank vor ihr nieder, verbarg mein Gesicht in ihrem Schoos, umarmte ihre Kniee, und schloß mich fest an sie. Man hatte Mühe, mich aufzurichten. Mein Bruder hob mich auf. Sieh! nun standen wir alle da in der Thüre. Ich mußte meinen Blick abwenden, denn seine Stellung war die Stellung eines unglücklichen Mannes, der ringend mit seinem Unglücke darunter erliegt, und nur mit einem Blicke Hilfe fordert. Ach, Blamont, ich hielt mich erst für gerettet, wie ich auf meinem Zimmer allein war, und dennoch umringten mich die Seufzer meines Vaters, dennoch forderten laute, mächtige Stimmen von mir Gehorsam, und betäubten beynahe die Stimme meiner Liebe. Ach, Bla-

mont! kann ich dies läugnen? Die Stimme des Bluts ist so mächtig wie die Stimme der Liebe. Ich fühlte zum ersten Male die Angst der Vorwürfe; ich zitterte vor dem Antlitz meines Vaters. Ein Ton von der Stimme meiner Mutter jagte mir eine peinigende Angst ab. Ich fürchtete den Anblick der Natur, nur furchtsam hob ich meine Blicke den Abend zu den Sternen empor, und nur jetzt erst fühle ich, was Unglück, was Elend heißt.

Am andern Morgen kam meine Mutter ganz früh zu mir, als ich noch im Bette lag. Ich fühlte, daß ich blas ward. Sie setzte sich auf mein Bett, und sah mich mit Blicken an, die mein ganzes Wesen durchdrangen, mit einer betrübten Zärtlichkeit, mit einer furchtsamen unruhigen Ungewißheit. Sie öffnete verschiedene Mahle die Lippen, etwas zu sagen, die Worte versagten sich ihr. Sie war so gütig, mir unter einem Lächeln die Angst verbergen zu wollen, die sie stumm machte. Da öffnete mein Vater die Thür. Ich verbarg mein Gesicht an meiner Mutter Brust, und weinte. Er faßte meiner Mutter Hand, und zog sie von dem Bette auf. Nein, sagte er: mit einer bebenden freundlichen Stimme: beredet soll Caroline nicht werden. Nein, laß sie, laß sie! Armuth ist kein Unglück! Nein, Ca-

roline, du sollst keinen Vorwurf von deinen Vater hören, dein Herz wähle auch das ärgste. Sieh, dann wollen wir, deine alte Mutter ich und du Deutschland durchziehen, unser Brod vor den Hütten suchen, und uns alle drey mit Freundlichkeit täuschen. Wir wollen uns überreden, wenn wir die Nacht unter einem Baume zubringen, von Kälte und Regen erstarrt, — wir wollen uns überreden, daß wir dennoch glücklich sind; und versagt uns Deutschland Brod, so wollen wir nach Frankreich zurückkehren. Ich will mein graues Haupt meinen Feinden darbieten. Ihr beyde sollt mich anklagen, daß ich euch mit Gewalt gezwungen habe, Frankreich zu verlassen; ich will es bestättigen. Mein Blut fließt, und Ihr — o die Unmenschen werden euch doch wenigstens sättigen; und ist das, so will ich gern gestorben seyn! Sieh Caroline, ich bin entschlossen, ohne eine Klage dahin zu gehen, wohin du uns führst. Ich habe ruhig meinem Kinde mein Schicksal anvertrauet. Er drückte einen sanften Kuß auf meine Lippen, und dann gieng er mit meiner Mutter.

Blamont, wirf einen Blick, nur einen, auf die Empfindungen meines Herzens, wenn du wissen willst, daß es ein Elend giebt, das dein Herz noch nicht kennt. O! und wenn ich

auch für Blamont nichts weiter, nichts weiter gethan hätte, als daß ich mich nicht in die Arme meines Vaters warf, und rief: ich will Touai meine Hand geben! so hab ich genug gethan, mehr als er je für Caroline thun kann. O Blamont, du wärst ungerecht, wenn du das nicht fühltest.

Ach Blamont, wenn ich nun bey Ihnen bin, wenn ich ihre Blicke sehe, die sie auf mich werfen! Solch einen Blick wirft nur eine Mutter auf den Arzt, wenn er über das Leben ihres einzigen Kindes entscheiden soll. Mit diesen Blicken betrachten sie mich, mit diesen unwiderstehlichen Blicken. Ein kleines, halbes, gezwungenes Lächeln von mir ist wie ein belebender Sonnenschein. Sie sind heiter. Eine krause Stirn von mir bringt meine Mutter zum Zittern. Ach so schleichen unsere Tage jetzt hin. Stumm, traurig gehen wir nebeneinander hinweg, wie Menschen in dem Hause, wo eine geliebte Leiche liegt. Unsere Liebkosungen sind nur Zeichen; lächelt der Eine, so lächelt der Andere wehmüthig mit, und Thränen stehen in allen Augen, und machen das Lächeln zur Lüge.

Das ist mein Zustand, Blamont, das ist mein unglücklicher Zustand! Touai reißte noch den Tag ab, da das Elend anhob. Er hat

meinen Bruder wissen lassen, daß er in vierzehn Tagen zurückkommen würde. Acht Tage sind schon vorüber. Ach, Blamont! Blamont! Nein, Blamont! ich habe Muth, wie irgend ein Mädchen; aber — o du solltest ihre Blicke sehen, o du solltest nur einen Händedruck von meiner Mutter Hand fühlen, deren sie mir hunderte giebt. Ihre Hand zittert; ihr Blick will lächeln, und Thränen dringen hervor, die sie nie vergebens verbirgt. O du solltest nur einen Blick auf meinen Vater werfen, nur Einen. Ach du solltest nur einmal hören, wie dein Freund Liancourt mit einem Worte, als: Caroline, es ist dein Vater, mich erschüttert. Alles, alles ist gegen unsere Liebe im Bunde, selbst — selbst — ach Blamont! selbst das Gewissen deiner Caroline!

Sieh! da lieg ich die Nächte, kein Schlummer bedeckt mein Auge; da lieg ich, und mein starres Auge schaut in die Nacht hinein. Da überleg ich, da rechne ich. Da steht Liebe gegen Liebe, Pflicht gegen Pflicht, Treue gegen Treue. Jetzt höre ich die Stimme meiner Eltern mich anklagen; dann fährt dein Seufzer durch meine Brust. Mein Unglück? o mein Freund, daran denk ich nicht. Mein Grab wäre jetzt mein Labsal. Oft vergehen mir die Gedanken, ich fürchte wahnsinnig zu werden;

ich fürchte es, und dennoch schleicht ganz heimlich der abscheuliche Gedanke sich mit ein; vielleicht träumst du sie dann alle glücklich! ich bin das Opfer; o! das weiß ich, daß weiß ich! das erschüttert mich nicht. Aber mein Ausspruch soll über die entscheiden, die ich liebe; das ist grausam, das ist grausam!

Blamont! du hast meine Empfindungen richtig ausgedrückt! wie wenig ist mir das Leben! Nein, unsere Herzen sind nicht aus dem alltäglichen Stoffe geformt! Blamont, ich warte mit schmerzlicher Sehnsucht auf Antwort; deine Antwort soll — nicht mein Glück, denn das ist dahin — deine Antwort soll meine Handlungen entscheiden. Dir will ich folgen. Was du wählst, was du auch wählst, mir soll es seyn, wie das Urtheil, wie das unvermeidliche Urtheil des ewigen Schicksals. Dann laß uns getrost dem Zuge unseres Schicksals folgen! Was du wählst, wie Verzweifelte wollen wir deinem Ausspruche folgen, wie Verzweifelte, denen Elend und Glück gleich ist. Das Geschick hat uns beyde auf diesen fürchterlichen Punkt gestellt, das uns nichts übrig ist, als die einzige Wehr: Verzweiflung.

Nein, Blamont, ich lese nichts mehr, als eine Stelle aus deinen Briefen, und die ist Balsam für mein zerrissenes Herz: „Es

kann Schicksale geben, schreibst du; die uns, so lange wir leben, trennen. Aber ich fühle das eben so gewiß, daß das nicht lange seyn wird. Wir würden vor Gram sterben, und am Grabe brechen sich ja die Wellen des menschlichen Elendes! und dann find ich ja das treue Herz, meiner Caroline!" Sieh, das les ich alle Tage zehnmal. Wahreres hast du nie geschrieben. Wir werden vor Gram sterben, und dann wirst du das treue Herz deiner Caroline wieder finden! Blamont, ich habe mich auf die Kniee niedergeworfen, und habe die Stelle gelesen, mit dem felsenfesten Gefühl, daß nichts auf der Welt, daß selbst die Ewigkeit nicht unsere Herzen trennen kann! —

Nun, Blamont, wähle, wähle für mich und dich! Du hast mein Herz, und du sollst auch mein Schicksal bestimmen. Wähle! Ich zittere; aber ich bin gehorsam. Ach der Befehl zu sterben würde mir der liebste seyn. Wähle, Blamont! Mein Leiden soll dein Werk seyn, damit ich es mit Geduld ertrage. Leb wohl, leb ewig wohl!

Blamont an Caroline.

„Touai ist ein edler Mann! deiner Eltern Glück wird dich beruhigen! Ich habe für dich

gewählt! Gieb Louai deine Hand! Ich bin ruhig, Caroline! Es konnte nicht anders seyn! Leb wohl, leb ewig wohl! Um das einzige bitt ich dich, gieb ihm deine Hand bald, nur nicht früher, als ich hierauf Antwort haben kann! Bestimme mir deinen Hochzeitstag! Ich will ihn feyern! Um mich sey unbekümmert, Caroline! Ich bin, bey der ewigen Vorsicht sey es geschworen! ich bin sehr ruhig! Was seyn mußte, mußte seyn; und wir sehen uns ja wieder, wo die Welle des menschlichen Elendes nicht stürmt! leb wohl, leb ewig wohl! Caroline, leb wohl! Vergiß nicht, mir deinen Hochzeitstag zu bestimmen! Leb wohl!"

Caroline an Blamont.

„Unglücklicher, welch ein Sinn liegt in deinen Worten! welch ein schrecklicher Sinn! Blamont! was ist dein Vorsatz? Meinst du, ich hätte jene Unterredung vergessen, die uns Beyde so rührte? O der bloße Gedanke daran könnte mich wahnsinnig machen. Blamont, ich zittre für dich; allein zum erstenmale bin ich für dich erröthet. Was wolltest du thun, Unglücklicher? O komm her, stehe deiner treuen, deiner liebenden Caroline Rede: was war dein Vorsatz? zu sterben! Glaubst du denn, daß es

mir nicht eben so leicht seyn würde, ein scharfes Messer einen Zoll tief in mein Herz zu bohren, und so den Thränen zu entkommen? Was war deine Treue, Blamont, deine ewige Treue, die mir dein Mund so oft zuschwor? Siehst du nicht, du Unbesonnener, daß deine Hand so den allergrausamsten Streich auf mein Herz führte? Hattest du mich ganz vergessen? du Selbstsüchtiger. Du wolltest entfliehen, du, Blamont, und deine Caroline mitten in dieser freudenlosen Wüste zurücklassen? War das möglich? Du sagst, du liebst mich, und du siehst nicht, daß wir beyde leben, oder beyde zugleich sterben müssen? ruhig warst du? ruhig? das schwörst du mir bey der ewigen Vorsicht? Mit Ruhe denkst du es, daß deine Caroline bey deiner blutigen Leiche steht, mit stieren, verzweiflungsvollen Augen sie betrachtet, mit wahnsinnigen Händen ihren Busen zerfleischt, ihren Eltern, dir und sich selbst flucht, in wilder Höllenangst ihr Leben endigt, und ihre Eltern mit ihrem Tode ermordet? Bey dem Gedanken bist du ruhig? oder hast du geglaubt, das ein paar unfruchtbare Thränen, durch das Lächeln meiner Eltern, durch die Bitten eines tugendhaften Mannes getrocknet, alles gewesen wäre, womit Caroline die

entsetzliche Nachricht deines Todes empfangen haben würde!

Deiner Eltern Glück wird dich beruhigen, schreibst du? Kannten sich unsere Herzen so wenig, oder war dein Herz schon todt, ehe deine wahnsinnige grausame Hand, den Dolch dagegen zuckte? So höre! höre, und verzweifle.

Hier lag ich im Bett, krank, sterbend krank, todtenbleich; ein Zittern, das Zittern des Todes, ergreift noch jetzt alle meine Glieder. Dann treibt eine glühende Flamme den Schweiß stromweise von meiner Stirn, und jetzt sind es schon drey Tage, daß ich dein fürchterliches, dein grausames Billet erhielt. Meine schlotternde Hand kann kaum die Feder halten. Die ganze Nacht habe ich an diesen unleserlichen Zeilen geschrieben, und der Morgen leuchtet schon wieder durch meine Jalusie. Man hat an meinem Leben verzweifelt, und erst heute that der Arzt den Ausspruch, daß ich gerettet sey. Ich erhielt dein fürchterliches Billet; zitternd erbrach ich es. Ich las, meine Kniee schwankten, mein Auge ward dunkel, mir war, als ob der Boden unter meinen Füßen wegschlüpfte, als ob die Hölle sich auf mich herab stürzte, als ob die Schöpfung um mich her in Trümmer gieng. So war mir, dennoch, dennoch mitten in dieser allgemeinen Zer-

störung hatte ich keinen andern Gedanken, als dich. Ich schrie laut, mit dem Zettergeschrey der Verzweiflung drang ich blindlings durch die Nacht, die mich umgab, dir, dir zu Hilfe. Ich suchte die Treppe, ich stürzte in meines Vaters Zimmer, und fiel hier zu seinen Füßen zu Boden.

Meine Luzie schaudert noch immer zusammen, wenn sie an diesen Augenblick denkt. Meinen Vater hat der Anblick krank gemacht, und meine Mutter — o meine arme Mutter! ist vielleicht kränker als ich. Nur du allein bist ruhig! Man bringt mich zu Bett, man holt einen Arzt; man verzweifelt an meiner Herstellung. Komm ich einen Augenblick zu mir, so ist mein Leben noch schmerzlicher als der Tod. Meine Augen fliegen wild, stier, und verwirrt; meine Brust hebt sich fürchterlich hoch; meine Zunge stammelt Worte, die meine Seelenangst bezeugen. Und du bist ruhig? Blamont, ruhig? Und noch lieb ich dich über alles; noch richte ich mich im Bette auf, falte meine schwachen Hände zusammen, und sage mit zärtlicher Stimme, und mit lindernden Thränen. Blamont! ich habe dir vergeben! Blamont, ich habe dir vergeben! O nur eine, eine kleine einzige Zeile von deiner Hand. Blamont, ach und ich will vergessen, was du

mir thatest. Nein, Blamont, unser Schicksal ist entschieden. Ich bin dein, ewig dein! nie eines andern! Noch weiß man nichts. Dein Billet hatte ich fallen lassen; ich habe es wieder. Luzie hat es gefunden. Man sagt jetzt nicht ein Wort. Touai ist zwar wieder hier, er besucht meinen Vater, aber ich hab ihn seit deinen Billet nicht gesehen. Sey ruhig, Blamont, ich bin dein! Keine Gewalt soll mich von dir trennen, keine Uiberredung! Schreib mir bald, Blamont! schreib mir, daß du heiterer bist. Ach, Blamont, vergieb mir, ich hätte es voraus sehen müssen; denn du sagtest mir ja in jener Unterredung: „und du bist mir treulos, Caroline, bey den leuchtenden Sternen des Himmels, so ist dein Hochzeitstag, der Tag meines Todes!" Das sagtest du, wiederholtest es mir zweymal. Ich zitterte, ich lächelte über deinen Ernst. Ach ich hätte es voraus wissen können. Nein, Blamont ich bin dein, ewig deine Caroline!

Caroline befand sich in einem bedauernswerthen Zustande; allein Blamont, nicht weniger. Wenigstens sah er seine Liebe unsicher, so lang Caroline in ihres Vaters Händen blieb. Er war aber zu stolz, um sie ganz eigentlich

bereden zu wollen. Er schrieb, was der Leser ohne Zweifel gelesen hat, und er erwartete mit einer furchtbaren Ungeduld Carolinens Brief. In der Zeit wurde der ausgewanderte Adel auf ewig aus Frankreich verbannt; ein schrecklicher Schlag für Carolinens Hoffnung und Liebe. Blamonts Geist ward finsterer, unterdrückte die Flamme, die ihn verzehrte. Carolinens Briefe heiterten seinen Geist nicht auf, so entzückt er auch war, sich so von dem reizenden Mädchen geliebt zu sehen. — Er verzweifelte je glücklich zu seyn; er sah kein Mittel, wie konnte er auf einen glücklichen Erfolg rechnen? Er gerieth in Verzweiflung. Caroline schien ihm verloren. In dieser Stimmung schrieb er seinen Brief an sie, wo er alles für verloren hält. Carolinens zweyter Brief erheiterte ihn ein wenig, allein seine finstere Schwermuth siegte dennoch bald wieder. Er blieb auf seinem Zimmer. Da saß er auf seine Stirne gestützt; und seine Phantasie schwärmte in dem Gebiete der Möglichkeit umher, ein Mittel zu finden, wie er seine Caroline sein nennen könnte. Ermattet kehrte seine Phantasie von ihren unnützen Fluge zurück. Er fand immer Unmöglichkeiten zwischen sich, und seinem Glücke. Man denke die Heftigkeit seiner Liebe, die so seltsam genährt war, und die alle Kräfte sei-

ner Seele durchdrungen hatte. Seine Leidenschaft, diese heftige Leidenschaft verzehrte nach und nach jede Hoffnung, jede Aussicht auf Glück; sie machte ihn finster, und verschlossen, empfindlich gegen die kleinen Eigenheiten seines Oheims, den er so zärtlich liebte. Er saß stumm da, und grübelte über Schicksal und Vorsehung, mit der stolzen Eigenliebe eines jugendlichen Herzens, das seine Leidenschaft so gerne zum Gegenstand der ewigen Vorsicht macht, weil es der vergänglichen Leidenschaft eine ewige Dauer zutrauet.

Da kam Karolinens Brief, worin sie ihm die Entscheidung ihres Schicksals überläßt. Er las ihn; er legte die Hand nachdenkend vor die Stirn. Gern hätte er Carolinen in seiner wortlosen Bitterkeit der Untreue beschuldigt. Das konnte er nicht. Allein, und das konnte er wohl mit Recht, er glaubte doch aus ihren Briefe zu sehen, daß sie mehr Neigung hätte, ihren Eltern ein Opfer mit ihrer Liebe zu bringen, als nicht. Auch machte Carolinens ruhigere Uiberlegung sie während ihres Schreibens auf diesen Gedanken, selbst gegen ihr Wissen, hingeleitet haben. Man überlegt weit ruhiger, wenn man schreibt, als wenn die Phantasie mit dem Fluge des Blitzes ihren Gang geht. Sie hat es immer geläugnet, daß

sie das je gewollt habe; und sie hat hundertmal gestanden; daß sie nicht weiß, wie sie den Brief habe schreiben können. Blamont saß da, stumm, Carolinens Brief vor sich, las, las wieder. Zu der Schwermuth, in welche ihn seine Grübeleyen gezogen hatten, kam nun das zerstörende Gewicht dieses Briefes. Er hatte Carolinen verloren. Seine Vorstellungen wurden immer schwärzer, seine Hoffnungen waren längst verdorrt. Seine Seele war, wie erstarrt, man sah ihm kaum den tausendten Theil seines Kummers an. Ein paar Tage gieng er umher, ohne zu einem Entschlusse zu kommen. Da stand er einen Abend auf der Stelle, wo sonst der Park gestanden hatte. Er schlug seine Blicke an den sternevollen Himmel. Hier war es — fieng er an, ohne einmal zu wissen, was er weiter sagen wollte — hier war es, wo sie mir ewige Treue versprach, und sie giebt einem andern die Hand. Auf einmal fiel ihm ein, was er geschworen hatte; am Tage ihrer Hochzeit zu sterben. Er setzte sich nieder, bildete den Gedanken aus, und schrieb Carolinen den Zettel. Er hatte die Absicht sie zu beruhigen. Das Herz kann indeß nie ganz schweigen; uud wer weiß, ob nicht vielleicht eine ganz verborgeue Hoffnung, oder eine geheime Eitelkeit seine Feder führte? Sein Entschluß zu

sterben, ward fest. Indeß hatte er noch Nachdenken und Großmuth genug, die Herzen seiner Lieben zu schonen. Er sprach von einer Reise nach Paris, die er machen wollte. Sein Vater selbst hatte ihn darum ersucht. Auf dieser Reise wollte er sterben, unerkannt, unbeweint, seinen Freunden, seiner Caroline blos verschwunden, und nicht todt. Er hoffte noch auf einen Brief von Carolinen. Seine Verzweiflung verbarg er so meisterhaft, daß sein Oheim ihn gerade für gerettet hielt, da er an der Pforte des Todesstand.

Jetzt erhielt er von der Rosieren Carolinens letzten Brief. Sein ganzes Wesen war umgekehrt. Was er nicht mehr zu hoffen wagte, Carolinens Besitz, näherte sich seiner Seele wieder, und goß einen reichen Strom von frischen, entzückenden Hoffnungen in sein Herz. So wie aber seine finstere, tödtliche Schwermuth vor den Blicken der Liebe aus seiner Seele floh, so brach von einer andern Seite ein neuer Kummer gewaltsam in sein Herz. Caroline war nahe am Tode, und dieß durch ihn, durch seine Unbesonnenheit. Entzücken und Entsetzen ergriffen sein Herz zu gleicher Zeit. Man denke an die gewaltsamen Empfindungen, die schon seit so lange sein ganzes Wesen zu ihrem Raube gemacht hatten; man

denke an den raschen Wechsel aller Empfindungen, den Carolinens Brief verursachte; und man wird es nicht seltsam finden, daß endlich sein Körper unter diesen vervielfachten Stößen, unter diesen reißenden Sturm seiner Leidenschaften erlag. Ich will sie sehen! rief er der Roßieren mit wilden Blicken zu. Er sprang auf. Eine dunkle Röthe lag auf seinen Gesicht, ein wildes Feuer flammte in seinen Augen. Ich muß sie sehen! rief er noch einmal. Er legte die Hand auf seine Brust; es war, als ob ihm der Athem gebrach. Er fieng an ein wenig zu zittern. Die Röthe verlor sich in eine Bläße, die immer leichenhafter ward, sein Aug erloschi, seine Bewegungen ermatteten. O Gott, sagte er mit den letzten Rest seiner Kräfte: ich muß sie sehen! Und dann sank er zurück auf einen Stuhl.

Die Roßiere erschrack, sie rief um Hilfe. Man kam, man brachte ihm in sein Bett. Die ganze Stärke seiner zu sehr aufgereizten Seele war in den wilden Kampfe verloren gegangen. Sein Muth, selbst sein Entschluß war dahin. Er hatte kaum noch die Kraft, wie ein furchtsames Kind zu klagen und zu seufzen. Am Abend lag er im Fieber, und der Name: Caroline! war alles, was er sagte.

Die Rosiere las Carolinens Brief, der seiner Hand entfiel. Caroline schien ihr eben so sehr des Trostes bedürftig zu seyn, als Blamont. Sie schrieb an Carolinen, und versicherte, Blamont denke nicht mehr an seinen Tod. Ihr Brief habe ihn so gerührt, daß er krank davon geworden sey; indeß die Krankheit habe nichts zu bedeuten. Er gehe schon wieder umher, nur sey ihm das Schreiben von dem Arzte verboten, und so habe er ihr aufgetragen, in seinen Namen zu schreiben. Eben so saß sie auch an Blamont's Bette, und erzählte ihm, daß Caroline wieder gesund sey, daß sogar ihr Vater jetzt nicht mehr so sehr gegen seine Verbindung mit Carolinen eingenommen sey. Sie sprach mit solcher Gewißheit davon, daß Caroline noch einmal sein Weib seyn würde, daß sich in Blamonts Auge ein leuchtender Strahl von lieblicher Hoffnung stahl. Kurz, der Rosiere grobe Gutherzigkeit heilte die verwundeten Herzen der beiden Liebenden wieder, besser und sicherer als die Kunst ihrer Aerzte. Caroline war um Blamont krank geworden, Blamont um Carolinen. Beider Herzen wurden noch fester durch diesen Beweiß ihrer Liebe an einander gezogen. Ihre Liebe erhielt neue Kräfte; und was sie hätte

trennen können, wurde ein neues und festeres Band für ihre Herzen.

Caroline an Blamont.

Nein Blamont, ich bin dein. Unser Schicksal ist nun entschieden. Ich bin dein! Touai, der großmüthige Touai ist abgereißt, und ich bin wieder frey, wie zuvor. Mit einem raschen Schritte habe ich alles zerstört, was unserer Liebe im Wege stand. Ach, Blamont, wenn ich bedenke, daß du, du — Nein, ich mag nicht mehr einen Blick auf die schreckliche Vorstellung werfen. Du hast kommen wollen, schreibt mir die gutherzige Rosiere, es ist besser, daß es nicht geschehen ist. O, mein Blamont, so bist du bald wieder hergestellt, kannst bald wieder selbst deiner Caroline schreiben? Ach, wie hat mich alles das gerührt! O, wie lieb ich dich jetzt, da ich weiß, daß du für mich sterben wolltest. Ich bin so verwirrt, so taumelnd vor Freude; und von den tausend Gedanken, die durch meine Seele gehen, wie alles noch werden soll. Ach gehe es, wie es gehe, trennen wird uns nie eine menschliche Macht. Das fühlt selbst mein Vater jetzt, ob er es gleich nicht sagt. Mein Bruder bewundert jetzt unsere Liebe; und hienge es von ihm

ab, so würde unsere Treue mit den schönsten Lohne gekrönt. Laß es kommen, wie es kommt: ich athme doch jetzt wieder frey, und wer weiß, wer weiß, wie bald — Ach, nein, ich habe an meinem jetzigen Glücke genug; ich mag keine neue Hoffnungen. Und glaub mir, mein Vater wagt es gewiß nicht wieder, mich treulos zu machen. Nein er hat unsere Liebe kennen gelernt; er kennt dein, er kennt mein Herz, und meinen Muth.

Ach, es waren noch ängstliche Stunden; aber nun sind sie vorüber, und ich bin glücklich. Und wie alles so seltsam sich fügen mußte! Sieh da lag ich so matt, so kummervoll, so ängstlich. Wenn sich die Thüre öffnete, so fuhr ich zusammen; denn nun glaubte ich, würde ich die Nachricht von deinem Tode hören. Was meine Eltern von meiner Krankheit dachten, weiß ich nicht. Sie fragten mich nicht. Meine Mutter saß da, und weinte; mein Vater betrachtete mich oft mit einem bedenklichen Kopfschütteln. Man sprach von Touai nicht ein Wort mehr; eben so wenig von dir. Nun schrieb ich einer Nacht meinen Brief an dich. Luzie machte auf mein Bitten alle Anstalten zum schreiben, denn der Arzt hatte es unterfagt. Ich schrieb, und von diesen Augenblick an war ich nun auch so fest entschlossen, dein

zu seyn, so fest, daß es mir vorkam, als ob ich verwandelt wäre. Sonst hatte ich doch noch immer vor meinen Vater gezittert. Ich vermied das Gespräch von dir, denn er hörte immer mit einer finstern Stirne deinen Namen. Aber jetzt? Gott weiß, woher ich den Muth nahm. Ich war jetzt so gewiß, dein zu seyn, endlich dein werden zu müssen, daß alle meine Unruhe vorüber war. Wie ich deinen Brief gesiegelt, wie ihn Luzie auf die Post gebracht hatte, da befand ich mich so wohl, daß meine Luzie Freudenthränen vergaß. Ich trank den Morgen meinen Thee mit unbeschreiblichen Vergnügen, ich sang sogar mit meiner matten Stimme, und würde alle unsere Lieder gesungen haben, wenn mir nicht der Athem so kurz gewesen wäre. Mir war so wohl, so wohl.

Da kam meine Mutter; ich reichte ihr lächelnd die Hand. Sie umarmte mich mit Entzücken. Mein Vater, mein Bruder kommen; sie erstaunen über meine Heiterkeit. Mein Vater winkte meiner Mutter heimlich zu, als sie eine Frage nach der Ursach meiner Krankheit that. Sieh, ich hätte meiner Mutter gerade und offen alles erzählt; allein sie wandte das Gespräch auf den Wink meines Vaters anders, und ich schwieg ebenfalls. Sieh, von nun an war ich entschlossen gar kein Geheimniß aus

meiner Liebe zu machen. Vielleicht wäre vieles anders, wenn ich immer gerade heraus und aufrichtig gewesen wäre. Am Nachmittag kam mein Vater herein. Er fragte mich bittend, ob ich nicht den Baron Touai erlauben wollte, mich zu sehen. Er ist so besorgt um meine Caroline, setzte er hinzu. Ich hatte nichts dagegen. Touai trat herein mit einem wahrlich besorgten Gesicht; allein er lächelte, sobald er mich sah. O, sagte er gerührt: ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubt haben, Sie zu sehen. Ich werde nun eine Bekümmerniß weniger haben. Ich redete sehr freundlich mit dem edlen Manne. Den andern Tag kam er wieder. Er saß an meinem Bette, wir schwazten sehr heiter. Meine Mutter gieng auf einen Wink meines Vaters hinaus. Kurze Zeit nachher rief man meinen Vater. Touai stand auf. Ich sah an meines Vaters Blick, daß er wünschte, Touai möchte nicht weggehen. Ich sagte lächelnd zu Touai: Soll ich ganz allein bleiben? Touai setzte sich mit einem auffallenden Vergnügen an mein Bett.

Ich war zu nichts entschlossen, ich dachte bei diesem Nöthigen an nichts; ich wollte nur meinen Vater überzeugen, daß sein Wunsch unmöglich wäre. Touai ward verlegen, unruhig, endlich ergriff er meine Hand, und sagte

sanft: Wenn Sie die Güte haben wollen nicht zu glauben, daß ich sie dränge, so möchte ich Ihnen wohl eine Frage vorlegen. Ich unterbrach ihn. Ehe Sie mir Ihre Frage vorlegen, sagte ich, so erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas erzähle, was Sie noch nicht wissen. Er sah mich starr an. Nun erzählte ich ihm ganz aufrichtig die Begebenheit unserer Liebe. Ich verschwieg ihm nichts. Dann gab ich ihm deine Briefe, und bat ihn sie zu lesen. Er wollte sie einstecken, ich bat ihn sie jetzt zu lesen. Er las sie. Ich sah auf seinem Gesichte nur eine leichte Unruhe, während er las, zuweilen eine Art von Rührung. Er gab mir die Briefe zurück, küßte lächelnd meine Hand, und sagte: So ist meine Frage, die ich thun wollte, unnütz! Er schien sich zu sammeln. Verzeihen Sie, sagte ich: daß ich nicht gleich Anfangs so aufrichtig war; allein von jetzt an ist es mein fester Entschluß mit jedem edlen Manne aufrichtig zu seyn. Er küßte meine Hand zum zweitenmale. Aufrichtig? sagte er: und so dürfte ich eben so aufrichtig gegen Sie seyn? Ich verbeugte mich. Von diesem Augenblick nehme ich meine Hoffnungen zurück, wie jeder Mann thun wird, so schwer es meinem Herzen seyn mag. Ich rede nicht mehr für mich, ich rede für Sie selbst. Ihr Vater scheint

mit dieser Liebe nicht zufrieden zu seyn? — Ich seufzte. — Und glauben Sie nicht, daß es von ihrem Geliebten edler wäre, eine Leidenschaft zu unterdrücken, die sie beseufzen, als — O, rief ich: wenn das möglich wäre, die Liebe zu unterdrücken, diese heiße Liebe, diese —

Mir wenigstens, fiel er mit einem sanften, gutherzigen Lächeln ein: muß es möglich werden; und die Wünsche Ihrer Verwandten sind für mich. Doch, sagte er dann beruhigend: ich kenne den Mann nicht, den Sie lieben, vielleicht selbst den Grad Ihrer Leidenschaft nicht. Seine Briefe hat die Leidenschaft geschrieben; sie sind also der Spiegel seines Charakters nicht. Soviel aber weiß ich meine Theure, daß eine Leidenschaft nicht glücklich machen kann, weil sie nicht dauert; und ich hoffe, sie lieben mehr den Charakter Ihres Freundes, als seine Leidenschaft? Ich verstand ihn nicht ganz. Nun erkundigte er sich nach dir so genau, so angelegentlich. Er fragte ganz bestimmt darnach, was mir am meisten an dir gefiele. Ich fragte dann, ob ich nicht Recht hätte, dich über alles zu lieben. Er lächelte: Das kann wohl nur die Zeit und Erfüllung Ihres Wunsches entscheiden. Ein schönes Herz handelt fast immer richtig, allein es ist gemeiniglich der schlechteste Vertheidiger seiner Handlung. Sie lieben

Ihren Freund; ich sehe Bekümmerniß für Sie in der Zukunft; Sie scheinen den Muth zu haben, sie alle überwinden zu wollen. Ich gebe ihnen Recht: Ihre Beharrlichkeit, ein stetter Wille kann sie zum Ziele bringen. Was wäre der Liebe unmöglich? Nur Schade, daß sie sich oft selbst zerstört, wenn sie das Ziel erreichte! Er schwieg einen Augenblick, indem er mich zärtlich traurig ansah. Ich bin nicht glücklich, fieng er wieder an: denn ich liebte Sie; o wenn ich mich überzeugen könnte, daß Sie glücklich wären, daß Sie glücklich seyn würden, wenn Sie Ihre Wünsche erreicht haben, dann wüßte ich doch, wofür ich aufgeopfert ward. Ich weiß nicht, was mich in seinen Worten rührte; mir fiengen an die Augen naß zu werden. O daß dann nur, fuhr er fort: daß dann nur ein äußerer Umstand Thränen in diese schönen Augen locken möge! Caroline, leben Sie wohl! Hier ist meine Adresse. Wenn einmal eine Stunde kommt, wo Muth, Freundschaft und Gold Sie retten kann, so machen Sie Gebrauch davon. Er verbeugte sich tief, und wollte gehen. Eben trat mein Vater herein. Touai blieb noch einige Augenblicke; dann gieng er, sehr ruhig, wie es schien.

Nach einigen Tagen machte er seine Abschiedsvisitte bey uns, und reißte ab. Als er fort war, wandte sich mein Vater an mich. Weißt du nicht, Caroline, fragte er ein wenig empfindlich, warum Touai seine Bewerbung um dich abgebrochen hat? Ich weiß es, ich hab ihm gesagt, daß mein Herz nicht mehr frey ist? — Er drehete sich ab, dann fragte er; hast du ihm den Pächtersohn genannt? — „Ja, er hat Blamonts Briefe gelesen.“ — Er sah mich an, und empfindlich: Welche Briefe schreibt er dir? und noch jetzt? Er trat auf mich zu, sah mich freundlich an, und fragte: Caroline ist es nicht möglich, daß du—

Es ist unmöglich, mein Vater, unmöglich, daß ich je eines andern seyn kann, als Blamonts; davon sollte Sie meine Krankheit überzeugt haben.“ — deine Krankheit? wie so? — Ich gab ihm dein letztes Billet. Er las es, er behielt es lange Zeit vor den Augen; dann gab er es mir zurück. Er warf einen rathenden Blick auf mich. Hierauf nahm er noch einmal das Billet, zeigte mir die Stelle darinn: „Deiner Eltern Glück wird dich beruhigen!“ und sagte gerührt. Soll es mich nicht schmerzen; daß Fremde das fühlen, daß sogar Blamonts Herz das fühlt, und nur allein das Herz nicht, meines Kindes Herz nicht,

das nichts fühlen sollte, als das? Nach einer Pause fragte er: War dies Billet die Ursache deiner Krankheit? Ich sagte: Ja! Nun denn, sagte er erbittert: wenn diese unselige Leidenschaft dein jungfräuliches Gefühl so zerstört hat, so darf ich mich nicht wundern, wenn deine Liebe gegen uns dahin ist. Nein, ich that ihm Unrecht; wahrhaftig ich that ihm großes Unrecht; das seh ich erst jetzt, ich nannte ihn deinen Verführer! Er drehte sich schnell um, und ließ mich stehen. Ich verstand ihn nicht sogleich Jetzt seh ichs wohl, Er verstand dein Billet nicht. Er meynt, du habest meine Hand aufgegeben, und das hätte meine Krankheit hervorgebracht. Ich freute mich über den unschuldigen Irrthum; denn er rechtfertigte dich.

Am Abend kam er zu mir auf mein Zimmer. Er setzte sich, und sah mich unruhig an. Endlich sagte er: Du scheinst deiner Sache so gewiß zu seyn, Caroline! darf ich die Briefe sehen, die er dir schrieb? Ich holte sie hervor, und gab sie ihm. Er las sie langsam einen nach den andern. Bald schien er unruhig während des Lesens, dann erbittert. Ach! mich dünkte, als ob die rührende Sprache deiner Liebe und deines Grams eine bessere Wirkung auf ihn machte, als daß sie ihn erbitterte. Er legte sie zusammen, und gab sie mir

zurück. Dabey lächelte er mit einer Art von Spott, der die Empfindung des Kummers über die Unruhe, die ich ihm machte, wieder zerstörte. Endlich sagte er: wie ich sehe, Caroline, hast du deinen Plan geändert. Du glaubst, keine Ursache mehr zu haben, deine Wünsche zu verbergen; allein sey, was du willst, nicht halb, sey einmal ganz aufrichtig! Glaubst du, daß es ja möglich seyn kann, meine Bewilligung zu dieser unseligen Leidenschaft zu erhalten? Meynst du, daß Elend, Mangel, Kummer mich so weit erniedrigen könnten, daß ich ihm deine Hand gäbe? Meine Augen füllten sich mit Thränen; Ich sagte leise: Ja, mein Vater, ich glaubte, meine Liebe, mein Gram, mein Elend würde endlich Ihr Herz rühren. Ich glaubte, Sie würden Ihre Caroline lieber minder glücklich sehen, als gar nicht; ich glaube noch: Sie werden es einmal Blamont erlauben, mein Leben zu retten. Denn, mein Vater, dieser Gram, diese Unruhe, dieses Toben in meiner Brust muß endlich die festesten Fasern meines Lebens durchnagen; muß endlich — Er lächelte mit Bitterkeit, und drückte mit einer Art von Heftigkeit meine Hände, die ich erhoben hatte, auf meinen Schooß zurück. Nein mein Kind, sagte er dann: die Liebe ist keine tödtliche

Krankheit, und wenn sie es wäre, wenn sie es wäre; nein Caroline, auf meine Bewilligung rechne nie. Selbst wenn ich so schwach seyn könnte, einer neuen Betrügerey zu glauben, so schwach, ihn selbst an dein Bette zu führen, um dich vom Todezu retten, so rechne nicht auf meine Einwilligung; ich würde den ersten Augenblick Besinnung dazu anwenden, um Eure Verbindung wieder zu trennen. Nein Caroline, auf meine Einwilligung rechne nie.

Mein Vater war heftig geworden. Er hatte noch immer meine Hand gefaßt; er preßte sie empfindlich in der seinigen. Ich sehe, fuhr er fort; ich sehe aus seinen Briefen, daß du mit ihm nach Frankreich hast fliehen wollen. Ich kann dich nicht hüten, Caroline, ich kann es nicht hindern, wenn du entfliehen willst; ich darf es nicht, das weißt du, weil ich meine und deine Ehre liebe. Ich mag und kann es eben so wenig hindern, daß du ihm, daß er dir schreibt. Aber Caroline, wahrhaftig! die Liebe ist eben so kurzsichtig als die Vorsicht des Vaters. Entfliehen kannst du, aber wohin willst du dich verbergen, wohin den Räuber meiner Tochter, und meiner Ehre, wo ich nicht nach könnte, folgen? Geh nach Frankreich; immerhin! Meynst du, daß mir seine Gränze verschlossen sind? Ich schwöre

dir, Caroline, das Gesetz, das mir den Tod droht, wird mich nicht abhalten. Ich werde dich finden, ich werde ihn finden; in deinen Armen oder mit dir am Altar; gleichviel! Wo ich den Räuber des Meinigen finde, da wird ihn meine Rache treffen. Er mag mir zeigen, was die Liebe kann; ich will ihm zeigen, was ein beleidigter Vater kann. Das übrige ist ein Trauerspiel, das dir keine Thränen erpressen wird; denn du hast nichts, nicht eine Thräne, nicht ein Gebet für deinen Vater, alles gehört dem Elenden, der dich bezaubert hat. Caroline, so hast du vielleicht die Sache noch nicht gesehen. Darüber jammere erst mit ihm, klage deinen harten Vater an, aber sag auch deinem Geliebten, daß er sich hütten möchte, seine Hand an Liancourts Tochter zu legen. Nichts, nichts Caroline, als mein Tod kann dir die Erlaubniß geben, seinen Namen anzunehmen, und auch da soll noch die letzte Bitte deines sterbenden Vaters dich von ihn trennen, oder doch eure Verbindung mit einem reuevollen Andenken verbittern.

Sieh, Blamont! den Sturm hab ich ausgehalten. Die Stimme meines Vaters wurde immer feyerlicher, je länger er sprach. Selbst ein Ton von Wehmuth mischte sich zuletzt hin-

ein. Mein Herz war zerrissen, ich zitterte vor seinen Drohungen; aber ich fühlte nicht minder meine Liebe zu dir. Ich wünschte nicht einmal ihm gehorchen zu können. Das that mir selbst sehr weh; allein ich beruhigte mich demnach darüber. Sieh, in allem, was mein Vater sagte, war doch auch nicht ein Grund, eine scheinbare Ursach, warum ich unsere Liebe verdammenswerth finden konnte. Er sagte: ich will es nicht, weil ich es nicht will. Kann das unruhig machen? Ich zittere vor seinen Drohungen, allein seine ganze Vorstellung hat auch nicht die mindeste Unruhe in meiner Brust zurück gelassen. Die Paar Worte, die Touai mir sagte; „Ich hoffe, daß Sie mehr den Charakter Ihres Freundes lieben, als seine Leidenschaft," diese Paar Worte haben mich so unruhig gemacht, ich ward nicht eher ruhig, als bis ich gewiß wußte, ich liebte dich wegen deines Edelmuthes, wegen deiner Tugenden.

Seit dem, seit dem nun, o! ich weiß nicht, wie ichs dir klagen soll, bin ich, wie eine Fremde in meines Vaters Hause. Es thut mir weh, sehr weh! Meine Mutter, wenn sie mit mir allein ist, schließt mich zuweilen, aber als ob es ihr verboten wäre, heftig in ihre Arme. Mir gehen immer die Augen über, wenn sie es thut. Wir halten uns einander

umfaßt, ohne uns anzusehen; wir schluchzen beide; wir lassen uns fahren, ohne uns zu erklären. Ach will dann mein Vater auch meiner Mutter Herz mir nehmen? Sieh, so leben wir jetzt, ohne das gegenseitige Vertrauen, das allein meinem Vater das Recht geben kann, Gehorsam zu fordern. Wie Fremde! wie Fremde! Manchmal, Blamont, bin ich so innig betrübt, daß ich alle Theilnahme verliere an dem, was um mich her vorgeht. Ach Blamont, es ist so seltsam: das Gefühl, man ist nicht geliebt, drückt sich in alles ein, was man thut, was man empfindet, was man denkt, selbst in die Gegenstände, die mich umringen. Der Himmel ist nicht so blau, die Gegend nicht mehr so schön. Ich weiß nicht, die ganze Natur sieht so mürrisch, so unzufrieden, so traurend aus, seit ich weiß, daß ich nicht mehr geliebt bin. Ich kehre ängstlich in unser Haus zurück, öffne zitternd die Thür zu meines Vaters Zimmer. Ich habe nicht mehr das Herz mitzureden, etwas anzugreifen. Man muß mich jetzt zum Essen nöthigen. Ich fühle mich jetzt dankbarer, wenn ich ein Geschenk erhalte, und Vertrauen nicht Dankbarkeit sollte doch wohl die Empfindung eines Kindes seyn.

Neulich, neulich, du glaubst nicht, wie es mir weh that. Wir sollten den Prinzen N.

unsere Aufwartung machen. Ich dachte mit Angst an den Tag; denn es fehlte mir ein Aufsatz, der zu dem Kleide paßte, das ich anziehen sollte. Der Tag kam, ich machte meinen Kopfputz zurecht, so gut ich konnte. Dann gieng ich zu meinen Eltern hinein. Meiner Mutter fiel mein Kopfputz sogleich auf. Ich sagte ängstlich, daß ich keinen andern hätte. Aber, fragte sie: aber, Caroline, warum sagst du das nicht? Die Frage preßte mir Thränen aus. Die Betrübniß überwältigte mich. Ich sagte mit niedergeschlagenen Augen: Gott, darf ich's Ihnen denn noch sagen, wenn mir etwas fehlt? Mich erschütterte meine eigene Frage. Ich beugte mich auf meiner Mutter Hand, und benetzte sie mit Thränen. Meine Mutter hob mich auf, sie drückte mich an ihre Brust, sie sagte nicht, nein, sie rief es laut: Caroline, Caroline, du bist mein Kind, mein geliebtes Kind, meine theure Tochter! Sie schluchzte laut bei diesen Worten; sie konnte sich gar nicht zufrieden geben. Sie wußte nicht, wie genugsam sie mir ihre Liebe beweisen sollte. Ihre Hände, die mich umschlungen hielten, zitterten auf meinem Rücken gewaltig. Nein, rief sie laut: du bist mein Kind, von nun an mein liebes Kind wieder. Selbst mein Vater war gerührt. Er stand mürrisch da; er sah mich

an; dann trat er auf mich zu, streichelte mir über die Wange, ohne aber etwas zu sagen; allein sein Blick sagte genugsam, was sein Entschluß, oder seine Vaterwürde ihm zu sprechen verbot. So, sagte er endlich: können wir nicht erscheinen. Hierauf setzte er sich auf den Sofa, und zog meine Mutter neben sich nieder. Ich blieb in der Ferne stehen. Er sah mich an, und dann neben sich auf den Sofa. Endlich bot er mir die Hand, und zog mich zu sich.

Hier saßen wir nun, alle drei, stumm, traurig, ohne Muth zu reden. Es war eine peinliche Minute, in der nach und nach meines Vaters Gesicht sich verfinsterte. Er stand auf und ging in sein Kabinet; da staud er, den Rücken zu uns gewandt. Wir hörten ihn seufzen. Meine Mutter stand auf, gieng händeringend im Zimmer auf und ab. Ich stellte mich ans Fenster, und wünschte, mit Thränen in den Augen, daß der Rhein mich verschlingen möchte. Ach, Blamont, wenn Herzen gegen einander verstimmt sind, die bestimmt waren sich zu lieben, o die Empfindung davon ist drückender als Haß, als offenbare Feindschaft! Ich gieng hinaus. Nachher überlegte ich, daß ich mich hätte meinen Vater zu Füßen werfen sollen. Vielleicht hätte ihn dieser Augenblick gerührt.

Nun ist wieder alles, wie vorher. Jeder von uns weiß, er thut Unrecht, und dennoch thut es jeder. Ach, Blamont, deine Caroline ist nicht glücklich; allein was würde ich seyn, wenn ich dich nicht liebte? Ach, dann, dann, wenn ich mir das vorstelle, so verläßt mich alles, selbst meine Gedanken, so gar ich mich selbst. Nein, ich sollte nicht klagen, so lange ich dich liebe, Blamont.

Caroline an Blamont.

Wir haben Koblenz verlassen, Blamont, und wie wohnen jetzt in Embs. Mein Bruder sagt, ich sey Schuld daran. Auch mag es wohl seyn; doch wer kann sich helfen? Mir ist allein deiner Briefe wegen bange. Ich erhielt sie so sicher in Koblenz. Addressire sie jetzt gerade wieder an meinen Bruder. Nein, er wird nicht so grausam seyn, mir das einzige vorzuenthalten, wodurch ich allein an das Leben gefesselt bin.

Sieh, wie das zugieng. Wir besahen in Koblenz das Kurfürstliche Schloß in einer grossen Gesellschaft. Wir traten in den Audienzsaal. Ich ging so mit, ich sah, ich hörte nichts, ich war mit meinen Gedanken in Chatillon. Da nimmt mich ein Mädchen untern Arm,

führt mich vor ein Gemälde, zeigt mir es, erklärt mir es, und ich wurde nun aufmerksam. Es waren vier grosse Gemälde, die um den Thron her die Wandstücke machten. Da stehe ich vor dem ersten Gemählde, wo ein Fürst unter einer verhungerten Menge Brod und Geld austheilt. Ein schönes Gemälde, sag ich! Wir stehen da, schwatzen, machen Anmerkungen, die uns alle rührten. Das ist wahrhaftig unser nur zu guter König, riefen einige: den die undankbaren, die er in der Hungersnoth 1788 mit einem Aufwande von vierzig Millionen sättigte, jetzt mit bittern Hohn, mit der bittersten Kränkung verfolgen. Ach, Blamont, wie kann man den Mann einen Tyrannen nennen, der eine so ungeheure Summe, da er selbst Mangel hatte, seinen Unterthanen schenkte? sollten sie nicht, dacht ich, wie die Menschen hier auf dem Gemälde, die Arme gen Himmel für ihn heben, und für ihn betten. Ach, Blamont, es ist doch sehr Unrecht. Sieh, da kommen wir zu den zweyten Stück, welches die Gerechtigkeit der Fürsten vorstellte. Es war Salomons Richterspruch. Es gefiel mir nicht. Nun gingen wir um den Thron her zu den dritten Gemälde. Ich warf meinen Blick darauf und rief laut: Das ist er! Das ist er! Das bist du! Ich flog gegen das Gemälde mit bli-

zenden Augen, mit aufgehobenen Händen. Man umringte mich, man fragte, wer es sey? wen ich meyne? Ich war ausser mir. Blamont, da standest du auf dem Gemälde, so lebendig, so deutlich, so getroffen, ach! selbst in deiner Stellung, wie du den Titus in der Tragödie spieltest. Dein Gesicht, dein Blick, dein kummervoller, stolzer, edler schöner Blick, deine Gestalt; das alles war so lebendig getroffen, daß ich glaubte, du müßtest reden. Ich weinte, ich nannte deinen Namen; ach Blamont! ich hatte es vergessen, wo ich, mit wem ich war. Meine Mutter kam zu mir. Sie faßte mich an, sie wollte mich zu mir selbst bringen, sie fragte. Sehen Sie, rief ich: sehen Sie, das ist er, das ist Blamont. O sehen Sie! Meine Mutter warf einen Blick auf das Gemälde. Sie schwieg. Sie wollte mich von dem Gemälde wegziehen. Vergebens. Ich war wie auf meinem Platze fest gewachsen.

Du kannst leicht denken, was in unserer Gesellschaft vorgieng, man lachte, man zuckte die Achseln, man erinnerte sich eines Geschwätzes über mich; worinn der Name Blamonts ebenfalls vorgekommen war, und das mir den Namen Gabriele zugezogen hatte; allein ich sah, ich hörte nichts. Ich war im Anschauen verlohren. Das Gelächter ward lauter, und

machte meinen Vater aufmerksam. Er stand im tiefen Gespräch. Er fragt, er hört, er fliegt auf mich zu. Sein Blick war wilder Zorn. Er bot mir den Arm: Du bist eine Närrin! sagte er laut. Er zog mich aus dem Saale. Ich folgte ihm, ohne einen Gedanken zu haben. Ich sah noch immer dein Bild. Im Hause führte mich mein Vater in mein Zimmer. Ist dir deine Schande hier nicht genug, mich zu quälen? fragte er mich bitter, und sah mich wüthend an. Er hatte meinen Arm gefaßt; er preßte ihn so heftig, daß ich aufschrie. Mach nicht, rief er: daß ich dein Geschrey über körperlichen Schmerz für das einzige Mittel halten muß, dich zu leiten. Meine Mutter trat ins Zimmer. Neitt! rief er: du sollst ihren Trotz nicht stärken. Bey Gott nicht! ich will nicht länger das Spielzeug dieser schamlosen Raserey der verliebten Närrin seyn! Er nahm meine Mutter, führte sie hinaus, und schlug hinter sich die Thür zu, daß meine Fenster bebten. Ich hatte seine Worte gehört. Ich zitterte; aber noch wußte ich kaum, was vorgegangen war. Die Vorstellung deines Bildes verdrängte die Angst vor meinem Vater, und wurde von ihr verdrängt. Man rief mich nicht zu Tische, Luzie brachte mir mein Essen, und sie erzählte mir, daß

mein Vater geäussert hätte, er wäre selbst über die Aehnlichkeit des Gemäldes mit dir erstaunt.

Es wären zwey Figuren auf dem Gemälde. Einer saß an einem Tische mit einem Lorbeerkranz um die Stirne. Der andere, du, du Blamont standest vor ihm; nie wird der Eindruck dieser Gestalt aus meiner Seele verschwinden, mit deinem Gesicht voll Interesse, voll Leidenschaft, erbittert, kummervoll, stolz, befehlend, und bittend zugleich. Mein Bruder sagt mir: es sey wahrscheinlich die Scene, wo August dem Cinna sagt: Sey mein Freund, Cinna! Es mag seyn, allein so mußte der Mahler nicht dein Gesicht mahlen, wenn er einen beschämten Verräther bezeichnen wollte. Es war, als ob die Tugend vor dem Fürsten stand; es war — mit einem Worte, du warest es, du Blamont! Indeß die Vorstellungen webten sich genauer in einander, und wie ich hier meinen Vater zum erstenmal wieder sah, ich hätte ihm bald die Hand geboten, auf meiner Zunge schwebten schon die Worte: Wir wollen Freunde seyn, Cinna! Ich kann das Bild, ich kann den Vers nicht los werden.

Am andern Morgen früh ward eingepackt. Mein Bruder kam, er sagte mir, daß wir reisen würden. Ich gieng mit ihm. Ich.

er und Lucie stiegen ein. Ein anderer Wagen stand gepackt vor der Thüre. Meine Mutter öffnete auf einen Augenblick das Fenster, warf mir einen Kuß zu, und wir drey fuhren ab. Ich merkte von meinem Bruder, daß es meine Strafe seyn sollte, so ohne meinen Eltern zu reisen. Ich dankte meinem Vater für diese Strafe, denn ich dachte mit Aengstlichkeit daran, gegen ihm über sitzen zu müssen.

Blamont! welch eine Reise! Wir fuhren durch das schönste Gebürge der Erde, durch das Lahngebürge, jetzt auf einem Bergrücken, mit Gehölz umgeben, vor uns ein tiefes Thal, in dem einzelne Hütten, verlohren unter Baumgruppen oder an den Eingang von einem reizenden Schlunde standen. Jetzt rollte der Wagen in ein ungeheures tiefes Thal hinab, in einem See von Bäumen und einzelnen Hütten. Rechts stahl sich ein Thal zwischen den Bergen weg, links eins von schönen Bäumen verborgen; ach! reizende Einsamkeiten für die unglückliche Liebe allen geschaffen. Hier! hier! rief ich mit nassen Augen, und bebender Stimme meinem Bruder zu. Er schien mich zu verstehen; denn er ließ halten, und mich aussteigen. Da gieng ich. O Blamont! wenn wir uns einmal den Blicken der Welt verbergen müssen, so führe mich in diese schöne Grün-

de. Eine Hütte wird uns hier gerne aufnehmen, und wer will uns hier suchen; mitten in diesen Wäldern, in diesem Irrgarten von lieblich verschlungenen Thälern? Ach, Blamont! mein Herz pochte vor Freude, wenn ich mir dachte, ich gieng an deinem Arme unter den lichten Bäumen. Da stand eine Hütte, man sah von oben den Rauch, der wie eine Säule aus den Bäumen hervorragte. Unten entdeckte man hinten in einer Beugung des Thals, an einem grünen Berg gelehnt, in Bäumen versteckt erst die Hütte. Zwey Kinder tummelten sich vor der Hütte auf dem weichen lieblichen Grase. Vor der Thür saß ein junges Weib, und arbeitete. So würde ich sitzen, dacht ich: Blamont an meiner Seite. Noch eine einsame Hütte wollten wir suchen; wir wollten wie gescheuchte Rache, durch die Schluften dringen, weit von der Landstrasse, hinter jenen ungeheuren Bergen. Da, da verborgen, getrennt von Menschen und ihren Wohnungen wollten wir leben, und glücklich seyn. Wie ich das dachte, vergoß ich einen Strom von Thränen. Ich hatte mich dem Weibe genähert. Die Kinder standen beyde in der Ferne und betrachteten mich. Ich theilte ein Stück Biskuit unter sie, das sie mit freundlichen Blicken verzehrten. Hinter der Hütte, den waldigten

Berg hinan, führte ein Fußsteig. Ich wies auf denselben und fragte mehr mit Bewegungen als Worten, ob man ihn gehen könnte. Die Frau schüttelte mit dem Kopfe; sie zeigte mir die dicken Wälder, als ob sie sagen wollte: der Fußpfad führt in dicke Wälder. Ich gab ihr zu verstehen, ob hinter dem Berge ein Thal wäre, und auch eine Hütte. Sie zeigte mit der Hand, daß der Weg wieder hinab führte in ein Thal; dann zeigte sie auf die Hütte, schüttelt den Kopf, zeigte auf Felsen und Bäume, die das Thal füllten.

Einzelne Worte verstand ich, als Thal, Haus, Felsen, Wildniß. Ich fragte die Frau, so gut ich konnte, ob sie hier glücklich sey. Ein Paar Worte Deutsch habe ich von meines Wirths Tochter gelernt. Sie antwortete, und ich verstand nichts. Sie merkte das, weil ich meine Frage wiederhollte. Sie lächelte mir zu, nahm eines ihrer Kinder, drückte es, dabei mich lächlend ansehend, an ihre Brust. Ich konnte mich nicht enthalten, ich nahm das schmutzige Kind, das sie umarmt hatte, auf meine Arme, und küßte es. Jetzt rief mein Bruder. Ich gab der Frau eine Kleinigkeit, und ging.

O! dachte ich im Gehen: was ist doch das menschliche Glück? die Frau, Blamont, drück-

te das Kind mit einem Gesicht, auf dem das Glück und das hellste Vergnügen leuchtete, an ihre Brust. O man konnte sie nicht mißverstehen. Ach ich wandte mich noch einmal nach dem Fußpfade zurück, der in ein Thal voll Wald, in eine Wildniß von Felsen führt. Blamont, dahin wollen wir fliehen, in das Thal, wohin noch kein menschlicher Fußtritt gekommen ist. Da sollst du mir und dir eine Hütte bauen. Die einzigen Menschen, die wir dann sehen, solle dieses Weib und ihre Kinder seyn. Da werden wir wohnen; und fragt mich ein Reisender, den der Zufall, oder die Verzweiflung zu uns führt, ob wir glücklich sind, o Blamont, wenn ich dann dich an meine Brust drücke, meinst du nicht, daß er dann mein Gesicht voll Entzücken verstehen werde?

Mit Widerwillen dacht ich daran, daß ich nun diese schöne Wildniß mit einer geräuschvollen Stadt vertauschen sollte; aber wie angenehm ward ich überrascht, da wir den Berg hinabfuhren, uud Embs unten im Thale liegen sahen. Ein kleines Städtchen auf dem schmalen Ufer der Lahn längs am Fluße hinabgebaut. Eine einzige Gasse Häuser zwischen den ungeheuren Felsen, die mit dem Fluße in gerader Linie fortgehen, und zwischen den Fluße. Die Gegend umher ist schauerlich, so wild, so an-

genehm finster, daß hier der Gram zu einer Wollust wird. Auf die Allee komme ich selten. Ich stelle mich an den Fluß hinab, verliere mich zwischen Felsen und Gebüsch in ein langen Thal, indem ein kleiner Bach fortrauscht. An diesem gehe ich hinauf, bis zu einer Silberschmelze. Hier sitze ich auf einem Hügel im Gebüsch verborgen, mit meiner Luzie. Hier lese ich deine Briefe. Hier träume ich mich nach Chatillon, oder ich holle dich auf den Flügeln meiner Liebe zu mir. Dann verschließe ich das Thal mit ungeheuren Felsen, zaubere eine Hütte an dem Rücken des Bergs, einen Garten, Lauben. Ach, ich springe oft mitten in diesen Träumen auf, fasse meiner Luzie Hand, und tanze fröhlich umher; und mein süsser Traum verfliegt erst, wenn mir nahe vor Embs Menschen aus meinem Stande begegnen.

O Blamont! ich überlege so oft unser Schicksal. Wenn wir zurückkehrten, was würde aus dir werden? Mein Vater? ach ich fürchte, er denkt jetzt über dich ganz anders, als sonst. Blamont, ich bitte dich, ich beschwöre dich, verlaß das unglückliche Land. Komm hieher, hieher Blamont; dieses Land baute die Vorsehung für schutzlose, unglückliche Liebe. Hier in diesem Felsenwalde, wo ein

reißender Strom sich allein eine Bahn brechen konnte, kann allein auch die Liebe wohnen. Komm, komm hieher, Blamont. Ein Thal soll unser Reich werden, die heiligste, die stillste Liebe soll uns beherrschen, und fröhlich, unschuldig wollen wir ihren sanften Gesetzen folgen. Blamont! folge mir, folge mir. Du trift mich auf dem Wege von Embs nach der Silberhütte gewiß, jeden Abend, wenn das Wetter nur erträglich ist. Ach, wenn ich an unser Geschick denke, ich möchte mit einer Bärin die Höhle theilen, um dich verbergen zu können, gegen alles, alles, das dir droht. Blamont, schreib, schreib bald. Ich habe schon lang nicht eine Zeile von dir.„

Blamont an Caroline.

„So gewiß, meine Caroline, so gewiß du mich liebst, so gewiß würde ich mich, jetzt ohne zu überlegen, und nach einem Jahre Uiberlegung, für dich mit Freuden in einen Flammenstrudel stürzen. Ich habe meine Phantasie gemartert, Caroline, um eine Probe aufzufinden, die ich nicht für dich bestände; ein Unglück, vor dem ich zurückfahren würde, wenn dich es retten könnte. Ich bin von jetzt an so gewiß dein, als du selbst dein bist. So we-

nig du dich selbst je verlassen kannst, so wenig kann dich je Blamont verlassen. Gefühlt habe ich das lange, Caroline, denn wer könnte dich lieben, und von dir geliebt seyn, ohne das zu fühlen? aber was den Unterschied macht? Jetzt, weiß ich es, was ich nur sonst fühlte. Was nur sonst in den Augenblicken, da ich in deinen Armen lag, da meine Brust an deiner pochte, oder wenn ich deine Briefe las, oder mich deiner und unsers Glücks erinnerte; was ich dann nur als Wahrheit fühlte, das weiß ich, das seh ich, das fühl ich jetzt in jedem Augenblick meines Daseyns, in den kältesten Augenblicken der unbedeutendsten Geschäfte so gut als in der Leidenschaft. Und das Seltsame dabey: meine Liebe hat an Stärke verloren. An Stärke, sag ich; ich denke nicht mehr mit der strebenden Unruhe an dich; ich zittere nicht mehr für dein Herz; ich erschrecke nicht mehr vor Zufällen. Meine Liebe ist ein ruhiger Selbstgenuß geworden. Ich bin jetzt deiner Liebe, deiner Treue, deiner ewigen Treue gegen mich so sicher, als ob ich deine Seele in meiner Brust trüge. Ich denke an dich mit der ruhigsten Empfindung. Ich bin dein Caroline!

Laß mich über das, was ich thun wollte, hinwegeilen. Wer könnte deinen Verlust über-

leben? Der Himmel stellte uns beide vielleicht darum so gefährlich, dich mit deinem Herzen an den Rand der Untreue, mich an den Rand der Verzweiflung und des Grabes, um unsere Liebe gegen alle Verfolgungen in diesem Feuermeer der Angst zu härten, um unser Vertrauen auf uns selbst, um unsere Dankbarkeit, um jede schöne, edle, feine und feine Empfindung gegen einander so zu verstärken, daß wir beide mitten in den Flammen eines Scheiterhaufens einer an des andern Brust noch glücklich seyn könnten. Nein, Caroline, die Welt hat aufgehört, für mich etwas anders zu seyn, als der Raum, worin ich athme. Du bist meine Welt geworden. Meine Empfindungen, meine Gedanken gehen alle, alle von dir aus, und kehren alle zu dir zurück; und wenn ich jetzt an den Altar träte, und ich sähe dich an der Hand eines Mannes da stehen, den Brautkranz auf deinen Locken, der Priester spräche den Ehesegen über euch: ich würde lächeln, ich würde es einen Traum heißen, und selbst, wenn es Wirklichkeit wäre; ich glaube, ich würde dennoch glücklich in deiner Liebe bleiben, die mir keine Ehe, kein Brautkranz, keine Hände geben, die mir nichts rauben kann.

Nein Caroline, die Liebe, die wahre Liebe, unsere Liebe ist allein im Stande, die Träu-

mereyen der Philosophen wirklich zu machen. Der Raum, der uns trennt, ist verschwunden. Wir berühren uns in unserer Liebe, wir sahen uns, ich höre dich, ich fühle dich; du bist mein, in dem Augenblick, da deines Vaters Arme dich halten. Ich lese deine Briefe, Caroline, und du bist wahrhaftig mein; und säße ich an deinem Grabe, und hätten meine Thränen das letzte Wort in deinen Briefen verlöscht, und hätte der Wind das letzte Stäubchen deiner Asche zerstreut; so habe ich dich dennoch, so lange mein Herz vermögend ist, eine Empfindung zu schaffen. Ich würde weinen; allein meine Thränen müßten den Neid der Welt rege machen, wenn sie dieselbe kennte. Mein Caroline, du bist mein!

Da liegt der Atlas vor mir aufgeschlagen. Ich folge dir auf allen deinen Wegen. Ich gehe dir nach in deine verschlossenen Thäler. Ich sitze mit dir auf dem Hügel an der Silberschmelze. Ich reise auf der Karte den Weg von Koblenz nach Embs tausendmal. Ich bestimme die Stelle, wo du die Frau mit ihren Kindern fandest; ich sehe deine Thränen fließen, ich küsse sie von deinen Wangen. Wahrlich Caroline, ich bedarf deines Bildes nicht mehr. Es hängt auf meiner Brust ruhig, unbetrachtet; das Bild in meinem Herzen ist lebendig, je-

nes ist todt. Was bedarf die Liebe? Nur sich selbst.

Und ist es dir nicht auch so, Caroline? Bin ich nicht bey dir? leb ich nicht mit dir? Sieh, dein Vater könnte uns trennen, aber nicht unglücklich machen. Der Tod ist eine eben so sichere Zuflucht für den Glücklichen, wie für den Unglücklichen. Und das, das eben ist mein Glück Caroline, daß ich der Ewigkeit mit eben dem sichern Muth entgegen sehe, wie dem Leben; daß ich dich überall sehe, überall finde, wohin ich blicke, wohin meine kühnste Phantasie den Flug richtet. Meine Caroline, was hat deinem Vater der Sturm geholfen, den er über unsere Liebe führte? Fester schlangen wir uns in einander, wie zwey Stämme nahe endlich in einander verwachsen, von einem Safte genährt, zu einem Baume werden, mit einander blühen, Früchte tragen, und auch mit einander sterben.

Ach Caroline, wenn ich bedenke, daß es nur auf mich ankömmt, nur auf die Zeit von zwey Tagen, um bei dir zu seyn, um dich in meine verlangende Arme zu schließen, um an deinen Lippen zu sterben, ach Caroline, wenn ich bedenke, ich trette nun hinter den Hügel hervor, auf den du sitzest, du hörst meine Stimme, springst auf, ich stürze zu deinen

Füßen, du in meine Arme; mit Gewalt muß ich dann meine Phantasie fesseln, das Verlangen meines Herzens wird oft meiner Vernunft zu stark, ich springe auf, um zu dir zu eilen, und dann kehre ich doch zurück, und bringe dir das schwerste Opfer, das je ein Mann gebracht hat.

Nein Caroline, überlege du selbst. Denke nach, die beyden Liebenden fliehen, sie verbergen sich in das Labyrinth von Thälern, sie suchen das heimlichste Thal, den verschlossensten Schlund auf, sie beschränken sich bis auf die einfachsten Bedürfnisse des Lebens, auf eine armselige Hütte, auf ein Lager von Stroh, auf eine Schüssel mit Milch, oder Früchten. Aber, wo die Hütte steht, wohnen Menschen; wo die Kuh weidet, die uns mit ihrer Milch erhält, sind Wege. Caroline ist entflohen. Die ganze Gegend ist voll von Franzosen. Verkleide dich Caroline, in eine grobe Bäuerin; deine Schönheit, und wenn auch die nicht, deine Sprache wird dich verrathen. Man wird dich aus meinen Armen reißen, und mich? — Hast du das gesehen Caroline?

Nein, Caroline, nein! Noch vor Monaten hätte ich mit wilder verzweiflungsvoller Gewalt das fürchterliche Spiel mit der Zukunft gespielt. Ich würde mich mit dir in einen

Feuerstrudel gestürzt haben; denn, Caroline, ich zweifelte an deiner Treue, an deiner standhaften Liebe. Ich hätte mich mit einer freudigen Verzweiflung in deine Arme gestürzt: ich wagte mein Leben, mein ganzes Glück an diesen wollustvollen Augenblick. Ich zweifelte, ob er je wieder erscheinen würde. Aber jetzt? du bist mein, Caroline, bis an deinen, bis an meinen Tod mein! Warum soll ich mein ganzes Glück, das ganze Glück eines ruhigen Lebens in dem schönen Kreise deiner Umarmung, an einen ungewissen Zufall setzen? Nein, Caroline. Laß den Sturm, der jetzt unser Vaterland zerfleischt, vorüber gehen: Nein, ich kann die Hoffnung, dich noch glücklich zu sehen, nicht aufgeben.

Caroline an Blamont.

„War ich vergnügt, wie ich deinen Brief las, oder war ich traurig? ich weiß es nicht, Blamont. Ich weiß nicht, wie es kam, mir traten die Thränen bey deinen Hoffnungen in die Augen; und Hoffnungen sollte man nicht mit nassen Augen empfangen. Die Versicherungen deiner Liebe, bester Blamont, haben meinen armen Herzen wohl gethan; aber andere Hoffnungen, als deine Liebe, Hoffnun-

gen auf die Zukunft wollen nicht recht mehr für mein Herz passen. Es ist, als ob eine weissagende Kraft in meiner Seele alle Hoffnungen von meinen Herzen zurückstöße. Auf was soll ich hoffen? sag, auf was soll ich Arme hoffen? Wenn ich deinen Brief lese, und ich muß ihn fast immer in den Händen haben, wenn ich nicht unruhig werden soll: so scheint es mir so wahr, was du sagst, daß es nicht geht, daß es unmöglich ist, uns hier zu verbergen. Und sah ich wieder hier die hohen Felsen an, an denen die Häuser angelehnt sind, und die hoch über alle Gebäude wegragen, und denke mir mitten auf diesen steilen Felsen eine Höhle, wo wir leben könnten; ach, ich halte es nicht für unmöglich, jede Nacht den Fels herabzuklettern, Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen, und ehe der Morgen anbräche, zurückzuschlüpfen in unsern glücklichen Winkel. Ich weiß nicht, Blamont, wie es kommt, aber allemal fällt mir eine Geschichte ein, die du mir einmal vorlasest, wo eine Geliebte mit ihrem Geliebten, ich glaube, mehr als acht Jahre, unter der Erde, in einem dunklen Felsengewölbe zubrachte. Ich glaube, sie hieß Epomine. Die Geschichte fällt mir dann ein. Vergieb mir, Blamont, wenn ich Unrecht thue; ich mag vielleicht krank seyn. Sieh,

dann schlag ich die Hände geduldig zusammen, und jammere darüber, daß es uns nicht möglich ist. Ich denke dann immer, mir sollte es wohl möglich seyn, mein ganzes Leben mit dir unter der Erde zuzubringen, wenn du einwilligen wolltest, ich frage, dann, warum es nicht geht, mir fällt dann wohl ein, daß du nicht willst, weil ich noch glücklicher werden soll: aber, aber das Glück, ach das Glück, ach das liebe Glück, Blamont, man sollte ja das kleinste Glück annehmen, das einem sich darbietet: man kann ja doch nicht wissen, ob der Augenblick je wieder kommt.

Pressy's Braut ist auch hier. Sie soll baden. Ach, sagte sie oft zu mir: geben Sie acht, man begräbt mich hier. Dann erzählt sie mir, daß sie längst hätte Pressy's Frau seyn können, und setzt mit einem Seufzer hinzu: aber ich wollte noch glücklicher seyn, ich wollte an einem Tage mit meiner Schwester heurathen. Wir verschoben beyde den Tag unsers Glücks, und nun ist er verschwunden. Das arme, bleiche, kranke Mädchen ist mein einziger Umgang. Sie verschob den Tag ihres Glücks; und muß nun darüber sterben! Sieh, Blamont, das mag denn auch wohl seyn, was mich so bange macht. Wenn ich deinen Brief lese, da werde ich wieder ganz heiter:

nur dauert es nicht lange. Ich fürchte immer, Blamont, keines deiner schönen Bilder möchte erfüllt werden.

Ach, Blamont, aber ich bin gar traurig. Ich liebe nur dich, und du bist entfernt. Blamont du weißt nicht alles. Ich wollte nicht gern klagen, um dein Glück nicht zu stören. Mein Vater wird mit jedem Tag kälter gegen mich. Meine Mutter nimmt mich allein in ihren Schutz, und sie muß dafür den Zorn, den Unwillen meines Vaters tragen, der mir gehört. Mein Bruder ist wieder in Koblenz. Ach, ich bin jetzt sehr verlassen; Luzie ist der einzige Mensch, der sich meiner annimmt, und was kann sie anders, als mit mir weinen? Ich werde von Tag zu Tag furchtsamer. Deine Versicherungen haben mich nicht muthiger gemacht; denn unser Vaterland — Ach, Blamont, meines ist in deinen Armen. Leb wohl und glücklich „Blamont neben Caroline!" ach wenn der erste Augenblick, da du mich wieder siehst, auch mein letzter wäre; wenn das seyn sollte, so sey es nun bald. Deine Caroline, mein Blamont, ist ein sterbliches Wesen, dein Busen, oder ihr Grab ist ihr Zufluchtsort.

Blamont erhielt diesen Brief Carolinens. Er las ihn, und der Gram, der ihn geschrieben hatte, steckte ihn an. Er drückte ihn an

seine beklemmte Brust, las ihn wieder. Carolinens sanfte Vorwürfe giengen ihm durchs Herz. Die beyden letzten Verse drückten sich mit Feuerflammen in seine Seele, er sah nur seine Caroline, todtenbleich, abgezehrt, dem Grabe zusinken, er zitterte vor Furcht sie wieder zu sehen. Alle die Empfindungen stürmten zugleich in seine Seele. Er steckte Geld ein, und nahm mit ein paar Worten von seinem Vater Abschied auf einige Tage oder Wochen. Er gieng Nebenwege durch Gehölz und Feld, und kam glücklich und unentdeckt über die Gränze. Kein Gedanken an sein Vaterland, keine Uiberlegung hielt ihn auf. Er flog den Weg nach Trier. Dort blieb er nur so lange, um wieder einige Kräfte zu bekommen, und dann gieng er den Weg nach Koblenz. Im Martinsthal fand er die Stelle, wo Caroline gesessen hatte. Hier saß er auch einige Zeit. Er war hier gleichsam wieder mit Carolinen vereinigt. Hier las er ihre Briefe noch einmal. Er kam nach Koblenz. Am Rhein stand er vor dem Hause still, wo Caroline gewohnt hatte. Noch jetzt befanden sich die Blumentöpfe, das ehemalige Zeichen ihrer Gegengenwart, vor dem Fenster. Er setzte sich gegen über auf die Mauer, die den Rhein einfaßt, und betrachtete das Fenster. Lebendig war ihm

nun die Nacht, da er Carolinen abholen sollte. Sie kam herab, flog in seine Arme, er führte sie in seinen Armen fort. Jetzt verwünschte er seine damaligen Bedenklichkeiten, die seine Caroline krank gemacht hatten. Der Vers ton sein ou mon tombeau, voilá mon seul asylé, fiel mit Gewalt auf sein Herz. Langsam hob er seine Hände zu Carolinens Fenster auf, als ob er sie da stehen sähe. Nein, nein, rief er laut: du, du bist allein meine einzige Hoffnung! bey den letzten Worten war er rasch aufgesprungen. Er wandte seine Blicke, und seine ausgestreckten Arme über den Rhein nach Carolinen zu.

In dem Augenblick aber stürzte ein junges Frauenzimmer aus dem Hause, und ergriff Blamonts Hand mit Heftigkeit. Unglücklicher! rief sie Französisch, was wollen Sie machen? Es war die Tochter von Liancourts Wirth. Sie stand am Fenster, sie sah den hübschen jungen Menschen vor ihrem Hause still stehen, es mit wilden Blicken betrachten, und mit Bewegungen, die sie aufmerksam machten. Sie sah den jungen Menschen sich auf den Rand der Mauer setzen, sah ihn Thränen vergießen, in sich versinken, mit den Zeichen des tiefesten Kummers; dann sah sie ihn rasch aufspringen, die Hände den Rhein entgegen breiten, und

hörte ihn rufen, du, du bist meine einzige Hoffnung! Natürlich dachte das Mädchen, es sey auf einen Sprung in den Rhein abgesehen. Sie floh zu Hilfe, und zog mit aller Kraft, die sie hatte, Blamont vom Ufer weg, und in das Haus.

Blamont wußte nicht, wie ihm geschah, er sah das Mädchen an, das ihn fortschlepte, Caroline war es nicht, das setzte ihn in Erstaunen. Auf der Hausflur sagte das Mädchen noch einmal, um Gotteswillen, unglücklicher Mann, besinnen Sie sich Blamont! Blamont, schrie Liancourt in diesem Augenblicke, und stürzte in Blamonts Arm. Blamont konnte sich kaum besinnen. Das Mädchen sagte den jungen Liancourt, sie kennen ihn? er wollte sich eben ermorden! Ermorden? rief Liancourt: Blamont, du wolltest dich ermorden? Unglücklicher, hast du Carolinen vergessen? Blamont sah seinen Freund, sah das Mädchen mit Erstaunen an, und fragte langsam: Ermorden? ich weiß von nichts! Das Mädchen erzählte, was sie gesehen und gehört hatte, und setzte hinzu: nun sagen Sie selbst Herr Liancourt.

Ha, Mamsel, antwortete Liancourt lächelnd, glauben Sie mir, nicht ein Sprung in den Rhein, nein! sondern über den Rhein ist seine einzige Hoffnung. Das Mädchen ver-

beugte sich und sagte: das ist ganz unmöglich! — Freylich, antworte Liancourt, gebe der Himmel, daß ich ihn davon überrede, dann nahm er Blamont mit sich auf sein Zimmer. Er fragte ihn über die Absicht seiner Reise. Blamont sah ihn starr und bedenklich an. Er schwieg und schüttelte den Kopf. Liancourt stand auf, schlang seinen Arm um ihn, und sagte zärtlich: so Blamont, so mit dir fürcht ich den Bettelstab nicht, und Blamont hat Mißtrauen gegen Liancourt? — Blamont sah ihn ernst an, und reichte ihn Carolinens letzten Brief. Liancourt las ihn, las ihn zweymal und sagte: nicht wahr, Blamont, dein Busen soll ihr Zufluchtsort seyn? Blamont seufzte. Seufze nicht, Blamont, sagte Liancourt, mit seiner alten Herzlichkeit, die der Anblick seines Jugendfreundes wieder mit aller Heftigkeit erweckt hatte. Das soll er. Du sollst Carolinen sehen! Ich will sie in deine Arme führen.

Eine Stunde darauf saßen sie schon im Wagen auf dem Wege nach Embs. Vor diesem Orte mußte Blamont aussteigen. Liancourt bezeichnete ihm im Gebüsch eine Stelle, wo er auf ihn warten sollte, und nun fuhr er nach Embs hinab. Da saß Blamont nahe bey Carolinen. Diese Vorstellung setzte sein

ganzes Wesen in Aufruhr. Die Minuten giengen unerträglich langsam vorüber. Liancourt bat seine Schwester um einen Spaziergang. Er führte sie durch Embs den Berg hinan. Stumm gieng sie neben ihn her. Er fieng mehrere Gespräche an, sie antwortete halb. Was sie sagte, zeigte dem Bruder den stillen Gram, der an ihren Herzen nagte, es waren traurig bedeutende Bemerkungen über das Absterben der Natur, über die Herbstfarbe der fallenden Blätter. Liancourt zitterte vor der heftigen Freude, die sie ergreifen sollte, und er fieng an sie auf Blamonts Gegenwart vorzubereiten. Anfangs gab Caroline nicht Acht darauf, wie sie es aber merkte, so flog eine Röthe auf ihr Gesicht; ihre Augen funkelten, ihr Arm zitterte, ihr Fuß eilte den steilen Berg ungestüm heran. Blamont, sagte Liancourt; Blamont kann vielleicht schon in wenigen Tagen hier seyn, vielleicht noch früher. Wo, wo ist er? schrie Caroline, und faßte ihren Bruder gewaltig an: wo ist er? — Liebste Caroline — wo ist er, Liancourt? rief Caroline mit hochklopfendem Busen: wo ist er? Blamont! Blamont!

Blamont hörte die Stimme: er stürzte aus dem Gebüsch hervor, er eilte die Höhe hinab. Caroline sah ihn, breitete die Arme

aus, sie wollte fort, und blieb voll Ohnmacht an ihrem Bruder gelehnt, stehen. Auch Blamonts Schritte stockten. Das ist sie, sagte er leise vor sich. Thränen rollten aus seinen Augen, und seine Schritte wurden langsamer. Blamont! rief jetzt Caroline, in einem seelenvollen, seelenzerschmetterndem Ton. Entgegen flogen sich beyde, als ob dieß Wort sie entzaubert hätte. Caroline, Blamont, riefen sie zugleich, und da standen sie in Bewegungsloser Umarmung. Liancourt sah gar keine Bewegung an ihnen, als allein die beyden Ströme von Thränen, die aus ihren Augen rollten, und sich auf ihren Wangen mischten. Nach und nach kommen dann Seufzer aus den Lippen hervor, dann halbe Worte. Endlich ließ die Freude nach, das Entzücken war weniger stürmisch. Blamont sank an einen Baum, Caroline auf seinen Schooß. Sieh, sieh, rief Caroline, und zeigte auf die Gegend umher, du bist nun da! ach Blamont! da bist du! und Caroline ist nun gerettet! Blamont, ich hatte Recht. Ach, ich will dir die Thäler zeigen, wohin keine menschliche Macht reicht, als allein unsere Liebe. Wie glücklich wollen wir seyn. Verborgen vor der Welt, glücklich! Blamont, nun wieder getrennt.

Blamonts Augen folgten mit schnellen Bli-

cken dem Finger Carolinens, der ihm eine Landkarte seiner Glückseligkeit zeichnete. Leise, mit fröhlichen Zittern sprach er ihre Worte, die sie heftig sagte, alle nach. Gerettet, Thäler, unsre Liebe allein, ja, glücklich verborgen, glücklich, bey jedem Worte drückte er sie heftig an sich. Ja, Caroline, rief er nun auf einmal, sprang auf, und hob Carolinen in die Höhe, legte den Zeigfinger der Hand auf ihre Brust, sah sie mit dunkelglühenden Blicken an, und sprach eilig, so eilig, als ob der Tod ihm die Worte zu nehmen drohte: Ja, Caroline! recht, wir wollen uns retten, wo ist der Ort? Komm, fort, er schlang seinen Arm um ihren Leib. Beyder Stellung war, als ob sie eben einen Wettlauf anstellen wollten.

Sie sind rasend, rief Liancourt, der alles angehört hatte, auf einmal rasend sind Sie, und trat ihnen in den Weg. Er faßte Blamont bey beyden Schultern, schüttelte ihn, und fragte dann: habt ihr beyde dann noch so viel Zeit, um mich vorher anzuhören, ehe ihr anfängt zu laufen? Sie sahen ihn starr an; Wohin wollt ihr laufen? Da in irgend einem Thale, wie ich verstehe, wo keine Menschen wohnen, wohin niemand euch nachkommen kann. Ich ließe das gelten Kinder, im Som-

mer, wo es hübsche, warme Nächte giebt, zum Spaß einmal, aber bedenkt doch, daß es Oktober ist, wo ihr zum Henker in einer Nacht erfriert. Wirds November, so liegen die Thäler voll Schnee, und wenn ihr den überlebtet, so müßtet ihr doch im Februar, wenn der Schnee schmelzt, ersaufen. Blamont, heißt das Vernunft? Zeig mir doch deine Börse, wenn die so gut versehen ist, wie ein Hirnschädel, so erbarm sich Gott Euer. Seyd ihr denn rasend? Wollt ihr euch diese Nacht aufs nasse Gras legen? gut, aber was soll denn Caroline morgen anziehen, oder meynst du, ihr Vater soll ihr Morgen ein anderes Kleid bringen?

Da standen die beyden verdutzt. Man fieng an zu überlegen, und Trotz der Allmacht der Liebe, auf welche Blamont und Caroline sich beriefen, gelang es doch Liancourt ihnen nach und nach deutlich zu machen, daß es heute Abends nicht möglich, wegzulaufen, so wenig, als hier in dieser Gegend sich zu verbergen. Caroline weinte; denn Blamont überlegte; sie schmolte mit ihrem Bruder, sie schmolte mit Blamont, allein vergebens! Blamont erhielt Befehl, sich diese Nacht in der Silberschmelze so gut einzuquartiren, als er könnte, und morgen Nachmittag Carolinen

und Liancourt auf den Hügel zu erwarten, wo man den einfältigen Handel, so nannte ihn Liancourt trotz Carolinens Thränen, mit dem Weglaufen in nähere Uiberlegung ziehen wollte. Man nahm Abschied, denn Caroline zitterte vor Frost wie ein Papelblatt, sie hatte nur auf einen Spaziergang im Sonnenschein gerechnet, und ihren Mantel vergessen. Jetzt war es Abend; auf dem Heimwege machte sie ihrem Bruder noch tausend Plane, wie sie weglaufen könnte, ohne entdeckt zu werden. Ja, ja, rief ihr Bruder bey jeden: das geht vielleicht, und sogleich zerstörte ihn ein Einwurf. Caroline aber faßte auf einmal ihren Bruder an, drehte ihn zu sich, sah ihn ruhig und lächelnd an, und sagte: wenn denn nichts geht, Liancourt, so flieh ich mit Blamont ins Grab. Ihr Bruder erschrack vor dem Gesicht und den Ton, mit dem sie das sagte. Nun runzelte er die Stirn, und schimpfte in sich auf die verzweifelte Liebe, die trotz Fleisch und Blut immer an das Grab appellirt. Er führte das fröhliche Mädchen nach Haus, überlieferte sie ihrem Bette, und einer Nacht ohne Schlummer voll fröhlicher Unruh.

Liancourt brachte seine Nacht sehr unruhig hin, Carolinens letzte Worte waren ihm aufgefallen. Aber noch unruhiger wurde er,

da er am andern Morgen bey Blamont auf der Silberhütte war, wo er wirklich ein Stübchen gefunden hatte. Er gieng mit ihm im Thale auf und nieder. Ein Glück war es, sagte er: daß der Zufall mich zu dir führte; denn ich glaube, Blamont, ohne mich wärst du mit Carolinen wirklich davon gelaufen.

O! wahrhaftig, das wäre ich! das wäre ich!

Und nun sag, ums Himmelswillen! wohin? wohin? Blamont!

Wohin uns Zufall und Liebe gebracht hätten, und wer weiß —

Wer weiß? im Oktober? ohne Obdach? ohne Kleidung? Wahrhaftig morgen hättest du müssen ganz demüthig dem Vater die entführte Tochter wieder hinbringen.

Was? ich? Nimmermehr! Ein Dorf oder eine Hütte hätte uns aufgenommen.

Und uns auch ebenfalls wieder ausgeliefert.

So führt ja ein Weg nach Frankreich —

Und deine Geliebte unter die Guillotine. Mein Gott, Blamont, es giebt jetzt noch keinen Ort, der euch rettet!

Blamont lächelte, und legte die Hand auf Liancourts Schulter. Doch es giebt einen Weg, der uns rettet.

Und der wäre?

Ich umfaße Carolinen, sie umfaßt mich, und so sinken wir beyde in den Rhein; der hat noch nie seine Hilfe abgeschlagen. Schon wieder an dieser verzweifelten Stelle. Liancourt schüttelte den Kopf. Er ließ sich alle Briefe Carolinens zeigen. Er schüttelte lesend den Kopf. Jetzt sah er wohl, daß sein Vater Unrecht hatte, der ihn einmal bey einer Vorstellung, die er für Carolinen wagte, antwortete: Die Liebe ist so gut sterblich, wie alles auf der Erde. Ein Gebäude fällt vom Stehen, die Liebe durch die Zeit. Er schien die Sache anders angreifen zu müssen. Er versprach Blamont heute Nachmittag Carolinen zu bringen, und er hielt Wort. Allein sein Plan war ebenfalls gemacht.

Er setzte sich mit den beyden Liebenden auf einen Baumstamm. Dann suchte er ihre ohnehin natürliche Fröhlichkeit zur guten Laune zu machen, und es gelang ihm. Auf einmal ergriff er Carolinens und Blamonts Hand, legte sie in einander, und sagte halbscherzend: Wenn eure Liebe der Einwilligung eines Menschen bedarf, so habt ihr die Meinige. Ich sehe, eure Liebe ist unüberwindlich. Es wäre schändlich, wenn ihr gezwungen seyn solltet, die ganze Glückseligkeit eures Lebens den hart-

näckigen Vorurtheilen eines Mannes aufzuopfern. Nimm mein Bruder Blamont, nimm meine Schwester. Ihr Bruder giebt sie dir, und von Herzen. Caroline sank mit einem Freudengeschrey an ihres Blamonts Busen, und mit dem einen Arm hielt sie ihren Bruder umschlungen. Aber nun fieng Liancourt aufs neue an: Was wollt Ihr, meine Lieben? Glücklich seyn! Gut, so laßt euch rathen. Er hatte ihre Herzen jetzt seinem Rathe vollkommen geöffnet. Nun zeigte er ihnen die Thorheit ihrer Plane, die selbst Caroline jetzt einsah, da sie an ihre Stelle eine neue Hoffnung, ein wirkliches Glück zu stellen hatte. Sieh, Caroline, was fehlt dir dann? Blamont bleibt hier, so lange wir in dieser Gegend sind. Du siehst ihn alle Tage, was willst du mehr? Kehren wir nach Frankreich zurück, oder auch nicht; eine Veränderung muß doch vorgehen, und jede kann euch nur neue Hoffnungen bringen. Entrüste deinen Vater nicht, Caroline; die Zeit giebt die sicheren Erwartungen als eine unbesonnene Flucht, die euch beyde unglücklich machen kann.

Caroline und Blamont versprachen feyerlich, keine Unbesonnenheit zu begehen, geduldig zu warten; dagegen aber versprach Liancourt sich ihrer, wenn es die Noth forderte,

sogar öffentlich anzunehmen. Man versiegelte den Bund mit zärtlichen Umarmungen, und nun ließ Liancourt die beyden Liebenden allein. Da giengen sie wieder unter dem herabsinkenden Laube der Eichen und Buchen eines deutschen Waldes, und waren glücklich; die Stunden verflossen wie Minuten, und Liancourt rief immer Carolinen noch zu früh. Die frischen Jugendrosen lagerten sich wieder auf Carolinens runden Wangen, ein heiterer Muthwillen nahm wieder seinen Sitz in ihren Blicken. Ihre Mutter vergoß Freudenthränen; der Arzt schob die Veränderung auf die Motion. Geh, geh mein Kind! sagte die Mutter, und Caroline gieng alle Tage, und kam alle Tage heiterer und fröhlicher zurück. War es übel Wetter, so sprach sie Blamont nahe vor dem Flecken unter einer dichten Eiche, auch einige Augenblicke. Ihr Auge lernte die ersten Thränen wieder, da ihr Vater den Aufenthalt in Embs zu kalt fand, und von der Reise nach Mainz redete.

Diese Reise ward beschlossen. Caroline sah Blamont zum letztenmale. Ein Abschied wie alle. Blamont, der dem Verhängniß doch nicht recht traute, gab Carolinen den Rath, so viel deutsch zu lernen, als sie könnte, Caroline reißte ab nach Mainz, und Blamont

kehrte traurig nach Frankreich zurück. Er erzählte von Paris, das er nie gesehen hatte, und niemand ahnete den Ort, wo er gewesen war.

So hatte beyder Liebe wieder neue Hoffnungen bekommen, und also auch neues Leben. Der Vater hielt Carolinen zum zweitenmale für geheilt von der ihm verhaßten Liebe. Mit einer größeren Heiterkeit besuchte sie in Mainz die Gesellschaften. Sie hoffte einen entscheidenden Schlag entweder von der Seite ihres Vaterlandes, oder von Seite der Ausgewanderten, weil ihr Bruder auf diesen Zeitpunkt ihre Hoffnungen angewiesen hatte. Die Gesellschaften in Mainz erheiterten sie, weil hier überall von der nahen Entscheidung des grossen Streits geredet wurde. Wenn jemand sie da sitzen sah, mit der angespanntesten Aufmerksamkeit in Gesicht und Stellung zuhören, sie lächeln sah, wenn von dem nahen Einmarsche in Frankreich die Rede war, man hätte es dem freundlichen Gesichtchen nicht zutrauen sollen, daß sie so vielen Kummer in ihren Herzen verschlösse. Sie konnte selbst den Waffenübungen mit einer großen Heiterkeit zusehen; sie dienten ihr zum Beweise, daß die Entscheidung ihres Schicksals herannahete. Die Augen fiengen ihr an naß zu werden, wenn man etwan einmal von Verzögerungen

redete. Sie hätte es gerne gesehen, daß man jetzt gleich nach Frankreichs Gränzen aufgebrochen wäre. Sie brechen auf, dachte sie, mein Vater läßt mich so lange hier in Sicherheit. Dann kommt Blamont, wir entfliehen, und wir sind glücklich. Und in diesem Falle, meynte sie, hätte ihr Blamont auch den Rath gegeben, deutsch zu lernen. Diese Hoffnungen erhielten sie heitrer, heiterer als sie selbst vermuthete, da nun durch die Aufmerksamkeit an den Gränzen ihr Briefwechsel mit Blamont erschwert wurde, der unter dem Schutze ihres Bruders noch immer seinen Weg gieng.

Caroline an Blamont.

Ich weiß es schon, Blamont, daß mein erster Brief nicht angekommen ist. Ich kann nicht mehr oft, aber desto mehr schreiben. Der Post ist nicht mehr zu trauen. Ich muß warten, bis mein Vater Briefe absendet, und da kostet es eben so viel Kunst, meine Briefe in ein Couvert von Liancourt hineinzuschaffen. Liancourt hat mir jetzt auf den Fall ein Duzend Couverts von seiner Hand geschickt. Ich hätte viele Ursachen, traurig zu seyn, lieber Blamont; aber der Himmel mag das Warum wissen, ich bins nicht. Mein Bruder ist So-

hat. Sein Anblick in der Uniform hat uns viele Thränen gekostet. Meine Mutter, die seit einiger Zeit weichherziger ist, als sonst, die vielleicht auch schwächer seyn mag, als sie sagt, schrie laut auf, wie er in der Uniform in das Zimmer trat, ob sie gleich voraus wußte, daß er so gekleidet kommen würde. Sie bedeckte ihre Augen mit ihrem Taschentuche. Man sah an der heftigen Bewegung ihrer Brust, wie stark ihre Seele bewegt war. Mein Vater sah das an, ohne ein Wort zu sagen. Endlich stand meine Mutter auf. Sie sah ihren Sohn nicht an. Sie gieng zu ihrem Mann, ergriff seine Hand, und sagt mit einer gebrochenen Stimme. Gott gebe, daß alles gut geht! O es wäre wahrlich zu viel. Mein Vater schien doch ein wenig erschüttert. Es war sein Wille, daß Liancourt Soldat werde. Dann wandte sie sich auf einmal zu Liancourt, faßte ihn an ihre Brust, benetzte die Uniform mit Thränen, und sagte dann zu meinem Vater. Es war doch auch mein Sohn! Jetzt faßte sie auch meine Hand, führte mich und Liancourt vor meinen Vater hin, und sagte mit einem unendlich rührendem Tone: Du hast es gewollt; aber es waren doch beyde meine Kinder! Was sollte das, Blamont? warum auch ich? so frag ich mich

seitdem. Sie schloß uns beyde in ihre Arme, und weinte laut herzlich. Mein Bruder trocknete ihre Thränen von der Uniform. Sie sah das lächelnd an. Ach! sagte sie schmerzlich: Gott gebe, daß nicht einmal Blut das Kleid benetzt, dein armer Vater würde sehr leiden. Sie stand in der Mitte von uns dreyen. Sie hob ihre Augen andächtig mit ihren Händen in die Höhe. O, sagte sie: ich glaubte deinen Willen, heiliger Gott, besser zu kennen, als mein Mann; gieb, daß er ihn nicht ganz verkannt hat! Und hat er ihn verkannt, sollten sie — sie sah mich und meinen Bruder mit Thränen an, ohne zu vollenden; dann hob sie auf einmal Stimme und Augen und Hände, und rief: so gib uns Geduld, und allen eine sanfte Reue. Sie drehte sich schnell um, und verließ den Augenblick das Zimmer. Meines Vaters Blick hieng ohne Bewegung an der Erde. Mein Bruder sah mich gerührt an, mir liefen die Thränen von den Wangen. Ich weiß nicht, wie mir war, ich knieete vor meinem Vater, ich weiß selbst nicht warum; mein Bruder knieete neben mir. Mein Vater zitterte. Um Gottes Willen! rief er: Was macht ihr? Kinder, ihr bringt mich um. Er verließ das Zimmer, ich und mein Bruder lagen da allein auf den Knieen neben einander. Wir

umarmten uns. Wir wußten nicht, wie uns geschehen war.

Seitdem ist meine Mutter stiller geworden als gewöhnlich, allein mein Vater auch wieder viel gefälliger gegen uns alle, wie gewöhnlich, sogar auch gegen mich. Er nannte mich seit Koblenz nie sein Kind, seine Tochter, sondern immer Caroline, oder Ramsel Liancourt. Meine Mutter nannte mich dann gerade: mein liebstes Kind Jetzt heiße ich auch so von meinem Vater. Glaub du mir, Blamont, meine Mutter ist eine heimliche Freundin unserer Liebe. Ach, sie schließt mich oft mit einem so herzlichen Mitleiden in ihre Arme, daß nichts mehr fehlt, als sie nennte deinen Namen noch.

Sieh, das alles machte mich noch manchmal so heiter, daß ich mich vor Freude und Muthwillen nicht zu fassen weiß, und zu dem allen, nun das reizende Frühjahr, und die schönen, umliegenden Gegenden, die nun noch gerade unter den tausenfachen Schlägen der Lerche grün werden, auch lern ich jetzt recht viel Deutsch. Das Lesen ist schwerer, als das sprechen. Wir wohnen bey einem Geistlichen, der seine Nichte, ein junges munteres Mädchen bey sich hat. Es reden sehr viele Deutsch, Französisch, nur reden sie immer, als ob jemand predigt, und dagegen reden sie ihre

Sprache so entsetzlich schnell, daß man nicht einmal die Töne genau hört. Ich muß immer laut auflachen, wenn das Mädchen mir den Vorwurf macht, daß ich so schnell französisch rede, und mir den Deutschen zum Beispiel vorhällt. Du weißt, wie langsam ich gewöhnlich rede. Sieh, mit dem Mädchen laufe ich nun täglich umher, einen Tag französisch, den andern Deutsch. Ich lerne ab er, sieh, wie vorsichtig ich bin, auch mit den Bauernweibern reden, und man fängt mich an, noch gerade zu verstehen. Man lächelt noch wohl ein wenig, aber man lacht doch nicht mehr. Ich denke, ich rede jetzt eben so gut, wie du, Blamont, und in Elsaß sagt man mir, soll das Deutsch nicht einmahl viel taugen.

Du mußt nur nicht glauben, daß ich gar nichts thue, als lachen: Nein, manchmal spiel ich auch die Kopfhängerin, und dann hollt man kein Wort von mir heraus, weder französisch, noch Deutsch, da werde ich nicht vergnügt, und wenn alle Lerchen der Welt um mich her sängen. Das ist so ein Tag, da ich auf Briefe von dir gehoft, und keine bekommen habe. Da such ich mir alle Blümchen, zwischen den Grashaufen zusammen, binde sie in einen Strauß, werfe sie in den Rhein, und lasse sie den Fluß hinunter schwimmen. Dann fragt

wohl meine Begleiterin: für wem soll das? und will sich todt lachen, wenn ich sage: für meinen Geliebten. Das ist sehr seltsam: das Mädchen weiß nichts als heurathen. Von der Liebe kennt sie nicht da. A. B. C. Bald hält sie es für Sünde, dann für Verrüktheit dann für gar nichts. Der Garten des Churfürsten ist sehr schön, man hat von da die schönste Aussicht über zwey große Flüsse, die immer voll Schiffe liegen. Uiberall, Blamont, mußt du das nicht von Deutschland glauben, was man gewöhnlich davon sagt. Es ist vieles sehr anders, man kennt die Deutschen nicht, weil man ihre Sprache nicht lernen will.

Sieh, lieber Blamont, so lebe ich, wenn das leben heißt, ohne dich zu seyn. Du wirst mich leichtsinnig nennen, denn der Krieg mit dem Deutschen Kaiser ist erklärt. Aber, lieber Blamont, du weißt ja, daß auf eine Weise unser Schicksal entschieden werden mußt. Jetzt ist es gewiß, der Kaiser, der König von Preussen, und Rußland haben unsers guten Königs Sache übernommen. Siehst du nun, Blamont, daß der Fall, den ich sagte, jetzt eintrift? Siehst du nun, daß ich wohl that, dich daran zu hindern? Blamont, nun dann wirst du leicht einsehen, daß von nun an Deutschland unser Vaterland seyn muß. Sieh, und

darum freue ich mich auch so sehr, wenn man mich einmal für eine Deutsche ansieht, die ich doch bald seyn werde. Blamont, o ich bitte dich, fliehe in Carolinens Arme, hier wohnt Friede und Ruhe und Liebe. Ich habe mich hier schon nach einsamen, verschlossenen Gegenden erkundigt. Hier sind keine, sagt mir meine Freundin, und wenn ich wieder die blauen Bergrücken ansehe, die rund um Mainz her liegen, so zweifle ich an ihrer Aussage; sie kennt nichts um Mainz her als die Spaziergänge, als die Orte, wohin die meisten Menschen gehen, sie wundert sich, daß ich nach einsamen, tiefen Thälern frage. Ach, Blamont, ich denke an die Zeit zurück, da ich um Pillon her auch nichts kannte, als den Weg nach Chatillon, noch nicht fragte, und glaubte, man dürfte nur jedem Wege folgen, weil jeder Weg nach Pillon auf den Park losgehen müßte. Ach, daß ich es nie nöthig gehabt hätte, nach pfadlosen, steilen, abgeschnittenen Einsamkeiten fragen zu dürfen!

Antworte bald, Blamont, und besonders auf die Hauptsache, ob du bald kommen, sogleich kommen willst. Noch ist es nicht gewiß, ob mein Vater die Armee begleiten, oder bei uns bleiben wird, noch ist es nicht gewiß, ob wir hier in Mainz bleiben, oder nach ir-

gend einen andern Ort gehen werden. Warte also ja noch einen zweiten Brief von mir ab. Ach, Blamont, wenn nun der Augenblick da ist, da ich in deine Arme sinke, um ewig dein zu leben, wie wird mir dann seyn? wohl, wohl, hoffe ich: aber auch ein wenig ängstlich, denn meine arme gute Mutter — aber wird sie nicht vermuthen können, wo ihre Caroline ist, und wenn sie es weiß, wird sie dann nicht glücklich seyn? Nein, mir wird wohl, sehr wohl seyn. Blamont, mein Bruder geht nach Flandern zur Armee, ich zittere vor der Stunde, da er Abschied nehmen wird. Aber mußt ich doch von dir Abschied nehmen und starb nicht vor Schmerz. Sie wird weinen, meine gute Mutter, aber nicht sterben. Ich bitte dich, Blamont, rette dich, ehe die Gefahr einbricht."

Caroline an Blamont.

„Man rief in unserm Distrikt die jungen Leute zur Vertheidigung des Vaterlandes auf, man schlug die Augen auf mich. Meinen alten schwachen Oheim, meinen Vater zählt man unter die Verdächtigen. Ich ergriff, um sie zu retten, die Fahne, und ward Soldat. Ich rettete meine Verwandten. Ich zerriß den

Verdacht, der auf uns allen lag, weil wir so nahe an der Gränze wohnen, und rettete meinem Oheim, meinem Vater das Leben.

Meine Mutter vergoß Thränen an meinem Halse, wie ich in der Uniform zurückkam, aber halb waren es Thränen der Freude. Mein Vater segnete mich. Selbst mein kranker Oheim streckte mir beide Arme von seinem Lager entgegen, und schloß mich an seine Brust. Vor meiner Abreise rief er mich noch allein. Er entdeckte mir den Ort, wohin er sein Vermögen verborgen hatte, er setzte mich darüber zum Erben ein, segnete mich. Seine Stimme brach dabey, er hieß mich mit Winken gehen. Ich warf mich an seinem Bette nieder, küßte seine wohlthätige Hand und gieng.

Nein, Caroline, ich mußte thun, was ich that. Deine Unruhe ist mein Kummer, aber ich bereue nicht, was ich that. Sieh, Caroline, hier sitze ich in einer verfallenen Hütte in einem Gehölze. Ich habe mich von meinen Gefährden weggestolen. Hier sitz ich, alle meine kleine Feldhabseligkeiten um mich her ausgepackt, vor einer Tonne, auf der ich schreibe. Da liegen deine theuren Briefe vor mir; das einzige, was ich schätze, von allem was ich habe. Da liegen sie, voll von den Spuren deiner Liebe, und von den Spuren meiner

Thränen, mit denen ich sie so oft benetze. Einige Blätter Papier zu Briefen an dich bestimmt, liegen neben ihnen. Ach, ich fühle es, ich muß immer Haushälterischer werden. Und wie reich bin ich dennoch! Deine Briefe, dein Bild, ein paar Federn, ein paar Tropfen Tinte, einige Blätter Papier; und dann dieß volle, volle, gesättigte reiche Herz, Caroline, das dich über alles liebt. Wir liegen in einem Walde in Flandern. Wir haben uns Hütten von Baumzweigen erbauet; denn nur der kleinste Theil der Armee hat Zelte. Jetzt, Caroline, fühl ich es, jetzt fühl ich es, daß deine ahnende Liebe Recht hatte. Ach, wenn die Liebe zu Verwandten lehren kann, die nothwendigen Bedürfnisse entbehren, was würde nicht die Liebe zu Carolinen können? Ach, denke ich oft, wenn ich in die Hütte hineinkrieche, wenn ich nun da sitze, gegen die Kälte, durch das Feuer vor der Hütte geschützt: was würde dir hier mit Carolinen fehlen? was bedarfst du mehr, als eines Lichtstrahls, der ihr schönes Gesicht erhellt, als des Raumes, deine Arme um sie zu schlingen? Hier sitz ich, in einer Hütte, welche die Eile für einen Tag nur erbauete, überall noch offen, überall noch schwankend, vor mir die Freude, die mir keine Stunde anhaltenden Schlaf gönnen, und dennoch bin ich heiter und ruhig.

Ach! Caroline, welch ein Zustand müßte das seyn, in dem deine Umarmung, der Ton deiner Stimme, dein bloßer Anblick mich nicht fröhlich machen würde! Und nun die Entscheidung unseres Schicksals ist nahe: vielleicht auch auf einem andern Wege, als du glaubst, aber doch nahe. Laß uns auch verschieden darüber denken, Caroline, so ist doch Entscheidung das, was wir beyde hoffen, an dem unsere Glückseligkeit hängt, und die Entscheidung bringt die Zeit. Ich freue mich, Caroline, daß du so heiter bist. Nein, Caroline, ich hoffe, wir wollen nicht in einer pfadlosen, menschenleeren Einsamkeit unser Leben zubringen, nein, du sollst Chatillon, du sollst Pillon wieder sehen. Menschen sollen unser Glück sehen, und wir wollen sie lehren, daß treue Liebe das süsseste Glück auf Erden ist.

Dein Bruder geht nach Flandern, schreibst du? Wenn der Himmel uns vielleicht gegen einander führte, daß einer von uns den andern retten sollte? O! Caroline, wie würdest du jauchzen, wenn dein Blamont den Hieb auffienge, der deines Bruders Leben rauben sollt. Er kommt nach Flandern? Seltsames Geschick, das meinen Freund mir gegenüber stellt, vielleicht ist das Geschick gerade Wohlthat, Barmherzigkeit. Caroline, ich bin ein

Kind, aber was meinst du, wenn ich deinem Bruder das Leben rettete, was würde dein Vater sagen? Würde er den Retter seines Sohnes Sohn nennen? Ach, warum sieht er dieß Herz nicht? dieß Herz, das ihm so gerne mit Liebe seine Einwilligung abdränge? Warum muß der Mensch Thaten thun, die der Zufall giebt, wenn er ein Herz hat, das mehr werth ist als eine solche That? Ich habe das Herz mich tausendmal für Liancourt in die fliehenden Kugeln zu stürzen, warum mußte es dem Menschen an Kraft gebrechen, dem Glück solche That abzudringen? Warum rührt uns eine zweydeutige Handlung, und das Herz nicht, das jeder Handlung erst den Stempel geben muß? Sieh, so schwärmt meine Phantasie, bezieht alles auf dich, leitet mit der Allmacht des Himmels den blindesten Zufall, und — doch was nicht Zufall ist, was nicht unter der Herrschaft der Vergänglichkeit stehet, das bist du, Caroline, dein Herz, deine Treue. Warum sollte ich fremden etwas danken, was eine so grosse Wollust ist, wenn ich es dir allein danken kann? Mein Glück, meine Ruhe, mein Leben, mein Alles. —

Mein Vater hat versprochen, meine Briefe richtig nach Mainz zu schaffen, oder wohin ihr geht. Ich sende diesen unter der Addresse

deiner Luzie. Meine Briefe sende an meinen Vater."

Caroline an Blamont.

„Noch immer habe ich keine Antwort von dir. Wir sind wieder in Koblenz. Lieber Blamont, wir wohnen wieder in unserer alten Logies am Rhein. O wie freute ich mich, Blamont, daß ich wieder bey den Menschen wohnen darf, die ich schon kenne, die mich und jetzt auch dich lieb haben. Ach Blamont, wie unendlich groß war meine Freude, wie mir das Mädchen im Hause erzählte, daß sie dich kannte. Ich habe lange nicht eine so reine Freude gehabt. Sieh, gleich den andern Tag kam sie zu mir auf mein Zimmer, sie fieng mir an zu erzählen, ohne mir aber deinen Namen zu nennen, was sie mit dir erlebt hatte. Sie erzählte mir, daß du da auf den Stein gesessen, nach meinem Fenster mit Thränen in den Augen hinaufgesehen hattest. Ein junger Mensch, fragte ich: nach meinem Fenster? Nun sagte sie mir, daß du dann auf einmal aufgesprungen wärest, und hättest dich wollen in den Rhein stürzen. Noch wußte ich immer nicht von wem die Rede war. Nun

aber sah sie mich starr an, und sagte: und dieser junge Mensch heißt Blamont.

Blamont! schrie ich: Blamont? In dem Augenblick war mir alles deutlich, ich faßte das Mädchen beym Kopfe, umarmte sie voll Entzücken, tanzte mit ihr herum, die Freude machte mich wirblend. Blamont hieß er! rief sie, und ich antwortete: Ja, Blamont ist es. Nun aber fieng ich an, mich nach den näheren Umständen zu erkundigen, und so, wie sie mir erzählte, kommen mir denn doch Thränen in die Augen. Ich danke dir, Blamont, für deine Liebe, für deine treue Liebe, ach, mich hat es sehr gerührt. O ich kann es mir sehr deutlich denken, wie du da gesessen hast auf dem Steine, und an mich gedacht. Jetzt sitze ich alle Abende auf deinem Steine, und denke dafür an dich, und dann hüpft das Mädchen aus dem Hause, und zischelt mir ins Ohr. Der junge Mensch hieß Blamont, der hier auf den Stein saß! Sie neckt mich unaufhörlich mit dir, bald hat sie noch Thränen-Spuren auf den Stein gefunden, dann zeigt sie mir ein Blatt Papier, das du verloren hast. Ich Närrin weiß, daß es Possen sind, und dennoch hasche ich, wie ein Kind, nach dem Papiere, und suche auf den Stein umher nach einer Thränenspur. Ach, und wenn sie sich nun hinsetzt

und dich so zu loben anfängt, Anfangs thu ich, als obs mir gleichgültig ist, dann aber, denn sie hört nicht auf, muß ich denn doch aufstehen, und sie für dein Lob umarmen. Mir dringt das Lob ins innerste Herz. Sie weiß das, und wenn sie will, so verfehlt sie meine Liebe nicht.

Sieh, und welchen Vortheil ich schon von meinem Deutschreden habe. Ist mein Vater oder Mutter gegenwärtig, husch ein Paar Worte über den jungen Menschen, und über sein interessantes Gesicht. Mein Vater sieht es gern, wenn ich deutsch rede. Das erstemal, da er mich so reden hörte, gerieth er in ein lebhaftes Erstaunen. Ich redete mit dem Schiffer auf unserer Rheinfahrt deutsch. Er mußte mir die Orte nennen, an denen wir wegfuhren. Sieh da, bald hätte ich unsere reizende Wasserreise vergessen. Wir fuhren von Mainz zu Wagen ab. Auf der ersten Stazion aber ward meiner Mutter übel. Sie hatte das Stossen des Wagens nicht vertragen können. Wir haben keinen eigenen Wagen mehr. Mein Vater war in Verlegenheit, bis die Wirthin, wo wir abgetretten waren, eine Reise auf den Rhein vorschlug. Mir ward angst und bange bey dem Vorschlag; allein die Wirthin, die ich vorher noch einmal allein nahm, ver-

sicherte, daß nicht die kleinste Gefahr bey dieser Reise sey.

Wir nahmen einen Nachen, eine Art bequemer Gondel, in der wohl zwanzig Personen bequem bleiben konnten. Mama bekam einen Lehnstuhl; wir übrigen (es waren unserer ungefähr zwölf) setzten uns auf Bänke, welche an der Seite des Nachens festgemacht sind. Wie wir an den Hafen giengen, sagte ein Bekannter zu mir: Sie werden es nicht bereuen, die Reise gemacht zu haben. Und er hatte Recht! zu wiederholen, Blamont, was ich gesehen, was ich empfunden habe, das ist nicht möglich. Der Gegenstände waren zu viel. Sieh, da fährst du hinab, so schnell, als ob dich sechs Pferde im vollsten Gallope zögen, und noch schneller! Denn man macht alle Stunden zwei Meilen. O man möchte ganz Auge seyn, um alle die reizenden Gegenstände zu verschlingen. Man fährt nicht fünf Minuten, so sieht man auf den Felsen, die den Rhein wie eine Wand einschließen, eine alte verfallene Burg, und dann wieder eine, und so ohne Aufhören.

Du glaubst nicht, wie schön die Ufer sind. Ungeheure Felsenhöhen, alle mit Wein oder Wald besetzt, und von tausendfachen Formen, pressen den Rhein, wie in einer Ruine zusam-

men. Zwischen dieser Felsenhöhle strömt er schnell dahin, in lauter Krümmen, die den schärfsten Blick, die selbst die Gewißheit, daß er fortgeht, täuschen. Sieh vor dir scheint die Felsenwand den Rhein zu schließen. Er hat keinen Ausgang; er scheint ein ungeheurer Teich, den Felsen umgeben. Die Täuschung ist so ganz vollendet, daß man darauf schwören sollte, man müsse umkehren; man glaubt nicht eher, daß ein Weg durch den Felsen geht, als bis man nahe an den letzten ist, und man nun den Strom vor sich zwischen neuen Felsen sieht. Oft ist der Strom bei einer neuen Krümme so schnell, daß man befürchtet, an den gegenüber stehenden zerschmettert zu werden; man streckt die Arme dem gefährlichen Felsen entgegen, auf dem der Nachen unwiderstehlich zu fliegt, man will aufschreyen, und dahin fliegt der Nachen um den Felsen hin, und der breite Strom liegt wieder, wie ein neuer ungeheurer Spiegel vor dem Auge da.

Und nun betrachte wiederum die schmalen Ufer. Da liegt Dorf an Dorf, Stadt an Stadt, jedes nur eine Reihe Häuser mit einem schmalen Gange vor sich hin. Vor sich den ungeheuren Strom, hinter sich die unübersteiglichen Felsenmassen, die steil und schrecklich herab drohen. Oben auf den Felsen alte

Ruinen, oder gar neue Dörfer oder Städte terrassenweise über einander. Der Anblick war einzig, Menschen in diesem dem Auge so unfruchtbaren Felsen so nahe auf einander wohnen zu sehen, so fröhlig, so glücklich. Kinder, die vor den Hütten spielten, begleiteten mit Geschrey und Händeklatschen den vorüberfliehenden Nachen.

An einem Städtchen *), oder Festung, oder an Beyden, Eins scheint unter dem Andern zu liegen, er suchte als ein rechtlicher Mann meinem Vater um die Erlaubniß, mitfahren zu dürfen. Mir war es lieb, denn nun durft ich mir nicht mehr die Fabeln der Schiffer, die uns ruderten, aufbinden lassen. So stand ein Thurm mitten im Rhein. Ein Schiffer erzählte davon, daß sich hieher ein Fürst gerettet hätte, um einer Menge Mäuse zu entfliehen, die ihn, ich weiß nicht warum, verfolgt haben. Von einem niedlich gebauten Schloße, das ebenfalls im Rhein zu schwimmen scheint, und auf dem ich tausendmal gewünscht habe, mit dir zu wohnen, behauptete er, hieher wären ehedem die Churfürstinnen von der Pfalz gebracht, um hier ihr Wochenbett zu

*) Wahrscheinlich St. Goar, und die Festung Rheinfels.

halten. Von jeder Burg wußte er ein Märchen zu erzählen, das grotesk genug war. Ich lächelte zu seinen Gespenstergeschichten, und nun fieng er an, wie die Weise dieser Leute ist, mich mit den gefährlichen Stellen im Rhein schrecken zu wollen; und wirklich kamen ein Paar, wo der Rhein seine Rolle übernahm, und mit einem heftigen Gebrause ein Märchen von ehemaligen Gefahren an diesen Stellen erzählte.

Die ganze Gegend mit den ungeheuren Felsen auf beiden Seiten mit den alten, zerfallenen, schauerlichen Burgen, half doch seinen Fabeln so viel, daß sie eine feierliche Stimmung hervor brachten, und so war der Seele die Täuschung, wenn sie auch noch so wunderbar war, willkommen; die seltsamsten Erzählungen, die marchenhaftesten Wundererzählungen erhielten hier von den Wundern, welche die Natur gebauet hatte, eine Art von Wahrheit. Alles, was man hier sah, war ungeheuer; und so paßten die Erzählungen zu dem gegenwärtigen Anblick. Selbst mein Vater, der von dem ganzen Geschwätz nicht ein Wort verstand, sagte, indeme er auf eine alte Ruine zeigte: Hier müßte man die Geschichte von Karls des Grossen Zeiten lesen.

Du kannst leicht denken, was ich glaubte hier thun zu müssen. Brach ein Thal durch die Felswand hervor, und das war oft, sieh, so wünschte ich mich hinaus in diese Schlucht. Da stand eine Hütte in der Kluft des Felsens, da standen ein paar blühende Bäume, dort eine ganze Gruppe; dann dacht ich an dich, Blamont, und wünschte, wünschte mich hinaus mit dir unter die blühenden Bäume. Ach Blamont, Blamont! die Zeit sollte bey uns vorüber fliegen, wie der Nachen, auf dem ich saß, und wünschte. Mit Freudengeschrey, mit Händeklatschen wollten wir sie begleiten, jede Minute mit Freuden beladen, und glücklich seyn? An den Felsen hiengen einzelne Menschen, welche ihre Reben behackten. Sie kehrten sich zu uns, sahen uns einen Augenblick an, und dann giengen sie wieder ruhig zu ihrer Arbeit, und wir waren vergessen. So, so wollten wir den Kummer ruhig vorüber gehen lassen; einen Augenblick wollten wir ihn ansehen, dann wieder zu unserer Glückseligkeit ruhig zurückkehren, um sie desto reizender zu finden. Ja, Blamont, so ist es! denn ist nicht unsere Liebe unser Glück, und würde nicht der Kummer nur in der Ferne bey uns vorüber fliegen. Blamont! Blamont! wann wird die Zeit kommen! wann wird das seyn!

Die zweyte Hälfte der Reise lernte ich dann mehr von den Gegenständen kennen. Der Schiffer fieng seine Märchen aufs neue an, und der Reisende, den wir aufgenommen hatten, führte jetzt den Faden fort, den der Schiffer ungern fahren ließ. Zuerst machte er mich aufmerksam auf die Aehnlichkeit der Felsen, die einander gegen über standen. Das war wirklich seltsam. Es schien, als ob das eine Ufer nur eine Kopie von dem andern wäre. Wichen hier die Felsen von dem einen Ufer zurück, so thaten sie es am andern auch. Hier stand ein Felsen, wie ein Kegel; gegenüber stand gewiß sein Bruder. Da lief der Felsen in einem langen Rücken hin, und hier ebenfalls. Daher stand beynahe Dorf gegen Dorf, Stadt gegen Stadt über. Er sagt mir nun, daß der Strom wahrscheinlich sich sein Bette in diesem Felsen gebrochen habe. Ist es möglich? dachte ich. Ich saß da, und sann der Idee nach. Ich dachte mir lebhaft den Augenblick, da der Strom in die Felsen, die ihn von allen Seiten umgeben, in seinen Weg hemmen, eingepreßt ist. Er wächst, braust, schäumt; Welle an Welle schlägt zerschmetternd, an den Felsen der ihm in Wege liegt. Er steigt höher, dringt endlich in eine Spalte hinein, er zerreißt den Felsen bis auf seinen

Fuß hinab, wühlt seinen Grund empor; der Felsen, der himmelhohe Felsen zittert, schwankt, der Strom stößt, schlägt, zerschmettert, wüthet, der Felsen stürzt. Schäumend springt der Rhein mit Felsenstücken empor. Dahin rollt er in wilder Zerstörung. Entwurzelte Eichen, Felsenstücke schleudert er mit sich fort auf seiner neuen Bahn. Der übrige Rhein stürzt ihm nach. Wüthend schießt der Strom fort, zerreißt mit der Gewalt seines Sieges den Weg, den er nehmen will, schleudert den zerbrochenen Felsen vor sich her, und schaft mit seinen Uiberwundenen neue Siege. Das dacht ich, Blamont, ich möchte es so gemahlt haben, als mein Auge es sah; ich denke, es würde ein erhabenes Gemälde werden. Um mir es glaublich zu machen, erzählte mir der Mann von den Wirkungen des Flußes im Frühjahre. Die Erzählungen waren fürchterlich, und doch wohnen Menschen an seinen Ufern, und sind glücklich! Mein Vater sah meine Bewegung. Er fragte mich, was mich gerührt habe. Ich erzählte ihm, was ich gehört, und noch mehr, wie ich mir es vorgestellt hatte. Man redete allgemein von der fürchterlichen Gewalt der Naturbegebenheiten. Dem ist doch keine Gewalt unter den Menschen zu vergleichen! sagte meine Mutter. Je-

der nickte mit dem Kopfe, als ob er diese Anmerkung bestättigte. Ein alter hagerer Mann, den bis jetzt niemand bemerkt hatte, sagte allein: Warum nicht? mich dünkt, der Ehrgeiz und die Liebe brechen sich mit noch zerstörenderer Gewalt Bahnen. Jeder wandte den Kopf in den Winkel, woher die Anmerkung kam. Wenn, fuhr er fort: wenn einer der Bösewichter von Paris hier wäre, der würde den Satz wagen, des Ehrgeitzes bestätigen, und Sie Mamsel — damit wandte er sich an mich — übernehmen wohl die Vertheidigung der Liebe. Ich erröthete über und über. Mein Vater unterbrach das Gespräch mit einer finsteren Stirn; ich aber konnte mich doch nicht enthalten von Zeit zu Zeit einen dankbaren Blick auf dem alten, hageren Mann in den Winkel zu werfen. Und findest du nicht auch, daß er Recht hat? Sonderbar! daß ich nicht selbst auf die Bemerkung kam! Ich saß wohl eine halbe Stunde, und sann darüber nach, und fühlte immer mehr, daß der Rhein der sich im Felsen ein Bette bricht, das wahre Bild unserer Liebe ist, Blamont!

Näher nach Coblenz zu werden die Ufer immer sanfter und sanfter. Dahin läuft schon ein Thal voll Bäumen landein. Zwischen sanften Hügeln bricht schon ein kleiner Bach her-

aus, und versinkt in den Rhein. Die großen Naturszenen haben nun aufgehört; aber noch immer bleiben die Ufer merkwürdig. Rechts am Ufer liegt ein kleines Städtchen, und gerade gegenüber in einem Kreise sehr schöner Bäume steht der Königsstuhl, worauf ehedem alle deutschen Kaiser gekrönt wurden. Es ist ein Saal, der ganz frey auf acht Säulen ruht, und nun stürzte! ganz nahe bey diesen feyerlichen Gegenständen die Lahn aus ihren Gebürgen heraus in den Rhein; die Lahn, Blamont, an deren Ufern, in deren schönen Thälern ich dich zuerst wieder sah. Das ist die Lahn, sagte mein Lehrer. Die Lahn? rief ich mit gewiß leuchtenden Augen. Ich schlug die Decke, die über das Schiff herhängt, ganz in die Höhe. Ich stellte mich an das ganz offene Schiff, und sah die demüthige Lahn, ach, die sich so recht mit ihrem sanften, spiegelhellen Laufe zu meinem Herzen schickt, daher kommen. Ich empfieng sie mit fröhlicher Dankbarkeit. Ach! Blamont! wie glücklich war ich an ihren Ufern! ach, wenn ich nun mit meinen fröhlich eilenden Füssen sonst an ihrem Ufer weggieng, um in deine Arme zu eilen! ach, wie ich einmal in einem so schmalen Fischerkahne mich mit Liancourt übersetzen ließ, ich sah dich schon gegenüber hinter einer

Eiche stehen. Ich zitterte so heftig, daß der Kahn schwankte; wollte ausspringen, und ich wäre in die Lahn gestürzt, wenn Liancourt mich nicht ergriffen hätte. Ach, warum soll ich die Lahn nicht lieben? an deren Ufer ich so glückliche Tage lebte! Wann, wann Blamont! werden sie wieder zurückkehren, diese Tage, da du hinter dem Busche stehest, zitternd auf mich hofftest, da ich dich erblicke, zittere, und dennoch, dennoch still an dem Baume weggehe, der dich verbirgt, weil wir noch zu nahe an der Stadt sind, da ich den steilen Hügel heran klettern, meine Hände in die Dornen schlage, um mir hinauf zu helfen, um nur einen Pulsschlag eher an deine Brust zu fliegen, und dir zu sagen, was ich nicht müde werde, zu sagen und zu hören: Blamont, wir lieben uns! Ach, weißt du, wie du meine blutende Hände erblickteſt, die Dornen herauszogest, das Blut mit deinen Thränen, mit deinen Küssen abwuscheſt, die Hand zärtlich drücktest; o ich ärgerte mich, daß ich nicht noch einen Tropfen Blut hervor drücken konnte, um noch einmal das alles zu hören. Ich hätte gerne noch einmal die Hände in die Dornen geschlagen. Weißt du noch, wie du dich den Abend, wo es so regnete, vor unser Haus stahlest. Ach! ich hatte den Tag über getrauert.

Du fiengest unser Lied an, ich hörte es. Eben kleidete ich mich aus. Ich entschlüpfte meiner Luzie aus den Händen, lief ans Fenster, öffnete es, und sah dich. Ich flog die Treppe hinab, öffnete leise die Hausthüre. Ich schloß dich an meine Brust. Da standen wir ein paar Minuten im Regen. Wie ich wieder hinauf kam, und Luzie nichts sagte, und ich also merkte, daß sie alles gesehen hatte; o wie glühete ich da vor Schaam.

Sieh des allen erinnere ich mich noch so oft, so lebhaft, und dann trauer ich, daß die Tage vorüber sind, diese schönen Tage. Und nun jetzt? Sonst konnte ich mich doch allein auf mein Zimmer hinsetzen, und darüber grübeln, und nachsinnen, und dann vergaß ich es, wie weit du mir entfernt bist. Jetzt aber, wir haben nur ein einziges Zimmer, meine Eltern und ich: sieh, da kann ich nicht einen Augenblick ungestört an dich denken. Stütze ich den Kopf, so sagt meine Mutter: Caroline, dir fehlt doch nichts? und das sagt sie mit einem so freundlich mitleidigen Blicke daß es unverantwortlich wäre, wenn ich mich nicht zwingen wollte, freundlich auszusehen; und ich weiß nicht warum, aber sehe ich freundlich aus, so kann ich nicht an dich denken, und eine freundliche Miene behalten. Wenn unsers Wirths

Tochter herauf kömmt, so gehts dann eher. Da schwatzen wir von dem jungen Menschen, der sich in den Rhein stürzen wollte. Wir schleichen in ein vier Fuß grosses Kabinett, das ich jetzt mein Zimmer nenne, und wo Luzie sitzt, und arbeitet, da plaudern wir von unsern Liebhabern, und lachen und schäckern, bis ich denn endlich schlafen gehe. Da leg ich mich denn doch recht auf mein Kopfküssen zurecht, um an dich zu denken, und so schlaf ich gewöhnlich mit dem Gedanken an dich ein.

Mein Bruder kommt aus Flandern zurück; er wird vielleicht unter Condi Dienste nehmen. Mein Vater ist jetzt unruhiger als je; allein ich bin seine Unruhe nicht mehr. Sind es unsers Vaterlandes Umstände, unsere Hoffnungen, die ihn beunruhigen; oder wäre es gar — ach! Blamont! wäre es Mangel? Das könnte wohl seyn. Unser Ranzyer-Wagen ist verkauft, unsere Füchse auch. Wir essen jetzt nur drey Gerichte. Uiberall sehe ich Einschränkungen, in der Wohnung, in der Kleidung, im Tisch. Doch wir haben ja noch immer vier Domestiken, und meine Mutter noch ihren Schmuck. Kein Mangel kann es nicht seyn; es ist Vorsorge, Behutsamkeit; denn wenn es Mangel wäre, o Blamont! ich wäre die Unglücklichste aus allen; denn ich hätte — doch

ich will nicht daran gedenken. Nein! Blamont, werde du nur nicht unglücklich. Ach manchmal bin ich so besorgt um Euch alle, daß mir das Herz vor Traurigkeit brechen möchte. Und wenns auch Mangel ist, Blamont, nun, mein Vater erhält ja wahrscheinlich seine Güter wieder. Sein Park wird ihn schmerzen; aber er wird ja wieder so reich, daß er seinen Park, und auch mich vergessen kann. Denn Blamont, wenn er Mangel hätte, o Gott! meinst du, daß ich ihn auch dann verlassen müßte? Manchmal zittere ich und beb ich, wenn ich Dinge denke, die — nein, Blamont, es wird alles gut gehen! Brach doch der Rhein sich einen Weg durch ungeheure Felsen, und unserer Liebe sollte es an Bahnen fehlen? Nein! Nein!

Caroline an Blamont.

„Unglücklicher, du zitterst nicht, mir zu sagen, daß du morgen gegen den Feind aufbrichst? Und ich liege, bleich, von Gespenstern gequält, von tausend wimmernden Stimmen eines blutigen Schlachtfeldes verfolgt, verzweifelnd auf den Knien mitten in der Nacht und jammre den Himmel nur einen Strahl der allerkleinsten Hoffnung ab, den er mir versagt! Morgen! morgen! ruf ich: geht er dem Fein-

de entgegen? und ich bedenke nicht, daß dieser schröckliche Morgen schon vorüber ist, daß du vielleicht schon jetzt, da ich für dich bete, zittere, erschrecke, verzweifle, daß du schon jetzt vielleicht da liegst, starr — o ich Unglückliche! ich Unglückliche!

Blamont! wie war es möglich! o Blamont, warum schriebst du nicht schon lange, du wolltest Soldat werden, meine Thränen, meine Angst hätten dich längst wieder nach Chatillon zurückgebracht. Dieses schreckliche Wort. Morgen! hätte nicht mein Gehirn zerrüttet, mein Herz zerschmettert, mein Wesen zerstört. Warum behieltest du nicht den Brief wenigstens noch einige Stunden, und schriebst mit ein paar Worten: der schreckliche Morgen ist vorbey, ich bin gesund! Warum sendest du mir Blamont! dieses folternde Gift, diese entsetzliche Angst? Sieh, mein Herz schlägt laut, schmerzlich an meine Brust, wenn jemand die Lippen öffnet. Ich zittere, er wird sagen: Blamont ist todt! Sieht Jemand mich an, so erbleiche ich. Jetzt, glaub ich: will er mir deinen Tod ankündigen. Die Zeitung setzt mich in ein Fieber. Ich finde mich oft mit Angstschweiß übergossen, dann sind meine Hände todt vor Todeskälte. Kein Bissen Essen will hinab. Es ist, als ob der Schmerz mich sät-

tigte! Eine marternde Unruhe jagt mich unabläßig hin und her.

Nein es ist ein thörichter Eigensinn, der dich treibt, ein thörichter grausamer Eigensinn, der mich noch tödten wird. Laß mich dir den Preis sagen, den du erkämpfen wirst. Die Angst um dich wird den zarten Faden meines Lebens noch aufreiben; du wirst den Lorbeer, den du ersiegen willst, unter die Blumen mischen, die eine mitleidige Hand in meinen Sarg streut, und deine Verzweiflung wird der Preis seyn, um den du jetzt kämpfst! Du glaubst, mit freudigem Zittern werde meine Hand die Myrte um deine Lorbeer schlingen? O hüte dich, Blamont, daß deine zu rasche Hand die Myrte nicht zerreißt, die du hoffst, und daß sie nicht gezwungen ist, einen Kranz von Zypressen um meine Urne zu flechten. Bedenke, Blamont, bedenke welche Erschütterungen mein Herz schon ertragen hat. Ich fühle mich matter, als du glaubst. Bedenke, daß ich jetzt bey meinen Eltern bin, daß ich jede Thräne in mein Herz zurück drängen muß, daß ich die Angst meines Herzens wie ein Verbrechen zu verbergen gezwungen bin. Ich muß lächeln, ach! ich fühle es, mit jedem Lächeln reißt ein Faden meines Lebens. Bedenke das, Blamont, o ich bitte dich bedenke das.

Ich bitte dich mit aller Kraft meiner Liebe, schreib mir bald, und schreib mir Trost, Trost, Trost, daß deine Caroline nicht durch dich verzweifeln muß. Blamont, was hat meine Liebe mit Schlachten, mit Blut zu schaffen? Blamont, Blamont! jetzt rufe ich dir im Ernste, mit einem im Innersten aufgereiztem Herzen zu, mir meine Liebe zu vergelten, die Waffen nieder zu legen, die du nie erheben kannst, ohne nicht jedesmal mein Herz zu treffen. Jetzt rufe ich ernstlich: deine Geliebte, deine Caroline, welche alles, was Menschen theuer ist, dir aufopferte, ruft dir zu.

Antworte Blamont, bist du mir nicht alles, alles schuldig? mußt du mir nicht alles, alles aufopfern? O Blamont! soll ich mit dir rechnen? Ist es dahin gekommen, soll Caroline auf den Knieen dich bitten, sie nicht zu ermorden? und willst du noch eine neue Scheidewand zwischen meinem und deinem Herzen errichten, das Blut meines Bruders und deines Freundes? Soll ich endlich, wenn ich nun in deine Arme falle, mit Verzweiflung hineinstürzen, weil es die Arme des Mörders meines Bruders sind? Ach Gott! mein Vater betrachtet mich mit Mitleiden, meine Mutter ist von meiner Liebe gerührt. Luzie vergießt Thränen um mich. Alles, alles beklagt mich;

soll ich dir allein zurufen: Blamont! du allein hast kein Gefühl?

Soll ich dir meine Lage beschreiben, Blamont? Meinen Sinnen ist jeder Gegenstand verloren gegangen; ich sehe das, was mich umringt, meinen Blicken zerrinnen wie Gespenster, dir nach und nach verschwinden, und meine gedankenlose, verirrte Seele wohnt ganz allein auf dem Schlachtfelde, wo du liegst, und beschaftigt sich mit deinen Seufzern, mit deinem Röcheln, und mit den Blutstropfen, die aus deinen Wunden dringen. Das ist mein Bild! Wenn du kannst, so denke dir auch meine Empfindungen. Ich gehe die Nächte umher im Zimmer; denn meine seidne Decke scheint mir schwer wie ein Fels zu seyn. Ich erschrecke, wenn ich meinen Blick in den Spiegel werfe. Meine Augen sind hohl, meine Wangen bleich. Ach, Blamont! der Tod dürfte nicht viel mehr thun, um mich zu seiner Beute zu machen.

Das bedenke, Blamont! Weiter habe ich dir nichts zu sagen. Ich strecke meine Arme nach dir aus, ich bete für dich; und wie ich für dich gelebt habe, Blamont! für dich allein, so werde ich auch für dich sterben können, und meine sterbende Lippen werden noch sagen: Ich liebe dich Blamont! O Blamont, schreib,

schreib, und leg die Waffen nieder, oder soll ich endlich mit brechenden Herzen sagen: nur im Grabe wohnt Friede für mich.„

Blamont an Carolinen.

„Ein Gefangener, der heute zurück geht, will dir diesen Zettel senden. Noch immer habe ich keine Antwort von dir, Caroline. Deine Briefe wären eine stärkende Erquickung in diesen Mühseligkeiten. Die Armee ist unzufrieden mit den Stellvertrettern des Volks. Wir haben an allen Mangel. Wir stehen hier müßig an der Schelde, ohne Zelte, ohne Lebensmittel, selbst ohne Waffen. Man sagt sich ins Ohr, man will den König stürzen. Wofür hatte man mich denn die Waffen ergreifen machen? für einen Haufen Mörder! Nun stehe ich da, und mag mein Auge nicht aufheben. Wenn mich ein Mann fragt: für wem fichst du? bey Gott, ich habe nichts zu antworten.

Ich bin gesund, Caroline; eine leichte Wunde hat nicht einmal so viel Spur nachgelassen, daß ich sie dir werde zeigen können. Ach, wenn ich die Herren gegen uns bedenke; die ehrgeizigen Böfewichter in Paris, wie sie alle verbunden sind, das Bischen Glücksgut

uns zu nehmen, das uns das Schicksal gab; wenn ich bedenke, Caroline, wie schwer es hält, glücklich zu werden, wie viel mir noch zu thun, und zu leiden bevorsteht, ehe das Glück, dich mein zu nennen, mein ist; o! so möchte man sogleich mit einem raschen Sprunge sich aus dem eckelhaften Gedränge retten, den Tumult endigen, seine Hoffnungen alle über sein Grab hinüber werfen, und ihnen dann nachspringen. Und was ist dann das Glück, um das sie streiten? Ich nehme eine Hacke, behackte einen Weinberg, zehn zwölf Stunden täglich, arbeitete in den Feyerstunden für Carolines Bedürfnisse, ruhete in ihren Armen zur morgenden Arbeit, und hätte doch jede Wochen einen Tag, den ich an Carolinens Seite zubringen könnte.

Ach! Caroline, sie kämpfen, sie toben, sie streiten gegen einander um Güter, die sie nicht kennen. Unsere einfachen Herzen kannten das Glück. Ach, wir waren geboren, um uns irgendwo in der Patriarchen-Welt, oder in Indien auf einer Flur, oder an einen Brunnen zu begegnen, uns zu lieben, in den Schatten eines Baums uns eine Hütte zu bauen, da in dem einfachen Sitten eines Naturvolks zu leben, und zu sterben. Weh uns beiden, daß wir uns in diesem wüthenden Gedränge

von Unmenschen trafen, die die Tugend auf das Theater, und die Liebe in die Romane verbannen, und keiner Klage ein mitleidiges Ohr gönnen, als die der Dichter singt! Und ist es nicht so, Caroline! ist es nicht so?

Ich habe diesen Zettel au Bureau Francois, in Koblenz addressirt; dein Bruder sagte mir, daß dort deine Briefe am sichersten gingen. O! ich bitte dich, Caroline, schreib mir. Dein Brief ist mir, was dem Unglücklichen, den ein langer Sturm umher geschleudert hat, der Anblick einer grünen Küste ist; und was, was Caroline, wird uns aus diesem Sturme retten? Schreib bald; Caroline! Ich bitte dich!„

Blamont an Carolinen.

„Ich bin wieder in Chatillon, Caroline. Ich habe die Waffen von mir geworfen, weil ich kein Vaterland mehr zu vertheidigen habe. Der zehnte August hat mein Schicksal entschieden. Dillon selbst erklärte den zehnten August für einen Tag der Schande Frankreichs. Genug, ich habe die Waffen niedergelegt, um meinem Herzen genug zu thun. O es ist schändlich, es ist schändlich! Ich bin zurück gegangen nach Chatillon, um dort den Pflug zu

treiben. Woher kommst du? Blamont! fragte mein Oheim. Von dem Schauplatz der Schande! sagte ich. Sie haben die Menschen an die Galleere geschmiedet, um ihr Gold, um ihre Wollüste in einen sichern Hafen zu rudern. Sie verwirren die Erde, sie machen die Gränzen Frankreichs zu einem blutigen Schauspiel, um die Blicke der Nation dahin zu ziehen, damit sie ihre Beute desto unbemerkter verzehren können.

Nein, Caroline! Es ist vorbei. Wie ich wieder die Pappeln von Chatillon erblickte, ich streckte meine Arme mit einer unaussprechlichen Rührung nach ihnen aus. O seyd mir willkommen! rief ich: unter eurem Schatten ist mein Vaterland, und nirgend anders. Hier, wo ich meine Jugend durchlebte, hier, wo ich Carolinen liebte, wo ich allein glücklich war, hier wohnt allein mein Glück, hier wohnt meine Tugend, mein Daseyn, die Quelle meiner Kräfte! „Nein! nur allein glücklich ist der Hirt, der hier ruhig und entfernt von den grausamen Menschen lebt; er allein entgeht der Wuth ihrer blutgierigen Herzen, womit ihr Neid treulose Hände bewafnet!“

Nie, Caroline, habe ich mit der Wollust mein geliebtes Chatillon wieder gesehen, als den Tag. Eine schönere, balsamischere

Luft duftete mir entgegen. Der Himmel war hier blauer. Der Boden grüner, die Quelle stoischer dort. Eine lebendige Ruhe goß sich in mein Herz mit dem ersten Schritte, den ich in den Schatten der Pappeln that. Ich zog mit Wollust die Luft in meine Brust, die heimische Luft, diese liebliche Luft. Es war als ob ich tausend Jahre abwesend gewesen wäre. Ich durchlief jeden Winkel, ich setzte mich in jeden Schatten, ich kostete die reine Quelle. Mir war, als ob ich Jahre lang in einem finstern Gefängniße zugebracht hätte, und dieß wäre der erste Augenblick meiner Freiheit gewesen.

Ach, wenn ich hier nun im Schatten von ein Paar Ulmen liege, über Welt und Menschen nachsinne, immer gewisser, und immer fester wird mirs dann, daß die Vorsehung für Frankreich ein schreckliches Loos geworfen hat. Ehrgeiz und Geldgier treiben ohne Vorwürfe ihr Spiel, schlagen alle Tage der stillen, einfachen Tugend der Menschlichkeit neue Wunden, gewöhnen des Menschen Blicke an das Laster, welches der Ehrgeiz mit allen Schätzen der Kunst ausschmückt. Die häusliche Tugend zerrinnt, das einfache Glück, das Liebe und Ruhe giebt, wird unter dem vollen Gejauchze der frohlockenden Ehrgeizigen

schmacklos. Man rennt in das Gedränge, man will mitgenüssen, man taumelt den Weg des Lasters, der Verbrechen. O! wenn ich bedenke, daß die Dörfer von den Ufern dieses Flußes bis an jenen Bach, von dem Gebüsche hier im Thale, bis an jenem Berg zusammen gehörten, und abgesondert von der übrigen Welt waren; Arbeit und Glück, Ruhe und Zufriedenheit würden sich in schöner Eintracht über ihre Bewohner verbreiten. — Die Oper wäre nicht erfunden; die Bildhauerkunst würde noch in ihrem rohesten Anfange liegen; kein Marmorbruch würde geöffnet werden; aber die Liebe, die Natur, das Glück würde sie Spiele, würde sie Vergnügungen lehren, die keine Angst vergälte, keine Sorge und keine Reue vergiftete. Ach Caroline! in diesen Dörfern hätte ich dich gesehen, ich hätte dich geliebt; leichte, einfache Beweise meiner Liebe würden dein Auge auf mich gezogen haben. Ich hätte deine Thüre mit Blumen bekränzt, meine schönsten Lieder hätte ich an deinem Fenster gesungen, auf deinem Lieblingsplatze hätte ich dir eine Laube gebauet, einen Strohhut hätte ich dir geflochten, einen Stab geschnitzt, oder einen Becher zum trinken. — Sieh, das alles hätte ich gethan, um dir zu sagen, ich liebe dich. Meine Treue, meine

Redlichkeit, meine stille Zärtlichkeit würden dein Herz gerührt haben. Du hättest mir zugelächelt, hättest mir die Hand gedrückt, und endlich mir gesagt: Ich bin dein! Triumphirend hätte ich dich denn in meine Hütte geführt, und an meiner Freude jauchzend, hätte es dann das Dorf gehört, daß du mein wärest.

Nenne das nicht Ideal, Caroline, nenne es nicht einen täuschenden Traum, meine Geliebte! Was ist dann göttlicheres in unserer Natur, als Liebe, Wohlwollen, Freundschaft? und welchen andern Schauplatz sucht die Liebe, die innige Freundschaft, als die Unschuld dieser verlachten Schäferwelt. Soll die Vernunft, sollen die Wünsche, die Ahnungen der Unschuld, der Liebe weniger beweisen, als die schlaue Berechnung des Lasters, das seinen Wirkungskreiß zu dem Schauplatz macht, den die Vorsehung dem Menschen bestimmte? Erlebt nicht jeder Mensch eine Epoche in seinem Leben, und gerade, wenn er das Gefühl aller seiner erwachten Kräfte hat, wenn alle Hoffnungen leben, und fordern; erlebt er nicht einen Zeitpunkt, wo ihn alle Kräfte, alle Hoffnungen, in den engsten Kreiß der Liebe, der Freundschaft, der Einsamkeit, und in den Genuß einer Unschuldswelt mit Gewalt hindrängen? und soll dieses lebendige Gefühl, dieser allgemeine Instinkt, dem keiner

an Stärke gleich kömmt, nicht so viel Recht genieſſen, als die Sophiſterey einer Beredſamkeit, die erfunden zu ſeyn ſcheint, um den Menſchen für den Verluſt ſeines ſchönſten Glückes mit der Nothwendigkeit nicht zu tröſten, ſondern nur vor der Verzweiflung zu bewahren? — Nein, Caroline, es iſt kein Traum, den ich träume. Es iſt Wahrheit. Es iſt ein Gott, ſagte ein Philoſoph, denn ich kann ihn denken. Eben ſo wahr iſt es: es iſt ein menſchliches Glück, was ich denke, weil ich es denken kann! Laß mir einen Philoſophen dieſen Satz umwerfen! Ihm ſprechen alle meine Gefühle, meine Wünſche, meine Hoffnungen, meine Vorſtellungen von Glück und Tugend zu. In dieſem Kreiſe könnte die Menſchlichkeit, die Tugend gedeihen! Hier allein fiengen Tugend und Glück an Blüthen eines Baumes zu ſeyn, und wir dürfen nicht erſt ein troſtloſes Auge auf die dunkle Ewigkeit werfen, um Tugend die Quelle des Glückes zu nennen, wie es doch ſeyn muß, Caroline, ſeyn muß, wenn wir an die Gottheit glauben ſollen.

O daß das Laſter die Kraft hat, mir und dir, Caroline dieß Paradies zu zertrümmern, das wir ſehen, das wir wünſchen, nach dem wir ringen! das Paradies, das wir jetzt allein in einer menſchenleeren, alſo auch in

einer tugendleeren Wüste suchen müssen. Und wenn wir es nur finden, Caroline, o es sollte uns dennoch nicht an Gegenständen unseres Wohlwollens, unserer Menschlichkeit fehlen? Mit den Thieren umher wollten wir den Bund machen, den die Menschen verspotten: den Bund der Liebe, des Wohlthuns, der Hilfe. Sicher um uns her sollten die Vögel nisten; wir wollten ihnen Futter sammeln, wir wollten sie schützen vor den Raubthieren.

Mir stehen Thränen bey dieser Vorstellung im Auge, Caroline! ein Beweiß, wie weit ich noch entfernt von der Wirklichkeit bin! Und du Caroline, du fühlst eben das. Ach! dein Herz wird sich in diesem Briefe wieder finden. Je öfter ich deine Briefe lese, Caroline, je mehr sehe ich, daß uns die Vorsehung für einander schuff, und daß es die abscheulichste Grausamkeit ist, mir mein Gut vorzuenthalten. Sieh, da stehst du an den Thälern der Lahn, und baueſt dir eben das Paradies, das ich hier für uns unter den Bäumen zu Pillon aufbaue. O Caroline! wir würden es an jedem Ort der Welt mit uns hintragen; denn es ist unser Herz, unsere Unschuld, unsere Einfalt, mit denen wir überall auf der Erde jeden Wohnplatz schmücken würden. Ein Baum ein Hügel, eine Hütte, einfache Menschen,

denen wir gutes thun könnten, das ist alles, was wir bedürfen; und das ist unser Elend, daß jeder glaubt, wir bedürften mehr, und uns hindert glücklich zu seyn.

Ich lebe jetzt ruhig, und in der Stille. Das Preußische Heer stehet, sagt man, bey Luxemburg. Ich bin resignirt. Man flüchtet von allen Seiten. Auch mein Vater ist entflohen. Mein Oheim ist noch immer krank. Die Mönche sind alle fort. Er lebt noch allein auf der Abtey. Ich bin sein Krankenwärter. Blamont sagte er neulich: fliehe, fliehe! Ich lächelte: und wer sollte Ihrer pflegen? Auch wenn er nicht krank wäre, ich würde nicht einen Schritt weichen. Und so ist es besser; ich thue meine Pflicht! Truppen sind nicht hier. Dumourier steht bey la Chene, jenseit der Maas. Alles ist voll Erwartung, voll Furcht, voll Hoffnung. Ich lächle dazu. Was kann man mehr mir nehmen? Ruhig gehe ich unter dem dicken Laubdache meiner Pappeln auf und nieder, denke an dich, und vergesse, daß es Herrn giebt, die an der Gränze stehen.

Ich siegle zwar den Brief, Caroline; allein alle Wege sind jetzt abgeschnitten. Doch ich traue dem Glücke. Er geht über Saarlouis. Ich hoffe, Caroline; ich hoffe! Die Entscheidung ist nahe! Ich hoffe."

Caroline an Blamont.

„Deinen Zettel durch den Gefangenen habe ich richtig erhalten; allein sonst nicht eine Zeile. Addressire nichts mehr an das Bureau Francois für mich. Es hat aufgehört, seit Preußische Truppen hier liegen. Ach Blamont, ich wäre hundertmal vor Unruhe und Sorge um dich gestorben, wenn wir nicht von Pillon Nachricht erhalten hätten, die auch deiner als des Wärters an deines Oheims Sterbebette erwähnten. Du hast also meinen Brief erhalten, Blamont! und ich danke dir mein treuer Geliebter, daß du meine Bitte befolgtest, und wieder nach Chatillon giengest.

Jetzt las ich deinen Brief noch hundertmal, und nun ich dich ausser Gefahr weiß, nun gefällt mir dein Heldemuth so wohl; wenn es nun geschehen wäre, ich wollte, du wärst aus zehn Schlachten zurückgekehrt. Sieh, nun kann ich mich herzhaft an den Weg stellen denn wenn du aus der Schlacht mit deinen Waffenbrüdern zurückkommst: ich jauchze dir entgegen; sogar eine kleine, ganz kleine schmerzlose Wunde kann ich ertragen. Ich setze mich zu dir, ich wische dir das Blut ab, ich verbinde dich selbst, und dabey erzählst du mir deine Thaten. Gottlob, liebster Blamont! daß du wie-

der in Chatillon bist. O! nun ist es gut, sehr gut! Sieh, jetzt setzte ich mich nun hin, und lese meiner Freundin, unserer Wirthin, die Stellen vor, aus denen dein Muth, deine Tapferkeit, deine Unerschrockenheit so bestimmt hervorleuchtet, und nun solltest du sehen, wie stolz ich dabey aussehe. Noch mehr, ich habe ihr nicht gesagt, daß du schon wieder in Chatillon bist. Nicht ein Wort laß ich mich davon merken, und sie bewundert meinen Muth und meine Standhaftigkeit. Sieh, da las ich denn alle die Stellen, bey denen ich sonst bleich wurde vor Angst, bei denen ich sonst zitterte, daß ich das Blatt nicht halten konnte, alle die Stellen las ich ihr jetzt mit lauter pathetischer Stimme vor.

Aber nun darf sie auch einmal sagen: wenn er nun so bliebe! sieh, dann wird mir doch so bange, ob ich dich gleich sicher weiß, daß ich gern gestände, wenn ich mich nicht schämte. Ich halte es für Vermessenheit, so zu thun, und ich bin so abergläubisch furchtsam, daß ich es ihr doch noch gestehen werde, daß du sicher bist. Ich weiß, sie neckt mich damit, so oft sie mich sieht. Die Beschreibung deiner kleinen Wirthschaft macht mir jetzt viel Freude. Anfangs hat sie mir manche Thräne gekostet. Jetzt aber, Blamont, möchte ich

um vieles nicht wissen, daß du das nicht alles erlebt hättest. Nun weißt du doch, wie leicht es ist, sein Leben zu erhalten, und brauchen wir mehr? Ich zeichne jetzt wieder. Sieh, nun sitz ich da, und zeichne dich in der Hütte im Walde, an der Tonne, wie du an mich schreibst. Ich führe mit Wollust das Bley, das dich darstellt. Da sitzest du, den Kopf in die Hand gestützt, die Augen in die Wolken geschlagen, in der andern Hand mein Bild; an der Hütte steht deine Büchse, die mir so viele Angst gemacht hat. Daran arbeite ich jetzt ganze Tage, und mein Lehrer findet die Zeichnung gut.

Dein Billet, mein Freund ist in einer melancholischen Stimmung geschrieben. Mir gefällt der Verdruß gar nicht; denn man sieht es ihm zu deutlich an, daß nicht die Trennung von mir, sondern die Schurkereyen in Paris seine Quelle sind. Lieber Blamont! habe ich einen Kummer, außer dem, nicht bey dir zu seyn? Nein! Ich lebe allein in dir. Du aber, Blamont, theilst dich unter deiner Geliebten und unter deinem Vaterlande; ach, und es ist noch die Frage, wer deinen Blick öfters auf sich zieht, deine trauernde Geliebte, oder dein zerstörtes Vaterland? Denn läugne es nicht, Blamont, in das Gedränge, in den Tumult

der Ehrgeizigen, welche uns alles raubten, stossest du mich nur von ohngefähr mit hinein, um über Beyde mit Einer Stimme klagen zu können. Da klagst du, daß man dir deine Geliebte verweigert, drohest mit einem Sprunge deine Hoffnungen über das Grab hin zu retten, und nun fährst du fort: (man denkt, wie du nun deine Caroline in den Gefilden der Ewigkeit wieder finden wirst), nein du fährst fort: „was ist denn das, um was sie streiten?" Dann sitz ich da wieder unten am Throne eines Laffen: was hab ich denn immer mit Frankreich zu schaffen? und immer nur als die zweyte Figur im Gemälde? Ich will mehr als das, Blamont.

Das Ende hat mir gefallen, liebster Blamont; ach, ich weiß es sogleich, was für mich ist. Mein Herz fängt denn an so sanft zu klopfen, wenn ich lese, mein Auge lächelt so wollüstig in den Thränen, die das Entzücken hervorzieht. Sieh, da bin ichs ganz und allein. Das versteh ich. Ich begegne dir, wie eine Patriarchen-Tochter an einem Brunnen, der von zwey Linden beschattet ist. Ich führe dich von da in meines Vaters Hütte, ich werde dein Weib, wir wohnen in den Schatten schöner Bäume, wie ein paar glückliche Hirten. Sieh, da hattest du allein an mich gedacht,

Blamont. Ja Blamont, wie glücklich wollte ich seyn, wenn wir so gelebt hätten, oder noch besser, so noch leben könnten! O die Vorstellung hättest du uns meiner Seele gestohlen.

Ach! so gerne ich mich dem Zuge dieser reizend unschuldigen Vorstellungen überlasse; so gern ich mir einbilden mag, es ist so; eben so oft weckt der fürchterliche Anblick des Krieges, der täglich gewaltsamer und gehäufter sich vor meine Blicke drängt, mich aus diesem Traume. Da stand ich am Fenster, wie die ersten Preußischen Regimenter über den Rhein kamen. Das ganze gegenseitige Ufer war mit Menschen und Pferden bedeckt. Der Anblick der blitzenden Waffen, das Lärmen der Musik, das Trommeln, und diese schreckliche furchtbare, lautlose Ordnung der Regimenter, die selbst unsere ältesten Soldaten bewunderten, drang sich gewaltig auf mein Herz. Ich sah sie einmarschiren. Ich verstehe mich nicht darauf. Unsere Herren bewunderten den militärischen Geist der Preußen. Mir schien es furchtbar und schrecklich, dieses starre Leben, diese einförmige Bewegung der großen Maschine. So kamen nach und nach alle Tausende der Preußen über den Rhein, und sie bezogen nicht weit von der Stadt ein Lager.

Wir haben es besehen. Der Anblick ist reizend, Blamont; die langen Reihen der Zelte, und zwischen den Zelten, und hinter und vor den Zelten das fröhliche Gewimmel der Menschen in den allerseltsamsten Stellungen gruppirt. Wahrlich, ich habe diesen Männern dieses Leben der Natur beneidet. Zwar, wenn ich meine Blicke dann wieder ganz vorne hin warf, die Menge der tödtlichen Waffen, die Menge der Kanonen betrachtete, die da aufgepflanzt standen; so vergieng meine Freude, welche mir der Anblick dieser wandelnden Stadt machte. Es ist Musterung gewesen, ich sollte mit hinfahren. Ich schlug es aus. Was sollte mir dieser Anblick? Nachher bereuete ich es; denn mein Vater, und mein Bruder konnten nicht fertig werden, von der Schönheit dieser Truppen zu reden, die sogar die französischen Linientruppen übertreffen. Ich habe nur einen Preußischen Offizier auf ein Paar Stunden bey dem hiesigen Gouverneur, dem General W**, wo wir zu Mittage aßen, gesprochen. Ein artiger Mann. Er war sehr zurückhaltend, still, nicht vorlaut. Man macht ihnen allen das zum Vorwurf. Ich kann nicht darüber urtheilen. Dem, den ich sah, ließ es wie Bescheidenheit; doch diese Tugend ist unsern jungen Herren abscheulich. Mein Va-

ter hat die Erlaubniß erhalten, in Koblenz wohnen zu dürfen. Die meisten Familien haben die Stadt verlassen. Ach Blamont, ich habe das nicht ungern gesehen. Mein Vater war in Verbindungen, die sehr kostbar waren, vielleicht zu kostbar für unsern Stand. Man wollte nicht gestehen, daß man nicht mehr könnte, daß man für die Zukunft besorgt sey, man schämte sich. So haben sich hier schon viele Familien ruinirt. Die Gräfin Braujais machte anfangs einen ungeheuren Aufwand, und jetzt leben sie von dem Verkauf ihrer Kleider. So geht es mehreren Familien. Jeder fängt an die Last eines mehrjährigen Lebens in der Fremde zu fühlen, und hier, wo es so theuer ist, wie selbst nicht in Paris, ohne daß man, wie dort, den Vortheil hat, sich ehrenvoll zurückziehen zu können. Man wohnt in dem Kreise einer halben Stunde bey einander. Jeder bewacht den andern. Eine Schüssel weniger, ein Ring weniger, ein Domestik weniger, und die ganze Stadt weiß es. So geht der Aufwand fort, bis auf einmal eine ganze Familie in den Abgrund der Armuth versinkt.

Du kannst leicht denken, mit welchen Augen voll Liebe und Zutrauen man die braven Truppen betrachtet, die nun dieses gefährliche

Spiel gewinnen sollen. O! ich zittere, Blamont, ich zittere vor dem Anfange des Elendes, wenn ich nur einmal den Gedanken ganz leicht denke, es könnte mißlingen. Blamont, Blamont! was würde selbst aus uns werden, wenn es wäre?

Ich mag mich nicht erinnern, ich mag nicht zusammenreimen, ich gehe den Gedanken aus dem Wege, die sich mir aufdringen, von dem Zustande meiner Eltern. Ich zittere vor Angst. Da trat ich neulich durch die Schlafstube von hinten leise ins Kabinet, das an unser Zimmer stößt. Ich setzte mich, und zeichnete ein wenig. Nach und nach macht ein halblautes Gespräch meiner Eltern mich aufmerksam. Nein, nimmermehr! ruft mein Vater in ausserordentlicher Bewegung: lieber will ich — Meine Mutter fiel ein. Nun dann, sagte sie: ich kannte deine Delikatesse. Es ist geschehen. Er ist verkauft! — Wie? rief mein Vater: verkauft? ist es möglich? — Sind nicht, sagte meine Mutter: (erinnere dich ihrer rührenden Stimme, wenn sie einem etwas angenehmes sagen wollte), sind nicht, sagte sie mit dieser Stimme: diese beyden Thränen der Dankbarkeit in meines Mannes Augen mir mehr werth, als alle Stimmen der Welt? Soll ich nicht lieber wollen, daß mein Sohn

glücklich lebt, als daß ich alle Jahre einmal meinen unnützen Putz trage? O Gott! rief mein Vater. Ich hörte ein Geräusch. Ich sah durch die halb offene Thüre. Mein Vater sank vor meiner Mutter auf die Knien, und sie in seine Arme. Schnell flog ich zum Kabinet heraus, durch das Schlafzimmer in den Garten. Das Schauspiel war zu heilig. Mein ehrwürdiger Vater auf den Knien! das konnte ich nicht sehen. Ich verbarg mich in einem Winkel des Gartenhauses. Und nun seit diesem Augenblick bin ich so sparsam, so vorsichtig. Tausend kleine Listen gebrauche ich, um ein leinenes oder baumwollenes Kleid den ganzen Tag über anzubehalten, und meine seidenen zu schonen. Ich betrachte seitdem meine Mutter mit Ehrfurcht. Sie verkauft heimlich ihren Schmuck, um ihrem Manne eine bittere Stunde zu ersparen. Blamont, Blamont! welche Eltern, habe ich! O wie unsäglich glücklich würde ich seyn, wenn mein Vater es mir und dir erlaubte, für ihn zu arbeiten! Wie gern wollte ich mir den Schlaf entziehen, wie gerne selbst deinen Anblick; um ihn zu nähren! wie glücklich könnt ich seyn, wenn mein Vater wüßte, was Liebe wäre.

Nein Blamont, das weiß er nicht. Seltsam! Mein Vater ist ein gütiger Herr, ein

Mann von Ehre, ein sanfter, ein mittleidiger Vater, ein zärtlicher Ehemann, ein treuer Freund, ein guter Unterthan, ein anständiger Gesellschafter; aber wie soll ich das nennen? alles das nur in gewisser Rücksicht. Sein Grundsatz ist die Ehre, das Verhältniß seines Standes. Er handelt so, daß man oft glauben sollte, sein Herz sey vor Empfindung zerrissen. Er unterstützt einen Armen mit einer Thätigkeit, mit einer zuvorkommenden Feinheit. Er hört das Langweiligste, ja, das Eckelhafteste Dentail von einem Unglücklichen an. Er tröstet ihn; er hilft ihm mit Rath, mit Geld, mit seinen Ansehen. Man denkt, wenn der Arme geht, er würde nicht aufhören davon zu reden. Nichts weniger als das. Mitleiden war es nicht, was ihm Hilfe ablockte, sein Herz war kalt geblieben. Ich war es meinem Stande schuldig, ihm zu helfen! sagt er ganz kalt. Ach wenn ich diese Seite von dem Charakter meines Vaters bedenke, so gebe ich die Hoffnung ganz auf, daß er je in unsere Verbindung einwilligen wird. Nein, Blamont, ich schwärme mit einer Einbildungskraft in der ganzen Natur umher, um die seltsamsten Begebenheiten aufzufinden, sie zusammen zu reihen, ob nicht eine meinen Vater vermögen könnte, dir meine Hand zu ge-

ben; ich finde keine. Rette meinen Bruder, rette mir, rette ihm selbst das Leben: er theilt sein Vermögen mit dir, er verwendet den ganzen Einfluß, den er hat, für dich; er wird nun glauben dankbar genug gewesen zu seyn; aber seiner Tochter Hand? Das ist unmöglich! Mich macht zwar diese Gewißheit sehr traurig: allein eine bittere Empfindung behält doch die Oberhand. Nun dann, sage ich leise zu mir: wenn dann Ihre Tochter Ihnen nicht mehr ist, so mag sie dann noch weniger seyn! Ich will aufhören Ihren Namen zu führen. Nie soll der Name Liancourt über meine Lippen kommen. Wenn jemand mich fragt: wer war dein Vater? so will ich antworten: Mein Vater war der geringste Mann in Frankreich, ein Hirt, ein Taglöhner. Ich will aufhören meines Vaters Tochter zu seyn, damit ich aufhören darf unglücklich zu seyn. Sieh Blamont, ich will abrechnen mit meinem Vater. Ich will ihm den Namen zurückgeben, der ihn so stolz macht, an den mein Unglück gebunden ist. Nein, Blamont, von jetzt an bin ich ganz dein. Meiner Mutter eine Thräne des Abschieds, sobald du kommst, und dann flieg ich ohne Unruhe in deine Arme; denn jetzt muß selbst das zarteste Gewissen meine Vertheidigung übernehmen und sagen: sie that recht! Unsere Rech-

nung ist abgethan mit der Ablegung meines Namens, und so unterschreibe ich mich zum erstenmal, und nun mein Leben hindurch, Caroline Blamont.“

Caroline an Blamont.

„Ich habe deinen letzten Brief, Blamont, und meine unbeschreibliche Ruhe, die jetzt meine Seele fühlt, dankt dir dafür. Ja, Blamont, mein Herz hat sich in deinen Briefen wieder gefunden. O Blamont, wie kannst du mir sagen, es nicht für einen Wahn, für einen Traum zu halten, was ich so lebendig fühle! Nein, ich fühle es, wie ich mich selbst fühle, daß wir zu diesem Glücke, und zu keinem andern geboren sind. Und eben dieß Gefühl, diese Liebe zur Natur, zur Einsamkeit, zu einem Leben voll harmlosesten Unschuld, voll der einfachsten Freuden; dieß Herz, das so empfindlich für anderer Freude und Schmerz ist, das, Blamont, macht unsere Liebe so unüberwindlich. O mein Vater hätte längst über unsere Liebe gesiegt, wenn sie etwas anders, als Unschuld, als Tugend wäre. Diesen Brief les ich unaufhörlich. Ja, Blamont, es ist wahr, unaufhörlich bau ich in den Landthälern, die ich so liebe, ein Paradies für dich und mich.

Und auch das fühl ich dabey, Blamont, daß unsere Liebe uns nie wird ganz unglücklich sein lassen. Ich bin oft so ruhig, ja oft, wenn ich deine Briefe lese, so fröhlich, daß ich hüpfe. Die Entscheidung ist nahe, Blamont? Ist das, ist das? Mein Herz würde jauchzen; so entschlossen ich auch bin, unser Glück mit Geduld abzuwarten. Ich bin dein, Blamont! frag mich nicht, handle; ich bin dein!

Longwi ist über. Ach, Blamont, an der Angst meiner Mutter sah ich, was ich würde gelitten haben, wenn du Soldat geblieben wärest. Da steht meine Mutter; kommt ein Brief, so wird sie bleich wie ein Tuch. Sie will eine Frage thun, und die Worte ersterben ihr auf den Lippen. Da steht sie, betrachtet meinen Vater, während des Lesens, mit Blicken, die sich nicht beschreiben lassen, in denen Furcht, Verzweiflung mit Hoffnung ringen. Kommt ein Brief von meinen Bruder selbst, so lacht der ganze Himmel in ihren Augen. Sie zittert vor Freuden, wenn sie hört, daß er gesund ist.

Du glaubst nicht, welch eine Scene das war, wie er zur Armee abgieng. Meine Mutter hielt ihn lange, lange in ihren Armen, sie benetzte ihn mit heissen Thränen. Endlich sagte sie, was sie gewiß nicht fühlte: Sey brav mein

Sohn! Und in dem Augenblicke schien ihre Empfindung die einmal geöffneten Lippen zu überwältigen. Sie schrie laut auf, und bat den Himmel um Erbarmen. Meines Vaters gerunzelte Stirne schien sie zu sich selbst zu bringen. Leb wohl, sagte sie: ach! denke mein Sohn, daß du eine Mutter am Leben hast. Sie gieng, und nach einigen Augenblicken war sie wieder da. Sie hatte ihm immer noch etwas zu sagen, um ihn nur noch einmal umarmen zu können. Wie er gieng um zu Pferde zu steigen, da umarmte sie mich, drückte mich so heftig, so seltsam an sich, als ob sie sich betäuben wollte. Mein Vater umarmte Liancourt; er sagte ihm, daß seine Ehre ihm aufgefordert habe, Soldat zu werden, so wie ihm jetzt nur die Ehre auffordere, ein Mann zu seyn, und sein Leben nicht zu achten. Mein Bruder schien für seine Lage unempfindlich. Er schien die ganze Scene gerne abbrechen zu wollen. Er flog im vollem Gallopp dahin. Sicher aber hat er es empfunden, was er uns allen ist. Noch den Abend vorher, traf ich ihn in einem Lehnstuhle sitzend an. Helle Thränen rollten über seine Wangen, und drangen zwischen den Fingern hervor, mit welchen er die Augen bedeckte.

Liancourt, sagte ich: laß die Thränen

nicht deine Mutter sehen! O, sagte er: laß sie die ganze Welt sehen! Ich schäme mich nicht ein Mensch zu seyn! — Was ich dabey gelitten habe, kannst du leicht denken. Wir haben Briefe von ihm aus Longwi. Er ist gesund. Wie es kommt, weiß ich nicht; aber ich nehme nicht mehr den Theil an der allgemeinen Freude, welchen der glückliche Anfang des Feldzuges hier verursachet hat. Die Freude ist unbeschreiblich. Ich blieb kalt bey der Nachricht. Bleibt man doch kalt und ungerührt bey meinem Zustande. Da ist Niemand — doch meine Mutter will ich ausnehmen. — Gestern sah sie, wie ich mir Papier und Feder hollte. An wem ich schreiben wollte, fragte sie. Ich nannte Liancourt. Sie lächelte. Er wird sich freuen, sagte sie, seinen alten Freund wieder zu sehen, besonders den Freund seiner Jugend. Grüße ihn von mir, setzte sie zweydeutig hinzu. Ich küßte ihr die Hand. O mein Kind, sagte sie: ich konnte dein Schicksal nicht bestimmen. Grüße ihn! — Den Freund seiner Jugend, oder Liancourt? Ihre Miene war, als ob sie sich freute, daß es auf beyde gehen könnte. Es kann nicht lange mehr dauern, und man ist zu Paris. In Longwi soll die Freude des Volkes über die Widerherstellung der Ordnung unbeschreiblich gewesen seyn. Wo-

hin es nun geht, weiß noch Niemand; man meint gerade nach Paris.

Blamont darf ich die einzige furchtsame Bitte noch hinzusetzen, dich der Gefahr zu entziehen, die dir drohen könnte? Vielleicht bist du schon fort; vielleicht ist meine Angst vergeblich, die ich noch so lange tragen muß, bis ich Briefe von dir habe. Ich kenne einen Ort, Blamont, in den für dich Sicherheit und Glück wohnt, den Busen deiner Caroline. Ich zittere für dich. Ich bitte dich Blamont, gehe allen Leuten aus dem Wege und schweig."

Blamont an Caroline.

„Ich sitze noch immer an dem Krankenbette meines Oheims, und um mich her tobt der Krieg. Chatillon ist leer, in Pillon und Mangienne sind nur noch Mädchen und Greise. Die jungen Leute liegen in den Wäldern. Wie die ersten Truppen sich sehen ließen, (ich hätte es untersagt, meinem kranken Oheim etwas merken zu lassen) so öffnete sich die Thüre: eine alte Frau, die einzige in der Abtey, tratt mit einen todtenbleichen Gesichte, mit grossen offenen Augen voll Angst, und mit schlotternden Knien in das Zimmer. Ich gieng heraus. Der Hof war voll Soldaten. Meine Herren, sagte

ich: ich ersuche Sie hier auf dem Hofe das Lärmen zu vermeiden. Mein Oheim, der Prior der Abtey liegt auf dem Tod krank. Alles was sonst zu ihrer Bequemlichkeit steht, nehmen Sie sich. Dort an der Chaussee, das große Haus ist das meinige; seyn Sie so gütig, dem, den Vorzug zu gönnen. Sie werden keinen Menschen finden. Die Furcht hat sie verjagt: das alte Weib stand hinter mir. Ich gab ihr den Schlüssel zu meinem Hause. Meine Mutter ist auf der Abtey. Schließe sie den Herren auf. Ich werde selbst zu Ihnen kommen, sobald ich meinen kranken Oheim versorgt habe. So gieng alles Gut. Ich bin fertig mit Ihnen geworden. Die Hauptarmee bezog den Tag darauf ein Lager bey Pillon. Ich saß ruhig bey meinem Oheim. Meine Mutter hatte auf mein Zureden ihr Haus wieder bezogen. Ich gieng ab und zu. Uiberall war es voll. Es geschehen keine Unordnungen, als die der Krieg unvermeidlich macht. Ich mußte sogar einige Offiziere in der Kirche der Abtey umher führen. Man besah die Bibliothek. So gieng der Tag hin. Am andern Morgen kam dann endlich dein Bruder; Liancourt kam, und mit ihm ein Haufen Ausgewanderter. Meine Mutter rief mich, ich flog ihm entgegen. Ich ver-

beugte mich gegen ihm; denn man hatte ihm umringt. Herr Liancourt, hob ich an.

„Nicht so, Blamont, nicht so!“ Er schlang seine Arme um mich. Meine Herren, rief er: dieß ist der Freund meiner Jugend, und soll ich Ihnen noch mehr sagen? Dieser Mann hat den größten Theil meines Vermögens gerettet. Sie traten mit mir ein. Ich fragte, ob er in Pillon gewesen wäre. Er schüttelte den Kopf. Ich werd es noch oft genug sehen, wenn alles gut geht, und, das flüsterte er mir zu: geht es nicht, so hab ich schon viel, zu viel gesehen. Ich brachte meinen letzten Wein, den ich hatte. Sie tranken auch deine Gesundheit Caroline. Er gieng einen Augenblick zu meinen Oheim. Dann war er ein halbes Stündchen mit mir allein im Klostergarten. Wir vergossen beyde Thränen. Ich fragte ihm auf sein Gewissen über seine Hoffnungen. So, so! sagte er: Hoffnungen! Hoffnungen! Freund, sie sind das Glück des menschlichen Herzens: allein bey wichtigen Dingen sollte man thun, als ob keine Hoffnung in der Welt wäre. Sie waren verwegen, und dann unerfüllt, mißtrauisch. Dann sprachen wir von dir, Caroline. Er schloß mich herzlich in seine Arme. O! sagte er, und mit Innigkeit: und wenn mich mein Schicksal nichts gelehrt hat,

so habe ich doch das gelernt, daß Freundschaft mehr ist, mehr thut, mehr giebt, als Politik. Ich ehre eure Liebe, denn Caroline war gewiß die einzige in Koblenz, die das allgemeine Unglück unsers Standes mit Gleichgültigkeit ertrug. Und selbst ihre Thränen, die sie um dich vergoß, waren ihr süsser, als unsere allersüssesten Hoffnungen. Wenn, wenn, setzte er genährt hinzu, wenn mein Schicksal mit mir versöhnt ist, dann Blamont, ist dein und meiner Schwester Glück meine erste That.

Du kannst leicht denken, Caroline, wie mich das alles rührte. Er gieng mit mir auf mein Zimmer. Wie er alle deine Möbeln erblickte, lächelte er mir zu. Jetzt weiß ich, sagte er: was dich so an Chatillon festhält. Ich sah ihn ungern von mir scheiden.

Verdün ist über, und die Armee ist über die Maas gegangen. Ich habe deinem Bruder Lebewohl gesagt. Er hofft noch länger in dieser Gegend zu bleiben; denn das Korps, bey dem er steht, glaubt er, soll den Paß bey Liesme beobachten. Die Hauptarmee wird über Bar le Düc vordringen. Meinen Oheim hab ich, so krank er war, nach Pillon bringen lassen, wo ich mich ebenfalls jetzt aufhalte. Man hatte in die Kirche der Abtey ein Heumagazin gebracht, Unvorsichtigkeit zündete es an. Die

Kirche brannte ab. Die Abtey ist zwar gerettet; allein meinen Oheim kann der Schrecken das Leben kosten. Ich bin ruhig, Caroline, so viel Mühe es mir kostet. Ist Ihnen etwas? fragte mich ein Offizier, wie ich meinen Oheim von der Abtey herabtragen ließ. Eine Kleinigkeit, sagte ich lächelnd, der Brand wird einem alten ehrlichen Manne das Leben kosten! Der Offizier war so gefällig mir einen Wagen anzuleiten, um ihn transportiren zu können. Nun wohne ich zu Pillon. Deine arme Madam Douet ist auch in großer Gefahr gewesen, indeß sie ist glücklich gerettet. Soldaten kommen einen Morgen noch ganz früh nach St. Michael, um ihren Mann abzuhollen. Er ist nicht da. Man will es nicht glauben. Man droht. Madam Douet verliert die Besinnung, sie hält sich und ihre Töchter für verloren. Sie verläßt das Zimmer, und stürzt sich in den Brunnen auf ihrem Hofe. Man hat sie glücklich gerettet, und sie soll wieder auf der Besserung seyn.

Oft schlage ich mitten in einem Geschäfte die Hand an die Stirne, und frage mich selbst, ob ich wache, ob ich unter Menschen bin? die jüngste Tochter der Madame Douet war hier. Wenn sie den Unfall ihrer Mutter erzählte, so wurde sie noch jedesmal bleich wie Kalk. „Und

mein Vater war wahrhaftig, wahrhaftig nicht im Hause!" Sie beschwor es noch mit so vielem Eifer, als ob sie noch von den Soldaten umringt gewesen wäre.

Ich höre das an, lächle, als ob michs nicht angeht, antworte kein Wort; und meine Brust liegt so voll Schmerz, so voll, daß sie zerspringen möchte. Was sind doch alle menschliche Hoffnungen? Ich habe Liancourt einige Lebensmittel gebracht. Sie fehlen ganz. Einige Flaschen Wein waren ihm am willkommensten. Ee begleitete mich nach Romagne, wo ich wegen des abscheulichen Wetters bleiben mußte. Ich bat ihm, mit mir nach Chatillon zu gehen. Er schlug es ab. So zieht jeden sein Schicksal. —

Lebwohl, Caroline! Weine über das Unglück deines Vaterlandes, Caroline! Und mitten unter dem Schmerze fühle ich dennoch, daß ich, wie sehr ich dich liebe! Caroline, warum lebten wir beyde zu einer Zeit, da ich von deinem Arm umschlungen, ganz dein, ganz glücklich, dennoch, dennoch seufzen muß? Warum muß ich klagen, da du mein bist? Leb wohl!"

Blamont an Caroline.

„Unser Schicksal, Caroline, ist entschieden. Der König ist gefangen, die Tugend ist geächtet: die Vaterlandsliebe wird eingekerkert, der Königsmord ist beschlossen. Das Glück, das sonst die Rache sanfter macht, die Wuth beruhigt, selbst den rasendsten Zorn besänftigt, hat ihn noch stärker entflammt, und treibt jetzt zu Verbrechen, welche die Menschheit erschrecken. Verdün ist schon wieder in den Händen der wilden Republikaner. Seit drey Tagen steht die Armee der Deutschen in unserm Walde längs der Chaussee, die der unaufhörliche Regen zu einem See gemacht hat, in welchem Wagen, Kanonen mit elenden Pferden bespann, schwimmen. Da stehen sie die Unglücklichen, ohne Zelt, ohne Lager, den Schlägen des Himmels ausgesetzt, der taub gegen alles Bitten noch beständig mit Wasserfluthen das unglückliche Land überschwemmet, das jetzt der Schauplatz der Zerstöhrung, und wahrscheinlich des blutigsten Bürgerkrieges werden wird.

Auch dein Bruder kam, Caroline. Ach, Caroline, nie mag ich den Augenblick wieder erleben, einen Menschen in meine Arme zu schließen, der alles, alles, alles, auch die

fernste Hoffnung verloren hat. Laß mich darüber hinwegeilen! Ich liebte ihn, und er war Carolinens Bruder. Ach nun bin ich doch wohl vom Elende umringt. Mein Vater ist erschossen, mein Oheim am Rande des Todes, meine Mutter von den wiederholten Schlägen des Schreckens krank, um mich her zehn Hospitäler, wo Tausende hilflos jammern, und endlich in Paris eine Rotte, die sich verschworen hat, ihr Glück zum Sturze meines Vaterlandes zu nützen. O! soll ich noch Unglück erleben, so gebe es mir mein Schicksal in dieser Minute! Elender kann ich nicht werden, als ich bin, und mit dem Schmerze, mit dem ich all mein jetziges Elend bezahle, mit dem Schmerze könnte ich eine Welt voll Jammer tragen.

Sieh, Caroline, und wenn ich nun meine Hände aufhebe, der Himmel bleibt eisern, meinem Bitten verschlossen. So geht eine Hoffnung nach der andern hin, ein Faden meines Glücks nach dem andern reißt. Alle meine Gedanken rund um mich her kehren traurig wieder. O es ist; als wollte der Himmel alle meine Hoffnungen, Gedanken, Wünsche, Begierden, auf dich richten, alles soll für mich aufhören, damit du mir alles bist. Was du meiner Liebe schon bist, das sollst du allen

Kräften meiner Seele werden, mein Alles, mein Weltgut dann, Caroline! Mehr kann ich dich nicht lieben, als sonst; aber jetzt will ich dich einzig lieben. Alles hat aufgehört für mich zu seyn. Kalt und ruhig könnte ich mich jetzt an die Seite des Todes stellen, und sehen, wie er die Welt entvölkert, wenn er nur dich verschonte. Mein Mitleiden hat aufgehört, seit ich alles um mich her elend sehe. Ich fange an zu glauben, daß Schwarz wie das Gesicht, ein Sinn des Menschen ist.

Alles ist ruhig um uns her, Caroline, ruhig wie das Grab, wie eine schreckliche Einöde. Ich höre nichts mehr, als die Seufzer meines Oheims, und die Klagen meiner Mutter. Ich erwarte nichts mehr, Caroline, als noch einen Brief von dir, und den letzten Seufzer meines kranken Wohlthäters. Meine letzte Thräne falle dann in seinen Sarg! dann fliehe ich mit meinem Vermögen zu dir, Caroline, und in deinen Armen will ich vergessen, daß ich ein Mensch bin. In die tiefste Einsamkeit will ich mit dir flüchten. Der Raum, den wir bewohnen, soll mein Vaterland seyn, du sein Schutzgeist, dein Lächeln sein Friede, deine Freude sein Reichthum. Caroline, ich will, wie einen Traum mein vergangenes Leben vergessen; ich will thun, als ob der Seufzer un-

ferer Liebe mein einziges Geschäft, mein einziger Gedanke gewesen wäre. Schreib mir, Caroline, schreib mir, wo du bist. Unser Schicksall ist entschieden, wir wollen noch glücklich leben, der Rotte zum Trotz, die deinen Stand und dich ächtete, und den Menschen zum Trotz, die unsere Liebe ächteten. Irgend ein Weg wird deine Briefe zu mir führen, und weißt du keinen andern Weg, so sende deinen Brief durch einen Einschluß an das Postamt zu Yassel, so wie auch dieser eben denselben Weg nimmt. Ach Caroline! wenn werde ich endlich statt der Seufzer der Sterbenden, die mich umringen, den Seufzer der Liebe wieder hören! Wann werd ich als ein Unglücklicher aus der Finsterniß meines Elendes in den belebenden Sonnenschein deiner Liebe tretten! Dann ist die Entscheidung. Ich erwarte deine Briefe mit der Ungeduld eines Unglücklichen.

Das war der letzte Brief, den Caroline von Blamont erhielt. Zwey Briefe von ihm waren schon verlohren gegangen. Diesen erhielt sie in Koblenz, gerade zu der Zeit, da Küstine den Einfall von Landau her in Deutschland machte. Zu gleicher Zeit trafen die beyden unglücklichen Nachrichten des ganz gescheiterten Feldzuges an der Maas, und des Einfalls der Franzosen in Koblenz ein. Das Elend

war unbeschreiblich unter allen französischen Familien. Alle ihre Hoffnungen waren untergegangen, sie fahren dem schrecklichen Elende, einer völligen Hilflosigkeit entgegen. Die schwankende Gesundheit von Carolinens Mutter erhielt einen neuen und gewaltsamen Stoß durch diese Schreckensnachrichten. Liancourt blieb in Flandern. Er schrieb seinen Eltern, daß es ihm gut gienge, daß er seine Bedürfnisse durch eine glückliche Lage, die er fand, bestreiten könnte; und in der That rang er mit immer noch größerer Hilflosigkeit, als die war, die seine Eltern niederdrückte. Seine Briefe, die alle heiter waren, richteten die Familien auf. Einer von Ihnen, das war ihre Freude, lebte doch ohne Mangel. Caroline schrieb an Blamont mit allen Gelegenheiten, die sie finden konnte. Sie schildert ihm ihr Elend. Nein, schrieb sie ihm, so lange meine Eltern in diesem Elende leben, so lange wird mich auch deine Stimme nicht aus ihren Armen locken. Sie bat ihn, noch Geduld zu haben, bis ein günstigeres Schicksal ihrem Elende eine bessere Wendung gäbe. Sie erhielt keine Antwort von Blamont. Blamont hatte keine Antwort erhalten.

Gerade um diese Zeit nahm Küstine Mainz, und bedrohete selbst Koblenz. Jetzt stieg das

Elend aller Familien auf den höchsten Grad. Sie mußten Koblenz verlassen, Koblenz, das sie reich gemacht hatten, und das nun ihren bittersten Feinden flehende Deputirte entgegen sandte. Viele verließen Koblenz, in das sie mit mehreren glänzenden Wagen eingezogen waren, zu Fuße, im Winter ohne zu wissen, wohin; selbst noch nach mehreren Jahren mit den Sitten des neuen Landes, in dem sie nun leben sollten, ganz unbekannt, und gänzlich unbekannt mit seiner Sprache.

Der Vikomte kam finster und Wortlos zu Hause. Er betrachtete mit gerunzelter Stirn seine schwache Frau. Endlich kam er dann mit der Nachricht hervor, daß Koblenz ihnen nicht länger Sicherheit gewähren könnte. Die Vikomtes schlug die Augen gen Himmel, und seufzte; Caroline sah ihre Mutter an, küßte ihr die Hand, und weinte. Morgen müssen wir reisen! Man schwieg. Noch hatte der Vikomte etwas auf den Herzen. Er gieng mit sich selbst kämpfend das Zimmer auf und ab. Er reichte endlich seiner Gemalin die Hand. „Liebe Frau, ich gestehe es, unser Elend ist groß; allein es ist — größer, als du denkst."

O mein Sohn! o mein Bruder! riefen Mutter und Tochter zugleich, und sanken laut schreyend einander in die Arme. Liancourt

lebt! rief der Vikomte. Nun sahen beyde ihn erwartend an, was für ein Unglück er Ihnen anzukündigen hätte. Unser Vermögen ist hin, hob der Vikomte zögernd an: wir werden Mühe haben uns selbst zu ernähren. O es geht mir durch die Seele! wir müssen unsere Domestiken abschaffen. Carolinen traten die Thränen in die Augen, und der Vikomte tröstete sie. Caroline weinte nicht über ihre Jungfer, sie weinte über Luzie, die sie liebte, die sie verlieren sollte, und noch mehr, die unglücklich wurde. Indeß es war nicht anders. Noch mehr, Caroline wurde von ihrem Vater ersucht, den beyden Domestiken ihre Trennung anzukündigen.

Der Bediente machte keine Umstände. Er nahm seinen Lohn, und gieng. Luzie aber, da sie Carolinens Thränen sah, fieng sogleich an zu weinen, und wie sie den Auftrag ihres Fräuleins angehört hatte, so blieb sie steif und und fest dabey, daß es nicht angehe. Sie schwor, sie wollte Carolinen nicht verlassen. Sie lief zum Vikomte, und setzte ihn in nicht geringe Verlegenheit durch ihren Entschluß, bey Carolinen zu bleiben. Caroline erklärte dann endlich Luzien, daß man sie nicht länger ernähren könne. Der Vikomte stampfte vor Verdruß auf den Boden. Luzie sagte gerührt,

daß sie keinen Lohn verlange; sie könne von dem, was sie sich im Dienste erspart hätte, eine Zeitlang leben; und dann, setzte sie hinzu: habe ich ein Paar Arme, womit ich Sie, mein theures Fräulein, gegen den Hunger schützen will. Das nahm der Vikomte beinahe übel. Caroline aber schloß ihr Mädchen zärtlich in ihre Arme. Ja, Luzie, sagte sie: du sollst bei mir bleiben, um die Wette wollen wir beide arbeiten. An Großmuth kann ich es dir nicht nachthun, aber an Liebe will ichs, an Liebe, meine Luzie, gewiß. Der Vikomte verließ das Zimmer. Er fühlte, daß er Carolinen nicht tadeln konnte; aber er fühlte sich doch erniedrigt durch diese Szene.

Am Abend wollte Luzie Carolinen ausziehen, und sie erhielt trotz Carolinens Sträuben ihren Willen. Sie zog sie mit einer ganz ungezwungenen Ehrerbietung aus. Dann aber fiel Caroline über Luzien her, und es half nichts, sie mußte sich auch von ihr ausziehen lassen.

Am andern Morgen fuhren sie ab, den Rhein hinunter nach Westphalen zu. Auf der ersten Poststation kam ein junger Bursche zu ihnen. Er näherte sich dem Vikomte beim Aussteigen, und bat ihn um Luzien, die er für seine Braut erklärte. Luzie gestand mit

Erröthen, daß sie ihm ihr Wort und ihr Herz gegeben habe; allein die Liebe zu Carolinen, sagte sie zögernd: — mein Bräutigam ist ja noch jung, ich auch. Nein, wir beide können noch warten. Caroline sah mit großen Augen Luzien an. Sie nahm sie allein. Luzie, liebst du den jungen Menschen? „Ja!" Zärtlich? „Ja!" Dann, dann, rief Caroline: dann sollst du fort, sollst mit ihm. Wie? rief sie, und faltete die Hände, ich sollte einen Augenblick dir das Glück verzögern, das Glück, um das ich allein seufze? Luzie, ich liebe auch. Ach, ich weiß, was es heißt, einen Augenblick zögern. Fort! Fort! du sollst fort! Und Luzie mußte gehorchen, da ihr Caroline noch obenein vorstellte, daß sie ihr als Frau (Luziens Bräutigam war begütert) nützlicher seyn könnte, als wie Gesellschafterin.

Ja, ich weiß, sagte Luzie: daß Sie meine Dienste nicht annehmen werden. — O gewiß, Luzie! das werd ich! — „So zeigen Sie es. Hier ist das Geld, was ich mir gespart habe. Nehmen Sie das. „Caroline lächelte, küßte Luzien: Warum nicht, Luzie? gieb! und zur Belohnung bestelle diesen Brief. Er ist an meinen Geliebten, einen Pächter, mit Namen Blamont. Du findest die ganze Addresse auf dem Briefe. Caroline umarmte

das Mädchen, sagte ihr Lebewohl, und nun flog Luzie mit aller heftigen Zärtlichkeit der Liebe ihrem Geliebten in die Arme, und hüpfte mit ihm nach Koblenz.

Das seltsame Mädchen! sagte der Vikomte: ich wollte, ich könnte ihre Anhänglichkeit an uns belohnen. „Das hab ich gethan, Vater!„ Womit? — Ich habe diese Börse mit Geld von ihr genommen.“ — Der Vikomte fuhr auf abscheulich! das nennst du Belohnung? He! Himmel! wen send ich nach? einen Domestik! und erzeigt mir eine Wohlthat! das nennst du Belohnung. — „Für das Herz dieses Mädchens, mein Vater, gewiß. Und ich gäbe diese Börse um viele Reichthümer nicht weg. O mein Vater, glauben Sie denn, daß kein Herz, als die des Adels menschlich fühle?“

Der Vikomte befahl Carolinen zu schweigen. Sie schwieg. Eine Schwachheit der Mutter zwang die Familie schon den zweiten Tag in einem kleinen Städchen liegen zu bleiben. Von hier aus schrieb Caroline noch ein Paarmal an Blamont; o was schrieb sie ihm nicht! und erhielt keine Antwort. Sie schrieb an die Roßiere, und legte einen Brief an Blamont ein. Das arme Mädchen erhielt von Roßieren Antwort, daß Blamont gesund und mun-

ter sey, daß sie ihm Carolinens Brief gegeben habe, und daß er längst würde geantwortet haben, wenn er nicht eine unglaubliche Menge Geschäfte durch den Tod seiner Mutter sich auf den Hals geladen hätte. Das war wieder so ein gutherziger Betrug der Roßiere.

Blamont der arme Blamont, hoffte mit immer wachsender Ungeduld auf einen Brief von Carolinen. Seine Mutter war gestorben. Er verkaufte seine Besitzungen; seine Geräthschaften, unter dem Vorwande, sich in einem andern Departement anzukaufen. Nun war er bereit, mit dem, was er zu Gelde gemacht hatte, und mit dem Nachlasse seines Oheims, so bald dieser todt wäre, und Carolinens Brief ihn riefe, nach Deutschland abzureisen. Er erhielt von Carolinen nicht eine Zeile seit Ende des Augusts, da sie ihn zuletzt geschrieben hatte. Drey Monate hindurch hofte er von Tag zu Tag. Er schrieb. Die Briefe giengen bey der Unordnung, in welcher die Posten am Rhein sich damals befanden, bei den ganz seltsamen Wegen, die sie laufen mußten, verloren. Seine Unruhe ward unerträglich. Er belud sich mit einem Theile des Vermögens, und nahm auf ein Paar Tage von seinem Oheim Abschied. Dann gieng er durch Wald, und unwegsame Gegenden an die Gränze,

und kam glücklich nach Trier. Von da flog er nach Koblenz. Hier hörte er, daß die Liancourtsche Familie nicht mehr in dieser Stadt sey. Niemand wußte, wohin sie war. Selbst Liancourts Wirth hatte Koblenz aus Furcht verlassen. Er hinterließ hier einen Brief an Liancourt bey des Vikomte ehemaligem Wirthe, worinn er ihn bat, ihm sobald als möglich von dem Aufenthalte Carolinens Nachricht zu geben. Der Brief fiel erst später in Liancourts Hände und Liancourt beantwortete ihn eben so wenig, als er Carolinen davon etwas merken ließ.

Gerade um diese Zeit, da Blamont in Deutschland war, kam Carolinens Brief an die Roßiere. Was sollte die arme Roßiere machen? Die arme Caroline jammerte in ihrem Brief gegen die Roßiere über Blamonts unbegreifliches Schweigen. Sie bat sie, Blamont zu sagen, er möchte schreiben, wenn er nicht bald hören wollte, daß seine Caroline vor Gram gestorben sey. Und nun war Blamont gar fort, und alles, was die Roßiere in Erfahrung bringen konnte, war, er sey nach Paris gereißt, um sich dort die Erlaubniß auszuwirken, sich in einem anderen Departement ankaufen zu dürfen. Durfte sie das der trostlosen Caroline schreiben? Sie schrieb also, was wir wissen, in der Hoffnung, daß Bla-

mont entweder wieder kommen, oder von seinem neuen Wohnorte aus schreiben würde. Blamont kam zurück. Die Roßiere erschrack nicht wenig, da der Brief an ihn von Caroline indeß verloren gegangen war. Sie schwieg also ganz, und Blamont konnte nicht schreiben, weil er nicht wußte, wo Caroline sich aufhielt.

Caroline erhielt der Roßiere Antwort. „Gesund? munter? kann nicht schreiben wegen Geschäften?“ Ihr fror bei diesem Briefe das Blut in den Adern. Sie erblaßte. Es ist nicht möglich! rief sie. Sie las. Da stand es in dürren Worten. Er ist gesund, munter, und so weiter. Da setzte sie sich hin, die Hände gefalten über dem Briefe, der in ihrem Schoße lag, den Kopf hinten über gelähnt, die großen Augen an die Decke des kleinen Kämmerchens gerichtet, indem sie saß und fror, und dachte darüber nach, bis sich ihre Gedanken verwirrten, bis ihr Nachsinnen in eine dumpfe Gefühllosigkeit übergieng, die sich dann in einen Strom von Thränen auflöste. Sie ergriff die Feder, schrieb, schrieb, o man hätte können Steinen mit diesen Klagen Thränen abpressen, und sie zerriß den Brief wieder, weil sie wiederum rief: Es ist nicht möglich! Sie harrte von Posttage zu Posttage. Mit jedem

Tag mehr schlich sich auch ein Zweifel mehr ein, daß es dennoch wohl möglich seyn könnte. Diese Zweifel gruben sich mit einer giftigen Spitze in ihr Herz. Diese Treue so belohnt! diese Liebe volle himmlische Treue! — abscheulich! entsetzlich!

Sie schrieb zwanzig Briefe. Nicht einer gieng ab. Das war ihr zu bitter; denn es war doch nicht möglich. Jenes war ihr zu demüthig. Soll ich um die Liebe betteln, die er mir entzogen hat? Nach einigen Wochen schon war ihre Verzweiflung ein stiller Gram geworden, der aber in ihrem Herzen mächtig um sich fraß. Noch immer erhielt sie keinen Brief. Diese ungeheure Undankbarkeit machte eine seltsame Wirkung auf ihr Herz. Sie glaubte mit ihrem Gram der Spott ihres Vaters zu werden. Deßhalb verschloß sie ihn. Nun ward sie kalt und theilnahmslos. Eine Art von Menschenhaß setzte sich in ihrer Seele fest, der sich aber durch nichts anders äusserte als durch ihre Kälte. Sie ward nicht bitter, vielmehr that sie noch zärtlicher, was sie zu thun hatte, und mit einer immer gleichen Gefälligkeit. Nur in den einsamen Stunden der Nacht weinte sie dem Undankbaren noch Thränen eines zärtlichen Andenkens, und eines zerstörenden Grams.

Auf einmal erschien wieder Touai wieder mit einem Briefe von Liancourt. Ganz von ohngefähr traf Touai den unglücklichen Franzosen in Holland. Er redete ihn an. Liancourt will ihm entzwischen. Jener umarmt ihn, hält ihn fest, drängt sich an ihn, und das mit so viel Schonung, daß es ihm gelingt. Man redet vom Kriege, von Koblenz, von alten Geschichten. Touai fragt nach dem Vikomte, nach Carolinen. Eine hohe Röthe bedeckt seine Wangen, als er den geliebten Namen nennet. Mit Zittern fragt er, ob sie verheurathet ist. Sein Auge funkelt vor Freude, wie er hört, Nein! Freudig schließt er den jungen Mann in seine Arme. Man verläßt sich; man sieht sich wieder, und das Gespräch kommt wieder auf Carolinen. Touai fragt, ob Caroline noch in Verbindung mit dem jungen Menschen sey, dessen Briefe er gelesen habe. Liancourt, von seinem Elende niedergedrückt, vergißt seines Freundes, denkt nur an seine Eltern, und sagt: ich glaube die Verbindung ist aufgehoben. Touai schreit vor Freude auf, bittet um Liancourts Beistand, entdeckt ihm seine noch immer heisse Neigung gegen Carolinen, bietet ihm sein Vermögen an. Liancourt schlägt alle Unterstützung aus. „Wenn Carolinen Ihnen ihre Hand giebt, Touai, dann will ich mit

Vergnügen ihr Suldner werden. Jetzt aber — reisen Sie, ich wünsche Ihnen Glück; ich hoffe bald von Ihnen Nachrichten zu hören."

Touai kommt bey dem Vikomte an. Er bringt Briefe von Liancourt. Man setzt sich, man plaudert. Caroline tritt ins Zimmer. Touai geht ihr entgegen, küßt ihr die Hand. Caroline erbleicht, zittert. Er wünscht mit ihr allein zu seyn. Vergebens! Der Vikomte bleibt. Er wünscht eine Anspielung auf seine alte Neigung. Vergebens? Der Vikomte behandelte ihn gerade wie einen Fremden, den man ein paarmal gesehen hat. Er war zu stolz, um ihm nur den leisesten Verdacht zu geben, er wünscht jetzt eine Verbindung mit dem reichen Touai. Caroline ist einige Augenblicke da, und verschwindet. Touai, der wissen will, wie er mit dem Vater daran ist, gesteht dem Vikomte offenherzig die Absicht seiner Reise.

Meine Umstände, Herr Baron, sagte dieser: sind jetzt von der Art, daß ich überall auf Bedenklichkeiten stoße, die ich sonst nirgend sah. Ich wünschte ehedem unsere Verbindung mit Ihnen. Damals war ich wenigstens noch in der Hoffnung, sehr reich. Jetzt bin ich ein Bettler! Ich weiß nicht, soll ich sagen, ich wünschte eine Verbindung mit Ih-

nen oder nicht? Unterstützen, mein Herr, werd ich Sie jetzt auf keinen Fall, so ehrenvoll auch ihr Antrag für meine Familie ist. Meine Tochter ist frey.

Touai verbeugte sich. Darf ich Ihre Tochter allein sehen? Das setzte den Vikomte in Verlegenheit. Er hatte nur ein Zimmer. Er stand auf, gieng, und nach einigen Augenblicken erschien Caroline zitternd wie eine Verbrecherin. Der Anblick versprach Touai nichts gutes. Eine Versicherung Ihres Bruders, meine Freundin, daß ihre ehemalige Verbindung abgebrochen ist, führt mich aufs neue zu ihren Füßen, so fieng der Baron an; Caroline sah ihn mit starren Augen an. O, nun war es gewiß! Ihr Bruder weiß, daß Carolinens Verbindung mit Blamont abgebrochen ist. Nun ist alles heraus. Touai steht vor ihr, und wartet auf ihre Antwort. Caroline steht da, mit den erschrokenen Augen, mit den kalten Wangen. Sie hebt beide Hände in die Höhe, und ruft: Es ist abscheulich! o es ist entsetzlich. Ach! mein Herz hatte recht! O Gott! o Gott! Ihre Arme sanken nieder, sie selbst auf einen Stuhl, große Thränen drängen sich aus ihren Augen. Sie schien vergessen zu haben, daß Touai vor ihr stand.

Touai zog sich einen Stuhl zu dem ihrigen. Er nahm ihre Hand. Ist es wahr, fragte er: daß ihre Verbindung abgebrochen ist? — O nur zu wahr! rief Caroline aus der Fülle ihres Herzens. Touai that jetzt seinen Antrag. Caroline sah ihn an, ohne ihm zu antworten. In dem Augenblick schwebten ihr tausend Gedanken vor. Eine Verbindung mit Touai rächte sie an den Unwürdigen, rettete ihre Eltern. Diese beiden Gedanken flogen in tausend verschiedenen Bildern durch ihre Seele. Eine ganz leise Stimme, deren *leiser* Laut aber wie ein Pfeil sie durchdrang, erhob sich noch immer zu Blamonts Vortheil. Es war, als ob Blamont im Innern ihrer Seele lag und seufzte: ich bin nicht untreu. Sie sah Touai immer fort an, ohne zu antworten. Dieser lächelte über das sonderbare Anschauen. Caroline lächelte mit. Darf ich dieses Lächeln zu meinem Glücke deuten? fragte er. Keine Antwort! Touai drückte Carolinens Hand, sie fuhr aus ihrem Traume auf. Er fragte noch einmal, ob Caroline ihn glücklich machen wolle? Ein neuer Kampf erhob sich in Carolinens Seele, der sich wieder, wie der vorige, mit einem Abscheu gegen jede neue Verbindung endigte. Nein, sagte sie, und zog ihre Hand aus Touais Händen: es ist abscheulich, es ist uner-

hört! Nein, Herr Baron, bin ich betrogen, so bin ichs für mein ganzes Leben hindurch; so ist mein Zutrauen hin, meine Liebe todt, mein Wohlwollen zerstört. O! rief sie mit lauter Stimme, mit allen Zeichen des Abscheues: so bin ich um alle meine Tugenden betrogen! Nein! nein! so will ich betrogen seyn, ohne zu betrügen! Nein, so will ich das Denkmahl der unmenschlichsten Undankbarkeit, einer barbarischen Untreue seyn, und zugleich der Beweiß der unerschütterlichen Treue! Nein, Herr Baron! mein Vater hat mir gesagt, was Sie von mir wollen. Nein es ist unmöglich. Muß ich aufhören den Einzigen zu lieben, o welcher Mann kann je fordern, daß ich ihn lieben soll? Nein! nein! aufhören ihn zu lieben, das würd ich nicht können; aber hassen müßt ich jeden andern Mann, nun mich zu rächen. Nein! nein! Sie versank in einen stillen, stummen verschlossenen Kummer. Eine Thräne nach der andern, rollte über ihre Wangen. Touai fieng noch einigemale an zu reden; allein sie hörte nicht, und sie saß noch so da, wie der Vater wieder ins Zimmer trat.

Der Baron versicherte nachher dem Vikomte, daß er nicht alle Hoffnung aufgäbe, Carolinens Hand zu erhalten. Nach einigen Besuchen aber, da ihm der Vater alle Gele-

genheit gab, mit Carolinen allein zu seyn, sah er aus ihren Worten und ihrem Betragen wohl, daß ihre Liebe zu Blamont schlechterdings unbesiegter war. Jetzt, Herr Vikomte, sagte er einem Abend zu dem Vater, da er allein mit ihm war, dank ich Ihnen für die Güte, die Sie hatten, mir die Hoffnung auf Ihrer Tochter Besitz zu erlauben. Ich gebe nun freywillig diese Hoffnung auf. Ihre Tochter liebt, und diese Liebe ist die Quelle ihres Lebens, das Rad, das ihr Daseyn treibt, geworden. So viel ich gemerkt habe, Herr Vikomte, so ist ein Mißverständniß zwischen beyden Liebenden, das ich nicht kenne. Wenn Ihnen das Leben Ihrer Tochter lieb ist, — der Vikomte lächelte bitter. „Wissen Sie dann, daß der Mensch ein Pächter ist?" — Das weiß ich. — „Meynen Sie vielleicht, weil ich jetzt ein Bettler bin, daß ein Pächter —" Herr Vikomte, sagte Touai bestürzt: ich wollte Sie nicht beleidigen, allein ich glaube, Ihre Tochter ist in Gefahr, ein Opfer einer unüberwindlichen, und doch auch einer sehr natürlichen Leidenschaft zu werden. Der Vikomte lachte bitter. „Natürlich also? Sie halten es für natürlich, daß eine Liancourt einen Pächter liebt? Ich nicht, mein Herr; und darum halte ich eben diese Leidenschaft für eine Posse,

die das falsche Mitleiden einer schwachen Mutter, eines thörichten Bruders, empfindsamer Kammermädchen, und nun wieder auch Ihr Mitleiden, Herr Baron, dem Mädchen, als eine Tugend aufschwatzen. Ich weiß, Herr Baron, was einer Liancourt natürlich ist."

Posse, Herr Vikomte, oder nicht. Diese kann Sie wenigstens um Ihre Tochter bringen. — „Die Krankheit dauert nun schon drey Jahre ohne Gefahr, Herr von Touai, und Gefahr oder nicht Gefahr! davon ist die Rede nie. Hier ist die Rede davon, was ich meiner Ehre schuldig bin." — Die Ehre beurtheilt jeden aus seinen eigenen Gesichtspunkte, also auch Sie, Herr Vikomte; aber ob die Ehre Sie am Sarge Ihrer Tochter trösten wird; das, dünkt mich, wäre die Hauptfrage. Besonders jetzt, Herr Vikomte — „Herr Baron, es ist grausam, eines Unglücklichen zu spotten, ihm das letzte Gut zu verkümmern, das ihm das Schicksal gelassen hat, meine Ehre." — Nein Herr Vikomte, das Schicksal hat Ihnen mehr als das gelassen, zwey Kinder, deren Glück Sie über jeden Verlust trösten sollte, und die Sie also glücklich machen sollten, um glücklich zu seyn, und dann, Herr Vikomte, erlauben Sie, daß ich auch ein Wort von mir rede, dann hat Ihnen das Geschick einen Freund gelassen,

der Sie anbeten würde, wenn Sie ihm erlaubten, das Elendeste, was er hat, sein Vermögen mit Ihnen zu theilen, da es das Schicksall ihm verbietet, Sie Vater zu nennen. Der Vikomte sprang auf: Kein Wort mehr davon, Herr Baron. Ich bin noch nicht arm genug, um mich beschimpfen zu lassen. Was ich Ihnen verspreche, setzte er bitter hinzu, ist das: wenn ich Allmosen suche, sollen Sie der Erste seyn, bey dem ich anfange, dies schändliche Handwerk zu treiben.

Der Baron verbeugte sich, und gieng. Er machte noch einige feine Versuche, dem Vikomte mit Geld zu unterstützen. Sie schlugen fehl, und Tonai, nachdem er einem Bekannten in diesem Städchen den Auftrag gegeben hatte, ihm von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Zustande der Familie zu geben, reißte ab. Wirklich fieng der Vikomte an, den Mangel zu fürchten. Seine meisten Kostbarkeiten waren verschwunden; kleine Summen Geldes, die ihm allein noch übrig geblieben, reichten nach seiner Rechnung kaum noch einige Monate zu dem Unterhalte seiner Familie. So groß der Kummer des Vikomte auch war, so ließ er sich dennoch mit Carolinens Gram nicht vergleichen. Verlassen von Blamont, voll Vorwürfe über den Kummer ihrer Eltern, die

sie hätte retten können, verfloß ihr Leben unter einem unbeschreiblich bittern Grame. Da kam endlich der unglücklichste Tag. — Doch wir wollen nicht wiederholen, was Caroline selbst schreibt.

Caroline an Blamont.

Mit meiner schwachen Hand, Blamont! Blamont! den ich immer noch liebe! ergreife ich die Feder. Nein, Blamont, ich will nicht um deine Liebe bitten, — ach, es wäre doch zu spät. Der Gram hat die besten Fäden meines Lebens schon zernagt — nein, ich will noch einmal den Trost haben an dich zu schreiben, um dir, ehe ich sterbe, Lebewohl zu sagen. Wir sind unglücklich geworden, und deine treue, deine ehemalige geliebte Caroline auch. Wir flohen von Koblenz, wie ich dir das schrieb. Mein größtes Elend war, daß ich keine Antwort von dir erhielt. Ach noch größer ward es, wie mir die Roßiere schrieb, du könntest mir nicht schreiben wegen Geschäften, Blamont.

Endlich, endlich, da mir Touai sagte, du habest deine Treue gebrochen, sieh, Blamont, da zerbrach mein Leben mit deiner Liebe, mit meinem Herzen, mit meiner letzten einzigen

Hoffnung, ach! mit meiner ganzen Seele. Das übrige, was nun noch kam, noch kommen sollte, vielleicht noch kommt, ach! Blamont! wenn ich es überlege, so sind es doch nur Kleinigkeiten, die ich mit Thränen bezahlt haben würde.

Touai reißte ab, Blamont und wir wurden immer ärmer. Mein Vater mußte zuletzt eine Börse mit Geld angreifen, die mir meine Luzie gegeben hatte. Ich arbeitete heimlich, so viel ich konnte. Viel war es nicht; aber es freute mich doch, so wenig es war. Da kam endlich, endlich, Blamont der Tag, der unglückliche Tag. Ach, Blamont, ich dachte, ich hätte keine Thränen mehr, ich hätte keinen Ort in meiner Seele mehr, wo ich Schmerzen fühlen könnte, und doch! —

Wir sitzen einen Tag, wir drey, gegen einander über und seufzen. Ich stricke, und denke an dich, ach! wie es möglich gewesen war, daß du deiner Caroline untreu werden konntest. Da pochts an unser Stübchen. Ein Bursche bringt meinem Vater ein Billet. Er liest, schüttelt ängstlich mit dem Kopfe, geht hinaus, schreyt auf. Meine Mutter eilt hinaus, ich fliege hinterher. Da steht, ach Blamont, Blamont! es muß doch eine Ewigkeit geben, wo du mich wieder lieben wirst, und

wo meine Mutter ihre Kinder glücklich sehen muß! ja, es muß eine geben! da steht, steht— mein Bruder, baarfuß, in einem zerrissenen Rocke, bleich, gelb, mit hohlen Augen, blauen Lippen, zitternd vor Frost, ohne Strümpfe, ohne Hut, mit niedergeschlagenen Augen. Meine Mutter war zu Boden gesunken. Ich stürze mich neben sie auf die Erde, verberge mein Gesicht in ihren Schooß; ach! herzlicher hat niemand um Leben gebetet, als ich um den Tod.

Mein Vater weinte laut. Ach! diese Stimme! diese weinende Stimme meines Vaters, die ich noch nie gehört hatte, sie zerschneidet meine Seele in tausend Stücken. Wäre Louai da gewesen, o! auf meinen Knieen hätte ich ihn um seine Hand gebeten. Ach! ich sprang auf, stürzte zu den Füssen meines Vaters, klammerte mich um seine Kniee, ich schrie laut, um nur diese schreckliche Stimme des Weinens nicht mehr zu hören!

— — — — — —

Ach Blamont! Mitleiden sollst du mit Carolinen haben, wenn auch meine Liebe ganz vergessen ist. Ich will weiter erzählen. Da lag meine Mutter am Boden. Da stand mein Bruder; ach! die schreckliche Gestalt! frierend, daß man das Stoßen der Zähne hörte, auf

einer Stelle, ohne aufzublicken. Er zitterte entsetzlich. Ich schleppte mich auf meinen Knieen zu ihm. Liancourt! schrie ich: da kam er zu sich. Ich wollte, sagte er in langen Absätzen: ich wollte Euch — noch einmal — sehen — ehe ich sterbe! Da sah er seine Mutter, er stürzte sich an ihrer Seite auf seine Kniee, und küßte ihre Hand, und fragte mich: wann ist sie gestorben? Blamont! das alles war mir so schrecklich, so schrecklich, daß ich es nicht mehr aushalten konnte. Ich sprang in das Zimmer, fiel da nieder, und rief: o erbarme dich, und nimm mir meinen Verstand. Da lag ich. Mir war es, als ob ich die Besinnung verlöre. Da brachte mein Vater und Liancourt meine Mutter in das Zimmer, und aufs Bette. Nun befahl mein Vater mir, meinem Bruder Zeug von dem seinigen zu geben. Ich hörte nichts. Er gab es ihm selbst.

Meine Mutter kam wieder zu sich, wie mein Bruder schon angekleidet war. Er lächelte, mein Vater auch, um meine Mutter zu täuschen. Ich mußte fort; denn ich hätte jetzt nicht lächeln können, und wenn mir jemand gesagt hätte, du liebst mich noch.

Nun erzählte dann mein Bruder sein Schicksal. Ach, Blamont! Blamont! wir hatten dagegen gar nichts gelitten. Sieh, meine

Mutter durfte von allen diesen nichts erfahren. Nun saßen wir da, und hielten Rath, wie es nun werden sollte. Ach, Blamont, unser Elend ist unbeschreiblich groß. Luzie hat mir schon mehreremale Geld geschickt. Wir hätten verhungern müssen, wenn wir nicht ein paarmal Summen von unbekannter Hand erhalten hätten. Mein Vater nahm sie, so viel Uiberwindung es ihm auch kostete.

Ach sogar von dem letzten Andenken von dir habe ich mich trennen müssen. Ich benetzte den Ring erst lange mit meinen heißen Thränen, ehe ich ihn hingab, um meiner Mutter einen Wagen zu schaffen, auf dem sie fortgeführt werden konnte. Wir haben wieder eine kleine Summe Geld erhalten, ich glaube von meiner Luzie aus Koblenz. Das Geld ist in ein Papier gewickelt, auf dem noch ein paar Worte stehen, ach ich wollte schwören, es wäre ihre Hand, ihre wohlthätige Hand, die diese Worte geschrieben hat. Von dieser Summe ist Liancourt ausgestattet, und er hat uns verlassen. Er steht am Rhein bey Condi. Wie er gieng, Blamont, so erzählte er mir von dir, von dir: wie er eben so gekleidet ohne Schuhe, ohne Wäsche zu dir nach Chatillon gekommen, wie du ihm dein einziges Paar Schuhe gegeben, wie du mit ihm deine Wäsche getheilt,

wie du ihm Geld aufgedrungen, wie du an seinem Halse geweint, gejammert hast. Das erzählte er mir mit Thränen in den Augen. Ach Blamont! ich erkannte dich an dieser zärtlichen Empfindung, an diesem schönen Mitleiden.

O Blamont, da schrieb ich an dich, als ob, als ob — o Gott! ich kann es nicht aussprechen! Ach, Blamont, wie oft, wie oft hat dich mein Herz vertheidigt! wie oft hat dich meine ganze Seele unschuldig genannt! und und doch — dein Schweigen — Mein Bruder selbst will nicht mit der Sprach heraus. Ach! Blamont, zuweilen fürcht ich, daß du unglücklich bist, und daß man mir es verschweigt, und mit deiner Untreue dein Unglück beschönigt. Nein, Blamont, sey mir lieber untreu als — Untreu? ach nein, Blamont!

Da will ich meine bange Verzweiflung noch einmal mit einem süssen Wahne besänftigen! Sey was sey! bist du unschuldig! Blamont! so bist du unglücklicher, wie ich, und bist du mir untreu, so — dieser Brief soll dich nicht an deine Schwüre mahnen, er soll dich an nichts erinnern, nicht einmal an das Elend, worinn Caroline versunken ist; dann bist du untreu, so kennst du mein Elend ohne meinen Klagen. Nein, Blamont, dieser Brief ist mein eigenes Bedürfniß. Ich habe schon oft an dich

geschreiben, ich fühle zuweilen mich während des Schreibens ruhig. Wenn meine Hand oft den Namen Blamont, mahlt, so täuscht sich meine Seele selbst mit dem Traume voriger Zeiten. Ich habe die Briefe wieder zerrissen. Auch hat vielleicht dieser dasselbe Schicksal. Bist du unschuldig, so würde mein Schreiben dich sehr unglücklich machen, und wärst du schuldig — O Blamont, ich habe dich zu lieb, als daß ich eine spottende Miene, mit der du den Brief etwa läsest, auf dein Herz laden möchte. Sieh, so schreib ich an dich, tröste mich, täusche mich, und zerreisse die Briefe wieder, um minder unglücklich zu seyn, und um dich unglücklicher zu machen.

Nein, Blamont, ich will dir nichts, als Lebewohl sagen. Wir gehen von hier über Heidelberg, wir wissen nicht wohin? Ich sitze hier in Weinheim, in einem elenden Stübchen, und schreibe an dich. Sieh, wie ich an dich errinnert wurde. Hier gerade am Wirthshause über einen Bach hinüber und an demselben weg führt ein Weg in den Odenwald: nach der Beschreibung des Wirths, die rauheste, die unbesuchteste, die wildeste Gegend in ganz Deutschland. Ich gieng dann ein halb Stündchen ins Gebürge hinauf. Der Weg ging auf lauter Fels immer neben dem Bache in dem

dicken Wald hinauf. Endlich setzte ich mich ermüdet auf einen Stein. Die ganze Gegend war tod um mich her. Uiberall war ich von Fels und Gebürge eingeschlossen. O, sagte ich, könnte ich um mich her durch unergründliche Schlünde die ganze Welt von mir absonderen! könnte ich allein — bey dem Worte allein schob mein schwaches Herz mir dein Bild unter. Ich verlor mich in jenen süssen Träumen, die ehedem mein Glück ausmachten, und deren Wirklichkeit ich mit so vieler Gewißheit hoffte. Ach, noch heute machten sie mich glücklich, Blamont. Denn, o was wäre der Liebe nicht möglich zu glauben? Er ist unschuldig! rief mein Herz. Er hatte Geschäfte! seine Briefe gingen verloren! Er hat dich gesucht! Er hat meine Briefe nicht bekommen! Ich vergoß Freudenthränen über mein Gefühl, in dem der Schmerz doch einmal nicht die Hauptempfindung war.

Nun ich zu Hause bin, nun ist es wieder dahin; ich bin wieder die verlassene Unglückliche, die getäuschte Liebende. O ich möchte jetzt den Brief zerreissen.

— — — — — — —

Nein, Blamont! du sollst ihn haben. Er enthält meinen Abschied, mein Lebewohl auf immer von dir. Auf immer nicht! es ist eine

Zeit, es kommt der Augenblick, wo die Welle der menschlichen Allmacht sich bricht, und wo auch das Herz, das wankelmüthige Herz Treue lernen wird, und verzeihen! Blamont, verzeihen lehret ein gebrochenes Herz. Ach Blamont ich wollte, die ganze Welt hätte mich beleidigt, um die Freude zu haben, ihr verzeihen zu können. Daß ich dir verzeihen soll, daß ich Blamont mein Elend zu verzeihen habe, ach! das thut mir allein weh! Ach, wenn man so bleich ist, so matt, so hohläugig, so sanft wie ich, da ist Verzeihen nicht schwer. Das Grab besänftigt alle Leidenschaften, nur die Liebe nicht. Denn ach! die fühlt mein Herz dann am meisten, wenn es bricht. So leb wohl, Blamont! ich gebe diesem Briefe meinen Seegen, meinen Abschiedskuß mit. Von nun an sollst du nichts mehr von mir hören. Mein letzter Seufzer soll noch deinen Namen nennen.

Der Postmeister hier hat meinen Thränen versprochen, diesen Brief auf jeden Fall in deine Hände zu bringen. Glauben Sie mir, sagte ich ihm mit thränenden Augen, wie ich ihn fragte, ob er den Brief sicher zu dir schaffen könnte; an diesem Brief hängt mein Leben, der Seegen eines sterbenden, die letzte ruhige Minute eines Menschen. Er sah mich an, er schwor mir, den Brief in deine Hände zu brin-

gen. Also, Blamont, leb wohl! Deine Caroline sagt dir: Leb wohl! Sieh, jetzt falt ich meine Hände, und bette für dich Blamont

— — — — — — —

Mein Blamont, leb wohl! Gott segne dich.

Dieser Brief kam dann endlich in Blamonts Hände. Der Postmeister hatte Carolinens Thränen Wort gehalten. Blamont lebte bis dahin in einer Unruhe ohne gleichen. Nicht eine Zeile von Carolinen. Er hatte mehreremale an des Vikomte Wirth nach Koblenz geschrieben. Jetzt schlich er sich selbst mit den Briefen nach Trier, wohin er auch immer einen Theil seines baren Geldes trug, und es dort niederlegte. Er bekam Antwort, man wußte nicht, wo Liancourt wäre. Seine Unruhe vermehrte sich mit jedem Tage. Zuletzt — fieng er sogar an Carolinen des Wankelmuths zu beschuldigen. Mit Zähneknirschen saß er an dem Bette seines Oheims, der mit jedem Tage schwächer wurde. Längst wär er nach Deutschland geflohen; sein Oheim war die Kette, die ihn hielt. Endlich erhielt er Carolinens Brief. Er erkannte ihre Hand. Seine Brust schlug hoch, sein Auge füllte sich mit ahnenden Thränen. Ach, rief er zögernd, und

betrachtete den Brief: was wird er enthalten? Er erbrach, er las. Gleich die ersten Zeilen schmetterten ihn nieder. Seine Angst ward unerträglich. Ein Gewirre von Gedanken, Entschließen, Schmerz und Angst ergriff ihn. Seine Seele flog schon längst mit einem zerstörenden Schmerze den Weg nach Carolinen. Da sein Körper noch Bewegungslos da stand. Er wußte nicht, wozu er greifen sollte: er wußte bloß, daß er zu Carolinen wollte. Mechanisch gieng er zu seinen Oheim ins Zimmer. Der alte Mann warf einen Blick auf ihn. „Blamont! Blamont! was ist dir? hast du endlich Briefe von Carolinen? Was macht sie? wie geht es meinem alten Freunde, dem Vikomte?“

Blamont reichte seinen alten Oheim den Brief. Er lächelte. „Lies mir vor, Blamont!“ Blamont las, las schluchzend, unterbrach sich hundertmal sich selbst mit wüthenden Ausrufungen, nannte sich einen Elenden! einen Barbaren! Er knieete im Zimmer, er bat den Himmel nur so lange Carolinens Leben fortzuspinnen, bis er in ihren Armen sterben könnte, um sie zu überzeugen, daß er nichts als sie geliebt hätte.

Der Prior rief ihn endlich ans Bette. Gieb mir einen Kuß, mein Sohn! sagte er bewegt zu seinen Neffen. Blamont beugte sich über

ihn, und drückte seinen Mund auf die blassen Lippen des Alten. Nun reise, sagte der Prior: reise nun mit Gott! Ich kann allein sterben, und du kannst Carolinen noch retten! Kaum war das Wort heraus, retten, da rief er mit Gewalt: retten! Caroline! retten! Der Oheim streckte die Arme nach ihm aus. Blamont! rief er: Blamont leb wohl! wir sehen uns nicht wieder! Blamont warf einen lächelnden Blick auf ihn, drückte sich in seine Arme, riß sich dann los, und flog nach Chatillon. Er hohlte das Vermögen seines Oheims aus dem Garten hervor, und so beladen mit Gold war er am andern Morgen über der Gränze. In Trier nahm er den Rest seines Vermögens zu sich. Er addressirte es nach Heidelberg an sich selbst. Dann gieng er den kürzeren Weg über den Hundsrück nach Mannheim zu. Die Leidenschaft gab seinem Körper ungeheure Kräfte. In kurzer Zeit hatte er einen großen Weg zurückgelegt. Er lief mehr als er gieng. Wer ihm begegnete, hätte ihn für vorrückt halten können. Seine Blicke starrten verwärts. Er dankte nicht, wenn er gegrüßt wurde, er sah den Vorübergehenden nicht. Endlich war seine Kraft nahe bey Lautern erschöpft. Er sank an einer Thierhütter-Hütte nieder, die mitten im Walde stand, nahe bei der alten verfallenen

Burg Hoheneck. Vergebens suchte er sich wieder aufzuraffen, er sank wieder an der Hütte hin. Caroline! rief er ängstlich: Caroline! hier bin ich.

Auf das Geschrey kam der Thierhüter aus der Hütte hervor. Er betrachtete Blamont einige Augenblicke. Mich durstet! lallte Blamont. Der Mann brachte ihm einen Trunk Wasser. Blamont trank, und jetzt fühlte er die Erschöpfung aller seiner Kräfte. Mit Hilfe des Thierhüters schwankte er in die Hütte hinein. Hier sank er auf ein Strohlager, und nach einigen Minuten schon schlief er fest, und ruhig. Wie er erwachte, klagte er über Schmerz in den Füssen. Der Alte wusch sie ihm. Blamont mußte nun von ihm eine Erzählung anhören, wer er sey, wie die Franzosen ihm die Fenster in seiner Hütte, all sein Hausgeräthe zerschlagen, wie sie ihn selbst mißhandelt hatten, weil er ihnen keine Lebensmittel hatte schaffen können. „Wo soll ich sie hernehmen? Ich wohne hier im Walde ganz von allen Menschen abgelegen? Was ich gebrauche, muß ich mir in den benachbarten Dörfern einkaufen.“ Blamont gab dem Manne zwey Laubthaler, um dem Unfuge seiner Landsleute wieder gut zu machen. Jetzt ward sein alter Wirth gesprächiger. Er erzählte ihm

nun seine Familiengeschichten, den Tod seiner Frau, die er sehr lieb gehabt habe; und darum, setzte er hinzu; wohne ich hier gern, abgesondert von allen Menschen; hier kann man recht nach Lust traurig seyn.

Abgesondert von allen Menschen! wiederholte Blamont. Hier sollt ich wohnen! — Von Herzen gern! meinte der Alte. Er wäre den Tag über selten zu Hause, und des Nachts könnte er in dem Kämmerchen hinten schlafen, und so hätte der Herr das ganze Häuschen für sich. Natürlich fiel Blamont auf die ehemaligen Vorstellungen mit Carolinen abgesondert von allen Menschen zu leben. Er besah sich die Hütte, und versprach dem Alten Nachricht zu bringen, ob er hier wohnen wollte, oder nicht. Der Hütter begleitete ihn aus dem Walde, unterhielt ihn mit dem Vergnügen, was er in seiner Hütte haben würde. Find ich mein Weib, sagte Blamont: dann komm ich zurück, und lebe mit ihm bis an seinen Tod. Er gieng nach Lauthern, von da durch die schönen Thäler in die Rheinebenen nach Manheim.

In Manheim nahm er Postpferde nach Weinheim. Der Postmeister besann sich vergebens auf das schönste Mädchen der Welt, wie sie Blamont nannte, das ihm einen Brief mit Thränen zu bestellen gegeben habe. Allein in

dem Wirthshause am Ende des Dorfs erinnerte sich die junge Wirthin desto genauer der unglücklichen Familie. Sie erzählte Blamont eine ganze Stunde von dem schönen, blassen, sanften Mädchen, das mit so rührendem Gesichte ihrem Manne hätte von den wilden Gegenden in Odenwalde erzählen hören. Sie, wie sie gehört hätte, wäre die Familie nach Heidelberg gereißt, um da einige Zeit zu bleiben. Der alte Herr hätte da auf Nachrichten von seinem Brüder in England warten wollen. Die Wirthin sagte auch Blamont das Wirthshaus, das sie ihnen als das wohlfeilste in Heidelberg empfohlen hätte. Blamont blieb die Nacht in Weinheim. Er ließ sich ein Zimmer geben. Die Wirthin führte ihn auf eins. Hier in diesem Bette, sagte sie, hat das arme Mädchen, von der sie reden, geschlaffen. Sehen Sie, das Kopfkissen war den andern Morgen noch von ihren Thränen naß. Blamont schloß die Nacht kein Auge. Er benetzte mit eben so heißen Thränen das Kissen, auf dem Carolinens Thränen getroknet waren. Am andern Morgen noch vor Sonnenaufgang fuhr er den reizenden Weg nach Heidelberg. Vergebens schlügen die Nachtigalen in den Gebüschen, womit die Stirne der Berge bekränzt sind; vergebens schütteten die Fruchtbäume an der Chaussee

unter denen er wegfuhr, ihre Blüthen auf ihn herab. Er hörte, er sah nichts. Nur vorwärts nach Heidelberg starrte er hin. Sehen wir es bald, guter Postillon? Das war seine ewige Frage. Da liegt es! rief der Postillon endlich. Blamont stand in der Chaise. Er hieng mit starren Augen auf dem alten Schloße des Churfürsten von der Pfalz. Dann bey den Wagen um den Berg, da sah er den Neckar, jenseits der Stadt. O um Gotteswillen! schrie er, da man ihn auf der Brücke wegen des Brückengeldes aufhielt. Er warf ein Stück Geld aus den Wagen, und der Wagen rollte dahin. Da! da! schrie der Postillon, und zeigte mit der Peitsche auf die Statur des Churfürsten, die auf der Brücke steht. Wo? wo? rief Blamont, und wäre bald aus dem Wagen gesprungen. Er meinte, Caroline käme daher. Der Wagen hielt endlich. Blamont berüchtigte schnell, fragte nach dem Gasthause, wo der Vikomte logieren sollte. Dahin flog er. Er stürzte in das Haus, öffnete den Mund, und konnte kaum reden, so war er ausser Athem Endlich fragte er. Sie wohnten noch da? aber sie waren nicht zu Hause. Wo sind sie? Spazieren, auf dem Wolfsbrunnen? — An dem Neckar hinauf, die Gasse links, dann gerade fort.“ Er eilte.

Oben aus Heidelberg, am linken Ufer des Neckars geht ein Weg am Gebürge hin zum Wolfsbrunnen. Dann wendet sich der Weg rechts ins Gebürge, geht in verschlungenen Thälern, im Gebüsch, um Berge hin in die Höhe, und führt endlich in das lieblichste aller Thäler von ganz Deutschland. Man steigt unmerklich in die Höhe, geht eine Hütte vorüber, kommt an einige Terrassen, zu denen steinerne Stufen in die Höhe führen, endlich auf die letzte Terrasse, wo der Quell, welcher der Wolfsbrunnen heißt, aus einem Felsen hervorsprudelt. Die Seite ist mit einer Mauer eingefaßt, aus der drey Linden hervorkommen, die über den freyen gepflasterten Platz herüber hängen. In der Mitte steht eine ungeheure Linde, mit weit umher verbreiteten Zweigen. Das Laubdach dieser vier Linden ist so dicht, daß kein Sonnenstrahl sich durchstehlen kann, und giebt dem Quell eine so erfrischende Kälte, dem ganzen Platze eine so reizende Kühle, daß kein Mensch aus diesem heimlichen, vertrauten Plätzchen tritt, ohne entzückt zu seyn. Was den Platz noch lieblicher macht, sind einige ausgemauerte Bassins, in welche der Quell sein durchsichtiges Silber ergießt, und in welchem nun Hunderte von Forellen spielen. Die ältesten Dichter haben den Quell, und die schattenrei-

che Linde besungen, und die Sage hat ihn durch liebliche Märchen bezeichnet.

Zu diesem Thale nun eilte Blamont, auf den Flügeln der Liebe. Er flog den Weg an dem Fluße hinauf. Ein Mädchen wies ihm ins Gebürge, den Fußpfad, der zu dem Quell führt. Er flog durch Gebüsch und Thal in die Höhe. Sein Auge suchte umher und fand nichts.

Der Weg verlor sich. Er flog an die Hütte. Eine Frau zeigte in die Höhe. Er eilte die Stufen hinauf. Da stand Caroline am Bassin, und theilte mit den Forellen ein Stück Milchbrod, ihr Frühstück. Sie hörte Jemanden die Stufen heraufstürzen; sie sah sich um. Blamont! schrie sie mit einer zerschmetternden Stimme, mit ausgebreiteten Armen. Caroline! rief er, eilte auf sie ein, und sank sprachlos und schluchzend zu ihren Füßen. Er umarmte ihre Kniee, sie sank in seine Arme immer tiefer, und endlich fiel sie ebenfalls vor ihm auf die Knie. Stumme Thränen rollten aus ihren erloschnen Augen die blassen Wangen herab. Sie hatte ihn mit beyden Armen umfaßt, sie sah ihn an, lächelnd, traurig, entzückt, verzweiflungsvoll. Alle Leidenschaften jagten sich auf ihrem Gesichte. Blamont, sagte sie endlich leise, doch mit einem halben Vorwurf, der

aber ihr seelenvolles Lächeln wieder erlöschte: bist du endlich da?

Jetzt näherte sich der Vikomte langsam. Ein bitterer Unmuth lag in seinen Blicken, die sich unter den tief niedergezogenen Augenbrauen noch mehr verdunkelten. Seine erste Empfindung hätte ihn auf Blamont losgerissen: allein sein Unglück hatte ihn schon so gedemüthiget, daß er den Muth dazu nicht mehr in sich fand. Ein paar Augenblicke sah er dem zärtlichen Ergießen der beyden liebenden Herzen zu. Dann trat er auf Blamont los. Er zwang sich, sein Auge ein wenig zu erheitern. Sieh da, Blamont, sagte er mit zweydeutiger Stimme: wie treffen wir uns da? Und hätte er mit Posaune des Weltgerichtes geredet, Blamont hätte ihn nicht gehört. Er war in dem Anschauen der Thränen, welche die blassen Wangen herabrollten, ganz verloren. Caroline! sagte er von Zeit zu Zeit, mit einer Stimme so voll Zärtlichkeit, so voll Mitleiden, daß er hätte den Tod mit der Stimme entwaffnen können. Aber der Stolz des Vikomte entwaffnete sie nicht. Er faßte Blamont an der Schulter, schüttelte ihn heftig, und wiederhohlte seine Frage. Da sah Blamont auf, erblickte den Vikomte, sprang auf, und zog auch Carolinen mit in die Höhe. Er warf einen

Blick voll Bitterkeit und Grimm auf den Vikomte, und sagte langsam und fest, indem er auf Carolinen zeigte: Dahin, dahin hat es ihre Grausamkeit gebracht! aber von jetzt an bey Gott, bey dem hohen, ewigen, allmächtiger Gott! ist sie mein! Er schlang seinen Arm um Carolinens Leib, und den andern hielt er dem Vikomte entgegen. „Wagen Sie es nicht, Ihre Hand an das Mädchen zu legen; Sie haben es mit mir zu thun, mit der allerentscheidensten Verzweiflung. Mein Leben ist mir nichts, gar nichts, nicht hier des Sandkorns werth, denn mein Fußtritt! Hier, hier oder auf dem Blutgerüste, überall schlag ich meinen Arm um diesen leidenden Engel; und wehe dem, der es wagt, meine Hand von ihr los zu machen! Sie ist mein! Caroline, du bist mein!“

Das gieng über die Erwartung des Vikomte. Dieser feste, dieser entschlossene Ton brachte ihn aus der Fassung. In dem Augenblicke fragte Caroline, und legte ihren Kopf auf Blamonts Schulter: O Gott, Blamont, du liebst mich? Du bist mir treu gewesen? Er lächelte ihr zu. Hast du im Ernst daran gezweifelt? fragte er sanft. Sieh, Caroline, unsere Briefe haben grausame Herzen aufgefangen. Man wollte uns trennen. Deinen

letzten Brief erhielt ich endlich. Nun bin ich hier, dich zu retten, Caroline, oder mit dir zu sterben. Carolinens Mutter näherte sich jetzt, ihr Auge sanft benetzt. Sie ergriff des Vikomte Hand. O! sagte sie sanft und bittend: erlaube doch, theurer Mann, daß Einer von uns glücklich werde! Er riß seine Hand los, und gieng dem Platze auf und ab. Caroline eilte ihm nach. Sie warf sich vor ihm nieder, sie bat so rührend um seine Einwilligung. Ihre Mutter faßte zum zweytenmale seine Hand. Nein, rief er, und riß sich los: werde was da will! Ihr sollt mich nicht bewegen in meine Schande zu willigen. Steh auf, Thörinn! steh auf! du knieest vergebens! Da sprang Blamont hinzu, und hob Carolinen auf. Steh auf, Caroline, sagte er stolz: und kniee vor Gott, der dir dein Herz gab, und mir den Muth, dich zu besitzen. Caroline, bist du mein? Hier stehen wir alle! dort dein Vater, hier ich. Wähle! bist du mein? Caroline flog in Blamonts Armen. Der Vikomte sprang hinzu. Blamont ließ Carolinen fahren, und stellte sich vor dem Vikomte. „Jetzt, Herr, ist sie mein! Caroline! sag deiner Mutter Lebewohl!“ Caroline sank vor ihrer Mutter weinend auf die Knie. Die Mutter schloß sie an ihren Busen. Geh mein

Kind, sagte sie leise: mit dir wird mir meine letzte Freude geraubt; allein geh, geh und werde glücklich in den Armen eines Mannes, der dich liebt!

O du Thor, rief der Vikomte laut und bitter lachend: wohin willst du gehen? Ich schwöre dir, du Elender, daß ich alles Mögliche thun werde, um dich ganz unglücklich zu machen. Ein Gefängniß bis an deinen Tod soll deinen Schelmereyen ein Ende machen! — Herr Vikomte, machen Sie was Sie wollen! Caroline geb ich von nun an nicht aus meinen Armen. Sehen Sie, Herr Vikomte, was ich fest zu thun entschlossen bin. Ich gehe mit Carolinen, ich vertheidige sie, so lange mein Muth hält; dazu bin ich entschlossen, Herr Vikomte. Haben Sie mich verstanden. Der Vikomte gieng in einem heftigen Kampfe mit sich selbst umher= Blamont warf sich vor Carolinens Mutter nieder. Er küßte mit thränenden Augen ihre Hand. Dann sprang er auf, ergriff Carolinens Hand; Caroline stand, sah ihren Vater an, streckte die Hände nach ihm aus. O mein Vater! rief sie mit bitterm Schluchzen.

Deines Vaters Fluch bekleidet dich, du Elende! rief er, und mein Segen, meine Tochter! rief jetzt die Mutter erhitzt: geht und seyd

glücklich! Geht meine Kinder! mein Sohn, Blamont! meine Tochter Caroline geht. So geh ich mit Segen beladen, und endlich glück" lich! rief Blamont, umfaßte Carolinen, die noch immer weinend da stand, und führte sie die Stufen hinab, zum Thal hinaus. Da gieng sie nun wieder an seiner Seite; allein stumm und weinend. Zögernd waren alle ihre Schritte, so langsam auch Blamont neben ihr her gieng. In dem Schatten eines Baumes blieb Blamont vor Carolinen stehen. Caroli= ne, sagte er: Du zögerst? bereuest du, mir gefolgt zu seyn, io... Caroline, ich will nicht auf Kosten deiner Ruhe glücklich werden. Blamont, sagte sie: bereuen? stürze dich da in den Fluß, ohne Zögern spring ich dir nach, und finde den Himmel in den Wellen. Aber ach! mein Vater ohne Geld, meine Mutter — beyde dem Hunger ausgesetzt. Blamont, Bla= mont, und in diesen Umständen soll ich sie ver= lassen. Das thut mir weh! Da schloß sie Bla= mont in seine Arme. Sorge nicht, Caroline; wenn das dein Kummer ist, so trockne dein Auge. Ich habe Vermögen genug, deine El= tern gegen den Mangel zu schützen. So komm!

Ha! so komm mein Blamont! so komm! so laß uns eilen! rief sie voll Entzücken. Sie hieng sich in seinen Arm, und nun flog sie

leicht wie ein Vogel mit ihm dahin am Flusse hinab nach Heidelberg. Er führte sie in ein Gasthaus, das am Ende der Stadt lag. Dann gieng er nach der Post. Er fand dort sein Geld. Die Hälfte siegelte er ein, eine große Summe, und legte sie Carolinen auf den Schoos, mit den Worten: für deine Eltern, Caroline! Jetzt entstand die Frage, wie man das Geld in ihre Hände spielen wollte. Caroline kam auf den Einfall, es ihrer Mutter selbst zu bringen, und nun noch die Absichten ihres Vaters zu erfahren. Blamont kaufte Carolinen die Kleidung einer Magd, um sie desto besser zu verstellen. Sie schlich so am Abend am Arme Blamonts, das schwere Paket Geld in der Schürze, um das Haus her, wo ihre Eltern wohnten. Sie sah die Tochter vom Hause; sie sprach ein paar Worte mit ihr. Nach einigen Minuten gieng Caroline und Blamont in das Haus auf ein Hinterstübchen, und da fanden sie ihre Mutter. Caroline sank ihrer Mutter in die Arme. Eine Stunde, eine schöne Stunde voll Rührung blieben sie zusammen. Dann gab Caroline ihrer Mutter das Geld. Blamont, sagte die Mutter gerührt. Ihr behaltet doch für Euch? O Blamont, o mein Sohn, laß Carolinen keine Noth leiden! Blamont setzte ihr seine Umstände aus-

einander. Er sagte ihr, daß er bey Lautern vorerst mit Carolinen in einer abgelegenen Hütte wohnen wollte, bis sich die Umstände linderten. Dann nahmen sie alle drey mit Thränen der Freude Abschied: „Schreib mir nicht, mein Kind, dann ich fürchte — aber fragt Ihr zuweilen auf der Post in Lautern nach. Ich werde Euch Nachricht geben, wie es uns geht.“ Sie giengen. Meine Schwester! sagte Blamont im Gasthofe. Caroline erröthete. Man gab ihr ein Stübchen allein. Am andern Morgen packte sie ihre Wäsche ein; sie erschien in einer niedlichen Haube, in einem noch niedlicheren Anzuge, halb Bäuerin halb Städterin vor Blamont. Blamont schrie laut vor Entzücken. Er faßte sie in seine Arme, es regnete Küsse auf ihre Lippen, die wieder anfiengen zu blühen. Nun wollten sie fort; da kam ein Zettel von Carolinens Mutter, worinn sie ihre Tochter bat, sie noch einmal in der Messe mit Blamont zu sehen. Sie flogen dahin Die Mutter führte nach der Messe die beyden Liebenden in das Haus des Geistlichen. Dieser empfieng von der Mutter einen Einwilligungsschein. Er segnete die beyden jungen Leute, die vor Entzücken taumelten, ein. Nun, sagte die Mutter: nun geht! Was ich nicht hoffte zu erleben, das hab ich erlebt. Ich bin bey

deiner Trauung gegenwärtig gewesen. Man trennte sich endlich.

Jetzt gieng Blamont an der Seite seines jungen Weibes mit einem Gesichte, auf dem der Himmel strahlte, durch die Stadt. Er mußte sich zwingen, nicht laut aufzujauchzen; kaum konnte er sich enthalten, nicht bey jedem Schritte still zu stehen, und ihr auf der Gasse liebzukosen. Sie giengen langsam, und unter zärtlichem Geschwätz und Liebkosungen nach Manheim, und hier sah der freundliche Maymorgen den glücklichen Blamont seine Arme um das junge Weibchen schlagen. O Himmel, jetzt waren alle ihre Wünsche erfüllt! Alle die tausend Hoffnungen ihres Herzens, die sie kaum zu denken wagten, so reichlich, so überschwenglich wirklich. Und nun giengen sie beyde endlich ihrem schwärmerischen Ideale, ihrer Einsamkeit, ihrem abgesonderten, von allen Menschen abgesonderten Leben entgegen. O welch eine Reise! Da saßen sie unter einem blühenden Baume, in dem eine Nachtigall schlug, da saßen sie mit lächelnden Blicken nebeneinander Hand in Hand gefalten, Auge im Auge, Seele in Seele. Sie sehen nicht, daß jemand vorüber gieng; sie sahen nur sich.

Endlich erreichten sie Lautern. Hier ließ Blamont Carolinen, und gieng, seinen guten

Wildhüter aufzusuchen. Er fand ihn. Der Alte freute sich, ihn wieder zu sehen. Schnell mit dem Aufwande einer Summe Geldes, wurden die nothwendigsten Einrichtungen getroffen, und schon am andern Tage führte nun Blamont seine Caroline in ihre neue Wohnung ein. Carolinen lachte der Himmel im Angesichte über die ganze Einrichtung. Der Alte erstaunte nicht wenig, daß seine Hütte, seine kleine Hütte einem so schönen Paare, und die — das sah er an ihren weißen Händen — es besser gewohnt waren, so gefiel. Caroline machte noch den Abend ein kleines Essen, und beyde jauchzten wie Kinder über ihr Glück. — Mit einer hohen Wollust, die nur das von allen Seiten befriedigte, immer verlangende, und immer befriedigende Herz geben kann, warfen sie sich auf ihr kleines Lager. Sie schlummerten — süsser schlummerte nie ein Glücklicher — bis der Gesang der Vögel von den nahen Bäumen sie erweckte. Da giengen sie wieder Hand in Hand heiterer und schöner wie der Frühlingsmorgen, der sie umstrahlte, wie zwey selige Wesen, in dem Gefühle ihrer Unschuld und ihres Glückes, wie die ersten Menschen, eben so glücklich, eben so unschuldig, aber noch zärtlicher, unter dem Laubdache der Bäume umher. Dann riß sich Caro-

line gewaltsam aus Blamonts Armen. Sie trug einen Tisch aus der Hütte hervor, setzte ein einfaches Frühstück auf, hüpfte geschäftig in die Hütte, aus der Hütte. Blamont stand da mit lachenden Augen, betrachtete Carolinen, wie sie gieng, und kam, schluchzte halb vor Vergnügen, flog dann auf seine Gattin zu; schloß sie an seinen Busen, und konnte nicht Worte finden, ihr zu sagen, wie glücklich er wäre.

Dann trug Caroline den Tisch wieder hinein. Sie giengen auf das Gartenfleckchen, das an der Hütte lag, und spielten mit einem Spaten an einem Beete eine Zeitlang, wo sie Erbsen hinsäen wollten. Caroline sann und sann, ob sie nichts weiter wüßte, das zu ihrer glücklichen Haushaltung gehörte. Schweigend machte sie den Nachmittag Feuer an, setzte Wasser bey, streifte ihre Aermel bis an die Schultern auf, und wusch ein paar Tücher ihres Blamonts. Da stand er neben ihr, betrachtete die runden, weißen, geschäftigen Aermchen seiner Caroline. Er störte sie Trotz ihrem Schmählen jeden Augenblick, und seine Lippen waren geschäftiger als die schönen Arme. So kramten sie wie fröhliche Kinder alle ihre Herrlichkeiten auf einmal aus. Mittagsessen, Abendessen, Schlafengehen, jedes kleine Ge-

schäft war ein reizendes Fest der Liebe. Hundertmal sangen sie beyde noch den Abend:

Sa Caroline dans ses bras, le fortuné Blamont &c.

Ein glücklicherer Tag kann nie zwey Sterblichen leuchten, als dieser Tag Blamont und seiner Geliebten. Schon lange lag ihr alter Wirth auf seinem Lager, da saßen sie noch, horchten dem Brautgesang der Nachtigall, suchten einer in des andern Augen den Strahl der hellsten Sterne, und nur die kältere Nacht jagte sie auf ihr glückliches Lager.

Schon am andern Tage besuchten die beyden Liebenden die alte verfallene Burg Hoheneck auf dem hohen Berge. Mit welchem seelenvollen Vergnügen saß Caroline nicht mit Blamont zwischen den verfallenen Säulen, oder stand mit ihm am Abhange, und ihr Blick schweifte in die umliegenden Thäler alle rings umher. Tief verborgen im Gesträuch saß sie jetzt da, lehnte ihre Wange an seine Brust, und Thränen rollten über ihre Wangen. Ach hier, flüsterte sie leise, wohnten auch sonst glückliche Liebende. Ach Blamont, daß das Leben so vergänglich ist!

So vergiengen Blamonts und Carolinens Tage unter Freude, unter Genuß. Sie hätten mit keinem Könige der Erde ihre glückli-

che Hütte vertauscht. Menschen? ach, sie konnten nicht begreifen, wie Menschen, wie Ge- Gesellschaft Bedürfniß seyn kann. Sie waren sich mit ihren Seufzern, mit ihren Liebkosungen, mit ihren Spielen, mit ihren einfachen Genüßen selbst genug; ja, sie hatten noch Uiberfluß, sie waren noch reich. O wie wenig bedarf der Mensch! rief Caroline hundertmal im Tage. Wie jauchzten sie, da ein Brief von ihrer Mutter ihnen die tiefste Verborgenheit noch zur Pflicht machte. Der Vikomte, schrieb sie, der Vikomte hat an alle seine Bekannten geschrieben, euren Aufenthalt auszuforschen, hütet euch meine Geliebten! Ein Verhaftsbefehl ist in den jetzigen Zeiten eine Kleinigkeit. Hütet euch. Euer Unglück wäre gewiß und unaussprechlich. So schrieb die Mutter. Sie giengen von jetzt an weniger aus. Sogar der Lieblingsort Xlamonts, die alte Burg vermieden sie, oder sie schlichen sich doch heran, ohne das Dorf, das an dem Fuße des Berges lag, zu berühren. Schon war Carolinens reizende Gestalt einmal dem Forstmeister, der in dem Dorfe wohnte, aufgefallen. Der einzige Mensch, den sie jetzt sahen, war ihr alter Wildhüter, der nach und nach immer vertrauter mit ihnen ward, und der gutherzigen Caroline, die zuweilen ins Plau-

dern kam, einen Theil ihrer Begebenheiten abfragte. Der Alte war so treu und ehrlich. Sie liebten ihn Beyde. Caroline glaubte sich hier in ihrer Hütte so sicher, als ob ein Meer sie von den Menschen trennte. Blamont bey weitem nicht so. Er schrieb nach Chatillon an seinen Oheim, wenn der etwa noch lebte, und nach Verdün an einen Verwandten, um zu erfahren, ob er mit Sicherheit sein Weib in sein Vaterland zurück bringen dürfte. Er war Willens, die Antwort hier abzuwarten, und denn, wenn es nicht gelänge, sich mit seinem Vermögen in den nördlichen Theil von Deutschland vor den Nachstellungen des erbitterten Vikomte zu flüchten. Hier, der Schauplatz des Krieges, schien ihm bald, nachdem der erste Traum seines Glückes vorüber gerauscht war, überall zu unsicher. Er schwieg gegen Carolinen noch ganz davon; dann ihr war es gleich, wo sie mit ihm lebte.

Einen Abend kam ihr ehrlicher Wildhüter nicht zu Hause. Sie hofften auf ihn bis Mitternacht. Er kam nicht. Auch den andern Morgen, den andern Abend blieb er aus. Carolinen fiel ein, daß er einige Tage vorher schon unruhig gewesen sey. Man rieth hin und her. Er kam nicht wieder. Blamont mußte sich selbst jetzt entschließen, nach Lauthern

zu gehen, um Lebensmittel einzukaufen. Ein unangenehmer Handel. Er wollte gehen, und rieth Carolinen, so lange die Hütte verschlossen zu halten. Er ging, um seinen Geldvorrath noch mehr zu verbergen. Statt euer großen Summe fand er nur noch vielleicht den zehnten Theil davon. Er erschrak, daß er zitterte. Ihm fiel der Wildhüter ein, daß der ohne Zweifel der Dieb gewesen sey. Thränen der allerbittersten Empfindung rollten von seinen Wangen. Seine Glückseligkeit war nun zertrümmert. Wovon sollte er Carolinen nun erhalten? da stand er starr, wie eine Bildsäule des Schreckens, die Hände geballt.

Caroline kam endlich, um ihn zu hohlen. Sie schrie auf, wie sie ihn sah. „Gott, Blamont! was ists?" — Wir sind unglücklich! rief er, und faßte sie, zitternd vor Wuth und Verdruß, in seine Arme. Caroline ließ sich den Vorfall erzählen. Und wie lange, fragte sie: wie lange können wir von dem Gelde noch leben? versteht sich, Blamont, wenn wir uns bis auf das Nothwendigste einschränken. Höchstens nun, seufzte er, zwey oder drey Jahre! O Blamont! sagte Caroline nun muthig, und drückte ihn an sich: noch drey Jahre so glücklich, Blamont! und wann ich dann auch vor Hunger in deinen Armen stürbe, ich wollte oh-

ne eine Klage meinen Geist aushauchen! Sie führte ihn vor die Thüre der Hütte. Blamont! sieh, die Sonne soll noch drey Jahre, dreymal dreyhundert und fünf und sechzig Tage, uns leuchten, und so lange sollen wir glücklich seyn. Zähle die Minuten, Blamont, und wie viel genießen wir nicht in einer Minute? Alle die tausend Minuten hat uns das Schicksal unser Glück gelassen. Willst du es wagen, über das Schicksal zu klagen, das uns Millionen Minuten gab, glücklich zu seyn, und nur Eine Minute zu sterben? O Blamont, wir haben ein Dach und ein Herz voll Liebe; Blamont! sey ruhig, ich bins!

O Caroline, rief er: bist du ruhig, so gebe der Himmel mir Leiden, ich werde nicht klagen. Er verbarg das Geld in den Boden der Hütte. Dann warf er seine Kleidung ab, zog des Wildhütters zurückgelassenen Rock an, und so ging er nach Lautern, um Lebensmittel einzukaufen. Caroline kam ihm, wie eine Bäuerinn, mit einem Tragekorbe schon an der Galgenschanze entgegen. Blamont! sagte sie, wie er neben ihr vorüber wollte. Sie gingen heiter zurück. Man hätte glauben sollen, sie hätten einen Schatz gefunden, so fröhlich waren sie beyde. Der kleine Verlust war ganz vergessen; denn Carolinen stand der Korb auf dem

Kopfe so gut, und der kurze Rock, und das einzige Mieder. Sie kamen fröhlich zu Hause.

O gebrechliches menschliches Glück! Zwey Monate, die zwey schönsten Monate des Jahres, hatten sie hier gelebt, in undenklicher Glückseligkeit hier gelebt, da der Schlag fiel, der ihr Glück und sie selbst zerschmetterte. Der Vikomte sah an der Ruhe seiner Frau, daß sie den Aufenthalt Carolinens wissen mußte. Es verdroß ihn jetzt mehr, daß er von Frau und Tochter überlistet, als daß sein Stamm beschimpft war. Eigensinn gesellte sich zu dem Stolze, und mürrische Laune über sein Geschick gab seinem Eigensinn die Schärfe des bittersten Hasses. Er war gleichsam im Kampfe mit seinem Schicksale, in dem er siegen wollte. O aus welchen seltsamen Fäden sind die Verbrechen der Menschen zusammen gedreht! Nein, rief er: nicht immer soll mein feindliches Geschick siegen. Es hat mich arm gemacht, flüchtig: aber es soll mich nicht erniedrigen! Er belauschte die geringfügigsten Handlungen seiner Frau. Endlich sah er sie heimlich schreiben. Der Brief ging fort. Der Vikomte gieng auf die Post, forderte den Brief an Blamont, der eben gebracht war, zurück, erhielt ihn. Der Postmeister war sein Bekannter, und dachte nichts Arges dabei. Er erbrach den Brief,

las, sah, daß Blamont bey Lautern in einer Hütte mit Carolinen wohne. Er schrieb an einen seiner vertrauten Freunde bey der Condeischen Armen, theilte ihm seinen Plan mit, und sein Freund versprach ihn auszuführen.

Wie Blamont auf dem Wolfsbrunnen erschien, und Carolinen entführte, so ertrug es der Vikomte mit einer Fassung, die wahrscheinlich von dem Gefühle herkam, er könne Carolinen nicht länger ernähren. Der Gedanke entriß ihm den Muth, seine Vaterrechte geltend zu machen. Jetzt aber sah er zu seinem Erstaunen bey seiner Frau einen Geldvorrath, der auf lange Zeit ihn gegen allen Mangel sicherte. Zu gleicher Zeit bekamen auch die erstorbenen Hoffnungen, wieder in Frankreich Herr seines Vermögens zu werden, neues Leben. Das gab seiner Begierde, Carolinen von Blamont zu trennen, einen neuen Sporn. Er harrte mit Ungeduld auf die Entscheidung.

Einen Abend, — schon lagen Caroline und Blamont auf ihrem glücklichen Lager, — pochte man ungestümm an die Thüre. Blamont stand auf, öffnete, und fragte, wer da sey. Es waren etwa sechs Soldaten, die einen Boten forderten, der sie nach Pirmasens den Weg durch den Wald führen sollte. Blamont sagte, daß er die Wege nicht kenne. Wer

bist du denn? fragte der Anführer dieser Leute. Blamont wurde um seine Antwort verlegen. Man kam ins Haus; man fing an, den bestürzten Blamont schärfer auszufragen. Er erfand schnell eine Fabel. Gut, sagte der Offizier, dafür erkannte ihn Blamont: du bist ein Franzose, und, wie du sagst, nicht Soldat. Was denn? Das muß doch genauer untersucht werden. Du mußt mit uns in ein Hauptquartier. Bey diesem Worte stürzte Caroline aus der Kammer hervor und in Blamonts Arme. Ein Soldat brachte Licht. Der Offizier betrachtete Carolinen, that als ob er sich besänne. Das Mädchen, sagte er, hab ich irgendwo gesehen. Caroline fieng an zu reden. „Ha! ha! eine Französinn? seltsam!“ Er betrachtete sie, besann sich: Bey Gott! rief er: des Vikomte Liancourt Tochter! Wie kommen Sie hieher in diese Hütte, in diese Kleider, zu diesem Menschen?

Caroline warf sich vor den Offizier nieder, beschwor ihn mit rührenden Thränen und Klagen, ihr jetziges Glück nicht zu stören. Der Offizier ward gerührt. Er setzte sich zu Carolinen nieder. Sie und Blamont erzählten ihm ihre Geschichte. Ich glaube Ihnen, sagte der Offizier: allein es thut mir leid. Dort den jungen Menschen, den Sie Ihren

Mann nennen, muß ich ins Hauptquartier schicken. Caroline schrie ängstlich auf. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, sagte er dann Carolinen beruhigend: daß ihm nichts geschehen soll. Aber es ist Dienstpflicht. Das dauert einen Tag höchstens. Und Sie werde ich in die Hände Ihrer Mutter liefern, und wenn Sie wollen, so gar ohne Wissen Ihres Vaters.

Man bat, man weinte, man flehte. Nichts half. Caroline ward in eine Chaise gepackt, die der Offizier zum Glücke bey sich hatte. Blamont mußte mit den Herren ins Hauptquartier wandern. Sehen Sie, lieber junger Mann, sagte der Offizier: Ihre schöne Frau fährt nach Heidelberg zu ihrer Mutter, und Sie gehen nach dem Hauptquartier, etwa vier Stunden von Heidelberg nach Philippsburg zu Das ist fast ein Weg; dann gehen Sie ruhig nach Heidelberg, holen Ihre Frau, und gehen, wohin Sie wollen; nur, ich ersuche Sie, nicht wieder hieher so nahe bey der Armee, wenn Sie nicht wollen alle Tage einmal ins Hauptquartier wandern! Blamont drückte noch einmal Carolinen an seine Brust. Caroline, sagte er leise: habe Muth! hier oder dort auf dem Wolfsbrunnen findest du mich wieder, wenn man dich etwa wegschleppt! Sobald ich frey bin, suche ich dich auf, oder du mich.

Caroline schloß ihn fest an sich. Der Offizier gab noch einmal sein Wort, daß Blamont heute Abend schon in Heidelberg seyn könnte.

Hier in dem Französischen Hauptquartier konnte ich Blamont kennen. Ob man Willens war, ihn wieder frey zu geben! ich weiß es nicht. Seine Begebenheit, die sehr romantisch erzählt ward, machte Aufsehen. Man sprach in Grabe, wo das Hauptquariter war, man sprach im Lager, das am Rhein stand, nichts, als von der Begebenheit des jungen Franzosen und der schönen Französinn, die im Gebirge wie Wilde gelebt hätten. Meine Neugierde wurde rege. Ich ging in das Ordonanzhaus, wo Blamont saß, und fand einen jungen Menschen, mit einem sehr interessanten Gesichte. Ein sonderbarer Zug von Schwermuth und von hoffender Geduld lag auf seinem Gesichte. Ich redete ihn an. Er antwortete mit einer traurigen Stimme auf meine Fragen. Ich fragte ihn, ob er schon verhört sey. Ob man überall mich verhören, mich unschuldig finden will? antwortete er mit Achselzucken. Er bat mich, ihm doch Nachricht von einem Sohne des Vikomte Liancourt, oder gar ihn selbst hieher zu schaffen. Ich versprach, mir Mühe darum zu geben, und fand den Sohn des Vikomte. Diesen bat ich, mit mir zu gehen. Ein Arrestant

begehre ihn zu sprechen. Da sah ich eine rührende Szene, wie ich wieder zu Blamont kam.

Die beyden jungen Leute waren, als sie sich erblickten, wie vom Blitze gerührt. Sie sehen sich einige Sekunden stumm an, in denen aber, nach ihren Blicken zu urtheilen, ihre Seelen sich längst umarmt hatten. Denn schlangen sie sich einander in die Arme, und saßen in dieser Stellung bis sie sich trennten. Das Elend, ein lang ertragenes Elend lag auf des jungen Liancourt, Unruhe, Furcht vor Elend auf Blamonts Gesichte. So wie sie aber da saßen, leise redeten, so verschwanden nach und nach alle Spuren des Unglücks von ihren Gesichtern. Eine reine Heiterkeit verwandelte den Gram in frohen Muth, den Verdruß in süßen Genuß. Sie mußten sich verlassen; denn der junge Liancourt hatte den Dienst. Jetzt nahm Blamonts Ungeduld wieder mit vermehrter Stärke zu. Ich versprach mein Möglichstes zu thun, ihn zum Verhör zu bringen, und bat ihn mir seine Geschichte zu erzählen, damit ich etwas hätte, worauf ich mich stützen könnte. Er erzählte mir seine Geschichte in Kurzem.

Wozu sollte ich es leugnen? Ich ging mit dieser Geschichte, mit nassen Wangen, und einem warmen Herzen, zu der Frau ***. Ich

erzählte meine Geschichte. Mein Gott! sagte sie mit ein Paar nassen Augen, die ich noch nie so hübsch gesehen hatte: der arme Junge! und sitzt im Gefängniß, weil er so treu war? — Weil er so treu war. — „Das ist himmelschreyendes Unrecht!“ — Wenn wir ihn nur los hätten! — „O warten Sie, wir kennen den **** der soll ihn uns schon los machen.“ Sie ging hin zu ****. Ich mußte hinein kommen und erzählen. **** hörte aufmerksam zu — Mein Gott! sagte er, wie ich fertig war: weil er seiner Frau so treu ist? — „Denken Sie, nur darum.“

Ich mußte noch manchen Vorfall weitläufiger erzählen. Er forderte Feder und Tinte, schrieb ein Billet an den**. Ein Bedienter flog, kam wieder, brachte Antwort. Er lächelte, Gottlob! sagte er: wir haben ihn los. Er ist frey! da! er gab mir einen schriftlichen Befehl an den wachthabenden Offizier, Blamont sogleich gehen zu lassen, wohin er wolle, und ihm einen sehr gültigen Paß mitzugeben. Hören Sie, ich bin neugierig, sagte die Frau ***, und stand dicht vor mir, und faßte meinen Rockknopf: den jungen Menschen zu sehen. — Weil er seiner Geliebten so treu war! Nein, lassen Sie ihn nur reisen: Es ist besser, ich

sehe ihn nicht; denn er wird Eile haben. Und ist so treu! Ich ging mit meinem Befehl.

Nach einigen Augenblicken war Blamont frey. Ich ging mit ihm nach Heidelberg. Unterwegs erzählte er mir seine Begebenheit ausführlicher. Er zeigte mir Carolinens Briefe, die er in einer Brieftasche auf seiner Brust trug. Ich sagte ihm meinen Verdacht, den ich hatte, daß der Vikomte Liancourt ihn habe aufheben lassen, um ihn von seiner Tochter zu trennen. Das ist sehr möglich, sagte er seufzend. Allein Gottlob, daß er es nicht früher that! O, sagte er mit Heftigkeit, und schlug die Hände zusammen. Nur Einen Augenblick zum Sterben, sagtest du, Caroline? und ich bin Millionen mal gestorben in diesen drey Tagen. So sehr er eilte, so folgte ich ihm doch; ich war neugierig geworden seine Caroline zu sehen, die er mir als das reizendste Geschöpf beschrieb. Lassen Sie mich gehen, sagte ich ihm. Er blieb vor der Stadt. Ich ging und erkundigte mich in dem Wirthshause, das er mir nannte, nach der Familie des Vikomte. Man sagte mir, er sey gestern abgereist, eine Stunde nachher, da seine Tochter angekommen wäre. Die Nachricht brachte ich dem armen Jungen. Ich dachte es! sagte er seufzend, ich dachte es: denn war ein solches Glück für dieses Leben? O

sagte er, und hob die Hände gen Himmel, es waren Tage, Tage, Stunden, Minuten; eine nnr hätte den Werth des Himmels! dann sank sein Kopf auf die Brust nieder. Er versank in ein stilles Nachdenken, bey dem ihm Thränenströme über die Wangen schossen. — Der Himmel mag entscheiden, ob das Andenken an sein Glück, oder sein Kummer die Thränen hervorpreßte. Er lächelte unter diesen Thränen, wie ein Mensch, der einen schönen Traum hat.

Ich versuchte ihn zu trösten. Er lächelte über meine Bemühung. O, sagte er: Hoffnung? daran fehlt mirs nicht. Ich muß sie, ich werde sie wieder sehen; das kann nicht fehlen. Aber wie soll ich ihre Abwesenheit ertragen? Er zog die Brieftasche hervor, nahm einen Brief heraus, und las mir das Ende eines Schreibens von Carolinen mit einer leisen, gedämpften, schmerzvollen Stimme vor, nämlich die Worte:

Ta Caroline, chèr Blamont, est un être fragile!
Ton sein ou mon tombeau, voilà mon seul asyle!

Das ist es, das ist es: fuhr er fort: jeder Augenblick, den ich abwesend von ihr bin, zerreißt einen Faden ihres zarten Lebens. Die

Angst um mich, die Härte ihres Vaters, die Thränen ihrer Mutter — ach! Er stand auf, entfernte sich, und ich sah ihn die Thränen, die häufiger hervorbrachen, mit seinem Taschentuche trocknen. Ich fragte ihn, wohin er wollte. „Hier in der Gegend will ich bleiben. Auf dem Wolfsbrunnen, da sah ich sie zuerst wieder, dort will ich sie auch diesesmal wieder finden.“ Ich begleitete ihn dahin. Da stand sie, sagte er, und führte mich ans Bassin: hier stand sie, wie ich herauftrat! hier sank ich zu ihren Füßen, hier fand ich sie wieder!

Ich weiß nicht, was mich so sehr an dem Geschick dieser beyden Liebenden interessirte. Er wohnte unten am Neckar in einer von den Hüten, die am Wege stehen. Den Tag über war er auf dem Wolfsbrunnen, oder er schweifte in der Gegend umher, und suchte seine Geliebte. Am Abend kam er zurück mit einem traurigen Kopfschütteln. Ich blieb acht Tage bey ihm, dann verließ ich ihn unter herzliche Umarmungen, und mit nassen Augen. Ich fragte ihn, wo ich ihn wieder finden würde. Wo? sagte er lächelnd: finde ich sie wieder, so verberge ich mich mit ihr, ach! wenn es erlaubt wäre, in den Mittelpunkt der Erde. Finde ich sie nicht, so — er schlug sein nasses Auge zum Himmel — so werde ich meine Ta-

ge hier, oder in der Wildhüterhütte, oder in der Silberschmelze bey Embs noch zubringen. Denn da allein war ich glücklich! Ich verließ ihn. Noch nach vierzehn Tagen fand ich ihn auf dem Wolfsbrunnen.

Blamont, der arme Blamont hatte nur zu sehr Recht, als er Carolinens Leben ein zartes Leben nannte, das unter dem leichtesten Kummer erläge. Der französische Offizier brachte Carolinen nach Heidelberg zu ihren Eltern. So wie Caroline sah, daß ihr Weinen, daß ihre Bitten nicht halfen, so ward sie still und sogar, wie es schien, ruhig. Sehen Sie, sagte der Offizier: es ist so schwer nicht, sich auf einige Tage von einem Geliebten zu scheiden! Caroline lächelte. Wenn Sie wüßten, mein Herr, sagte sie sanft; was Sie eigentlich thun, Sie thäten es nicht. Nicht wahr, mein Vater läßt mich hoffen? und ich werde Blamont nicht wieder sehen? Meinen Vater kenn ich, der ist unbarmherzig genug mich lieber im Sarge zu sehen als in den Armen der Liebe; aber Sie, mein Herr, Sie? O gebe der Himmel, daß Sie mein Geschick nie erfahren! Der Offizier wurde gerührt, allein was war zu machen? Er schwieg und dachte, was man fast immer denkt, wenn ein Zweifel aufsteigt: es wird so arg nicht seyn. Caroline

versank den letzten Theil der Reise in einem stillen Kummer. Sie lächelte sogar, und ihr Führer sagte: Hm! hm! es geht gut!

Da hielt der Wagen vor ihres Vaters Thüre. Sie fuhr ein wenig zusammen. Der Vikomte empfieng sie mit einem kleinen boshaften Lächeln. Sie sah ihn starr, aber ruhig an, stieg neben ihm aus dem Wagen. Nun? fragte er: Caroline! bist du es nun müde mit der Thorheit? Ich bin Blamonts Weib, antwortete sie stolz. — Weib? wie? Weib? sagte er heftig. Sein angetrautes Weib, antwortete sie ruhig. Caroline! Caroline! rief er erbittert. Sie giengen beyde die Treppe hinauf. Der Offizier, der sie gebracht hatte, folgte ihnen. „Caroline, sein Weib? Sprich, sein Weib? sprich!" — Ich könnte Ihnen den Trauschein zeigen, wenn mir daran gelegen wäre, Sie von etwas zu überzeugen, dessen Wirklichkeit nur mein, und mein allerhöchstes Glück ist — Caroline! rief er: du sein Weib? Nun dann, beym allerhöchsten Gott! dann auch bald seine Wittwe! Caroline blieb neben ihm auf der Treppe stehen, drehte ihr Gesicht, ihr bleiches Leichengesicht zu ihrem Vater um. Der Vikomte erschrack, als er auf einmal das schöne blühende, das durch ihren kleinen Zorn so glühende Gesicht seiner Toch-

ter so bleich werden sah. Aber er erschrack noch mehr, da die kalte Blöße auch ihre Lippen überzog, da ihr Auge auf einmal, wie erlosch, da sie schwankte, und in seine Arme fiel. Er trug sie mit Hilfe des Offiziers auf ein anderes Zimmer, um seine Frau nicht zu erschrecken, die von ihrer Tochter Ankunft noch nichts wußte.

Sie lag da auf dem Bette, leichenblaß, und hart und kalt wie ein Marmorbild. Ihr Vater rang die Hände. Nach einiger Zeit schlug Caroline die Augen auf. Man gab ihr Arzney. Der Vikomte hatte sich auf die Bitte des Offiziers entfernt, und Caroline erhohlte sich völlig. Sie saß da einige Augenblicke, besann sich, und bat, man möchte ihren Vater rufen. Er kam. Er sah seine Tochter ruhig auf dem Bette sitzen, ja, eine Art von von Heiterkeit strahlte von ihrem Gesichte. Er hielt das für wirkliche Ruhe, für Apathie, was die Folge einer ganz exaltirten Phantasie war. Seine Furcht, die ihm ihre Ohnmacht verursacht hatte, verlor sich. Er setzte sich wieder mit dem spottenden Lächeln an das Bett, auf dem Caroline lag. Vater, sagte sie: ich glaube, wir Beyde sind fest entschlossen, unsern Weg zu gehen; allein haben Sie überlegt, Vater, mit wem Sie diesen Wettlauf anstellen? Mit

mir! sie schlug heftig die Hand aufs Herz. Mit mir! Ich habe am Ziele meines Weges alle meine Hoffnungen, und hinter mir nichts, nicht die kleinste Bedenklichkeit. Sie sehen also, wie viel Sie wagen, wenn Sie mich aufhalten wollen, und wie viel ich wagen werde, ans Ziel zu gelangen. Sie setzen alles aufs Spiel, alles, mein Vater, und ich spiele das Spiel mit der Verzweiflung, die nur einen Weg kennt, den Besitz meines Mannes. Sie sagten, dünkt mich, erst etwas von Wittwe, von Blamonts Wittwe. Glauben Sie mir, Vater, sagte sie jetzt sehr feyerlich: Blamonts Wittwe, das ist unmöglich. Sie können Blamont ermorden, aber Blamont kann niemals eine Wittwe haben. Was schadets, Vater, sagen Sie mir, was ist Ihre Absicht mit meinem Manne?

„Deinem Manne? o du Elende! Du niedrige Seele! deinem Manne? Gut dann, Töchterchen! wir spielen jeder unser Spiel; allein deines ist schon verloren. Da lies!" Er gab ihr einen Brief von einem Großen in der französischen Armee. „Für den Burschen sorgen sie nicht weiter. Ihre Tochter soll ihn nicht wieder sehen, sobald ich ihn in meinen Händen habe." Mit einem leichten Zittern schlug Caroline den Brief zusammen, und gab

ihn dem Vikomte mit einem Blicke zurück, in dem jeder, nur der sich selbst betäubende Vater nicht, ein gebrochenes Herz gesehen haben würde. Sie lächelte: „Und kann ihn nichts retten, mein Vater? nicht, wenn ich Ihnen sage, daß sein Tod mein Tod seyn muß?“ Der Vikomte lachte. „Wir sind hier nicht auf dem Theater, wo die ungehorsamen Töchter ihre störrischen Väter mit solchen Drohungen betriegen. Stirb du, wenn du nicht mit Ehre leben willst! Caroline verhüllte ihr Gesicht in ihre Decke. Der Vater verließ sie.

Am andern Morgen brachte der Vikomte seine Frau zu Carolinen. Sie erstaunte, sie hier zu sehen. Mit furchtsamen Ahnungen sank sie ihrer Tochter an den Busen. „Weinen Sie nicht, meine gute Mutter, ich bin wahrhaftig glücklich gewesen! Ich habe nichts zu klagen.“ Diese Ruhe, diese Zufriedenheit Carolinens schien so unverstellt, daß ihre Mutter wirklich beruhigt ward. Caroline mußte sich anziehen. Ein Wagen fuhr vor. Alle drey stiegen ein, und sie fuhren nach Schwetzingen. Hier traten sie in einem kleinen Hause ab, wo schon alles zu ihrem Empfange bereit war. Caroline sah aus der Lage ihres Kämmerchens, daß ihr Vater ihre Flucht verhin-

dern wollte. Das Kämmerchen gieng durch sein Zimmer, und er blieb stets zu Hause.

Caroline, die arme Caroline befand sich in einer höchst unglücklichen Gemüthslage. Ihre ganze Einbildungskraft war erhöht, alle ihre Nerven angespannt, alle ihre Kräfte der Seele und des Körpers in einer verderblichen Thätigkeit. Sie hielt Blamont für verloren, gefangen, ermordet! Man denke die fürchterliche Angst; welche diese beyden Vorstellungen bey ihr erregten. Und diese Angst wollte sie ihrem Vater verbergen, um ihn; dem sie jetzt den entschiedendsten Haß gegen sich zutraute, den Triumph darüber nicht zu geben. Ihrer Mutter verbarg sie diese Angst, um sie nicht zu betrüben. Diese entsetzliche Angst, und diese Anstrengung, sie zu verbergen, nagten wie zwey grausame Geyer an ihrem Leben, trockneten verzehrend die reichsten Quellen ihres Lebens aus. Sie saß da, stumm, halblächelnd, mit fest in einander geschlagenen Händen. Sie verschluckte Seufzer, Worte, Thränen. Nur von Zeit zu Zeit legte sie die Hand auf ihre Brust mit einer Mine, die deutlich sagte, daß sie Schmerzen fühlte. Man hatte nicht Acht auf sie. Die Mutter sah sie wohl zuweilen bedenklich an, allein Carolinens Lächeln täuschte sie.

Die feste Ueberzeugung, daß Blamont

gefangen sey, um ermordet zu werden, verhinderte jeden Entschluß, sich ihre Freyheit zu verschaffen. Nein, sie wollte nur sterben. Es war Fanatismus der Liebe, der Treue, einer jugendlichen Phantasie. Sie fühlte ihr Leben schwinden; und sie wird mit diesem Gefühle heiterer. Wo hatte der Vater die Augen? Schon in ein Paar Tagen war sie abgefallen, eine dunkle, heiße Röthe lag bald auf dieser Wange, bald auf jener. Ihre Bewegungen waren heftig, ihre Sprache bebend. Sie aß fast gar nichts. Die Mutter sagte: Caroline, du bist krank? Nein, liebe Mutter, mir ist sehr wohl, antwortete Caroline jedesmal freundlich lächelnd. Man ließ den Wurm nagen, weil man ihn nicht sah. Der Vater meynte wohl gar, daß der Sieg sein sey, und daß sich alles noch glücklich endigen werde.

Unglücklicher Greis, der du nicht glauben willst, daß es Herzen giebt, die man nicht nach den Regeln der Politik beurtheilen soll! Wie streng bestraft die Natur, deren Allmacht du verlachtest, den einzigen Fehler, den du begiengst, alles der Ehre zu geben, und nichts der Natur!

Nach vierzehn Tagen ungefähr erhielt der Vikomte einen Brief. Er erbrach ihn, las, taumelte. Gott! rief er schrecklich: mein Sohn!

mein Sohn! mein Liancourt! mein Sohn! Er jammerte, klagte, weinte. Seine Frau vergoß nur eine Thräne. Sie sank in den Lehnstuhl hinten über. Herr! Herr! rief sie mit gebrochener Stimme: dein Wille geschehe! So lag sie. Der Arzt kam. Er schauderte vor dem Anblick. Der Vikomte war zerrüttet, seine Frau im Sterben, und Caroline auf diesem Schauplatze des Elendes still, lächelnd, heftig, heimlich. Sie küßte, ohne ein Wort zu sagen, ihrer Mutter sterbende Lippen, warf sich vor ihn auf die Kniee, drückte ihren Mund auf ihrer Mutter Hand, und blieb so liegen, bis die Hand, die sie küßte, starr und kalt war.

Dann setzte sie sich still auf einen Stuhl, dem Leichnam ihrer Mutter gegenüber, sah ihn lächelnd an, rührte die Lippen, als ob sie Gespräche mit ihm führte. Der Vikomte verschloß sich in ein Kabinet, bis seine Frau beerdiget war. Dann kam er wieder zum Vorschein. Er trat zu Carolinen ins Zimmer. Er ergriff ihre Hand, er umfaßte seine Tochter. Nun Caroline, sagte er: nun hab ich dich noch allein, dich, dich, meine einzige Hoffnung, meine einzige Freude. Caroline, bist du mein Kind wieder? Mit einer sonderbaren, leidenschaftlichen Heftigkeit warf sich Caroline

in seine Arme. Ja, mein Vater, ich bin Ihre Caroline, ich bin Ihr Kind! rief sie heftig: „Nun denn, und du versprichst, des Elenden nicht wieder zu gedenken?“ — Wessen? fragte Caroline: wessen, meines Mannes? meines geliebten Blamonts? — O geh, Undankbare! geh! geh!“ Er stieß sie von sich.

Caroline sah ihn an mit einem Blicke, mit einem treffenden Blicke — mein Gott! warum sah ihn der Vater nicht? warum, wenn er ihn sah, verkannte er ihn? Sie sah ihn an, schauderte zusammen, und setzte sich in den Stuhl, in dem ihre Mutter gestorben war, schüttelte den Kopf, und lächelte. „Der Vater verließ sie. Von ungefähr betrachtete der Arzt, der noch einigemal kam, Carolinen. Er sah die wechselnde Gesichtsfarbe, hörte die abgebrochene Stimme, sah die seltsamen Blicke. Er gieng zu Carolinen, faßte wie ein Gespräch ihre Hand, und hielt sie einige Zeit. Dann sagte er auf einmal: Hören Sie, Sie sind sehr krank. So? sagte Caroline gelassen: das glaub ich wohl! — „Mein Gott! das sagen Sie so gelassen? ich sage Ihnen, daß Sie sehr krank sind.“ — Ich weiß das wohl, sagte Caroline ruhig. Der Arzt erkundigte sich nach ihrem Zustande. Caroline erzählte ihm sehr ruhig. Der Arzt schüttelte den Kopf.

Er erzählte dem Vater Carolinens Gefahr. Dieser sah ihn mit durchdringenden Blicken an. Nicht wahr, fragte der Vikomte beissend: ich soll davon überredet werden? geben Sie ihr Arzney, wenn Sie krank ist. Der Arzt gieng, und kam am Abend wieder. Er besuchte Carolinen. Er verschrieb ihr Arzney. Caroline sagte sehr ernsthaft: Mein Herr, mein Vater braucht noch nach meinem Tode Geld. Ich kann die Arzneyen nicht nehmen, und sie können mir auch nicht helfen. — „Aber, mein Gott, Mamsel Liancourt" — Aber, mein Gott! bemühen Sie sich nicht. Ich fühle mich so am wohlsten! Der Arzt, gieng zum Vater. „Herr Vikomte, ich versichere Sie bey Gott, bey allem was mir heilig ist; Ihre Tochter ist in großer Lebensgefahr. Ich begreife so wenig Ihre als Ihrer Tochter Gleichgültigkeit gegen diese Nachricht. Sie hat ein heftiges Fieber, dessen Quelle ein Zustand ihres Gemüthes seyn muß, der schrecklich ist." — Herr, ist das? rief der Vikomte und wurde blaß. „Sie werden es in ein paar Tagen sehen. Ich begreife schlechterdings nicht, wie Ihre Tochter außer Bette seyn kann. Ihr Zustand ist äußerst seltsam. Aber die Natur wird nicht lange mehr diesem Kampfe der äußersten Kraft und der äußersten Zerstörung widerstehen können."

Nicht widerstehen können, lieber Arzt? aber doch nicht sterben? doch nicht sterben? um Gotteswillen doch nicht sterben, liebster Freund? — Der Arzt verlangte alle dahin gehörigen Umstände zu wissen. Der Vater erzählte, und erblaßte jedesmal, wenn der Arzt den Kopf schüttelte.“ Sie haben ein gefährliches, ein sehr gefährliches Spiel gespielt. Herr Vikomte Sie haben wahrhaftig keine andere Wahl, als Ihrer Tochter nachzugeben, oder ihren Tod mit Muth zu ertragen; und wer weiß, ob es jetzt nicht zu spät ist?“ — Nein, das wirds ja nicht, sagte der Vater zitternd: das wirds ja nicht? Sie ist ja noch so munter, so — das wirds ja nicht, lieber Arzt! Er gieng zu seiner Tochter.

Caroline, rief er: Caroline, liebe Caroline, mein theuerstes Kind! Er faßte zitternd ihre Hand. Sey ruhig! du sollst deinen Willen haben. Von jetzt an, Caroline, soll Blamont dein seyn, mit meiner Bewilligung. Der Arzt — nicht wahr? du bist so krank nicht? nicht wahr, mein Kind? Caroline sah ihren Vater an. O ist es wahr, fragte sie bestürzt: Blamont soll mein seyn? Wo ist er? wo ist er? — „Er ist schon längst in Freyheit. Caroline, du sollst ihn sehen. Er ist in Freyheit. Ich selbst will ihn aufsuchen. Er wird zu finden seyn.“

Er überzeugte Carolinen durch einen Brief, den er aus dem Hauptquatier erhalten hatte, daß Blamont frey war. O, rief Caroline jetzt laut und schlug die Hände zusammen: er ist auf dem Wolfsbrunnen, oder bey Lautern. Lassen Sie uns hin, mein Vater! Lassen Sie uns hin! Die Reise wurde auf morgen verabredet. Allein — o die menschlichen Hoffnungen! — Caroline hatte ihren Zustand nicht gefühlt, und in diesem Augenblicke, da ihr Glück ihr so nahe lag, fühlte sie sich schwach, krank und elend. Die Kraft, die Verzweiflung, dieser fanatische Wunsch des Todes, welche der Stärke der Krankheit sich entgegengesetzt hatte, verschwand, und auf einmal brach die Stärke der Krankheit hervor. Selbst der Uibergang ohne Stufen von der Verzweiflung zur schönsten Hoffnung, von dem Elende zum höchsten Glück, zerriß ihre letzte Kraft. Sie mußte sich zu Bette legen. Das Fieber vermehrte sich. Sie wollte sich stark stellen, um ihren Blamont zu finden; allein die angestrengte Natur erlag endlich. Sie wurde ohnmächtig, wie man sie ankleiden wollte. Sie schrieb ein paar Zeilen an Blamont, und ihr Vater flog damit nach Heidelberg, und ohne einen Augenblick zu verziehen, auf den Wolfsbrunnen.

Er fand den Jüngling unter der Linde

sitzen. Blamont! rief er: Blamont! o ich bitte dich, komm, Caroline erwartet dich. Blamont fragte nicht. Er flog mit dem Alten nach Schwetzingen. Sie stiegen aus. Sie kamen ans Zimmer. Die Thüre gieng auf. Der Vikomte führte den jungen Mann in seinen Armen an der Tochter Bette. Caroline streckte ihrem Blamont die Arme entgegen. Welch eine Scene. Der Arzt verbarg sein Gesicht in ein Taschentuch. Ein reiner Strahl der Freude brach aus Carolinens Augen hervor; ihre blasse Wange kleidete sich in eine schöne Rosenfarbe. Der Vater hoffte wieder, sogar der Arzt hoffte; allein der lange Gram, die heftige Leidenschaft, die mannichfaltigen Stürme waren zu stark für Carolinens Leben gewesen. Das neue Leben, das Blamont mit sich brachte, das seine Liebkosungen in ihre Seele hauchten, dauerte nicht lange. Es war bloß ein heller Blick ihres Lebenslichtes vor dem Verlöschen.

Sie ward schwächer und schwächer. Sie floh den Schlaf, der sie noch allein erquicken konnte, um einige Augenblicke länger bey Blamont zu seyn. Je schwächer sie wurde, desto stärker wurde die Verzweiflung des Vikomte. Blamont trug mit einem unbeschreiblichen Muthe das Elend seiner Geliebten. Nur zuweilen gieng er eine halbe Stunde aus ihrem Zimmer

in ein anderes, und da saß er, weinte, knirschte mit den Zähnen, und überließ sich seinem Schmerze.

Endlich wurde sie so schwach, daß sie selbst ihren nahen Tod ahnete. Blamont, sagte sie: siehst du! wie viel tausend Minuten zum Glück, und nur Eine zum Sterben! O Vater, sagte sie den Abend zu dem Vikomte, wie er weg gieng: wie glücklich haben Sie mich gemacht! Am andern Morgen fand man Blamont in einer tiefen Ohnmacht auf dem Leichnam seiner Caroline.

Ich kam den Tag nach Carolinens Tode nach Schwetzingen. Man hatte mich von dem Wolfsbrunnen, wo ich Blamont suchte, dahin gewiesen. Ich fand ihn in einer stillen, verzehrenden, stummen Verzweiflung. Sie ist hin, sagte er, wie ich ihn fragte, was ihm fehle. Sie ist hin, wiederholte er mit einem Blicke gen Himmel, der unbeschreiblich war. — Ich habe ihre Leiche gesehen. Sie war noch im Tode schön. Blamont zeigte sie mir. Ich sagte ihm, daß ich sie noch schön finde. O, sagte er und zeigte gen Himmel, und ihr Herz! o ihr Herz! Er legte beyde Hände auf seine Brust. Dann warf er sich an dem Leichnam nieder, küßte ihre Stirne, ihre Hand und ihren Busen. Der Vater kam. Es war eine rührende

Scene. Er knieete an dem Leichname nieder, und bat seine Caroline ihm zu verzeihen.

Blamont stand mitten im Zimmer, sah dem allen zu und sagte halb mir, halb dem alten Vikomte: Ihr Herz konnte nichts als verzeihen, aber Sie tödten? o! das kann, das kann die ewige Barmherzigkeit nicht verzeihen! Der Alte fühlte das ohne Zweifel. Er hob die beyden Hände seiner Caroline, wie betend, in die Höhe. Wars eine Idee, daß sie für ihn beten sollte? Endlich ward sie begraben. Ich und Blamont folgten der Leiche; der Vater war zu elend dazu. Als wir von dem Kirchhofe zurück kamen, so führte er mich in den Kurfürstlichen Garten. Wir kommen an den Tempel des Merkurs. Hier setzte er sich auf die Ruinen. Ich redete mit ihm von Carolinen, von ihren Vollkommenheiten. Er zog ihre Briefe hervor, ihr Bild, ihren Ring. Er küßte alles, er benetzte alles mit seinen Thränen. Er las mir Carolinens Briefe vor. Ich fragte ihn, ob er seine Briefe wieder hätte. Er zog sie hervor. Caroline hatte sie in einer seidenen Brieftasche getragen. Ich bat ihn, mich sie lesen zu lassen. Er gab mir beyde Packete. Ich fieng an zu lesen. Er stand auf, gieng umher, kam wieder. Auf einmal sagte er, als ob er aus einem Traume käme: Wo

ist Carolinens Mutter? Er hatte es vergessen, daß der Arzt ihm ihren Tod erzählt hatte. Ich sagte ihm, daß ein Schlagfluß sie getödtet habe, wie die Nachricht angekommen sey, daß Liancourt niedergehauen war.

Er lächelte: Caroline, ihre Mutter, Liancourt! O Gott! rief er, was soll ich denn noch allein hier? Er küßte Carolinens Bild, und gieng an dem Teiche weg der Moschee zu. Da sah ich ihn noch lang in den Arkaden der Moschee herum gehen, reden, mit den Händen Bewegungen machen. Ich las noch immer die beyden unglücklichen Briefe. Ich vertiefte mich. Endlich war ich fertig. Ich gieng ihm aufzusuchen. Ich fand ihn im Garten nicht. Ich suchte ihn zu Hause. Da war er gewesen. Stumm hatte er den Vikomte in seinen Arm geschlossen, dann war er weggegangen. Er kam nicht wieder. Auf dem Kirchhofe war er noch gewesen. Auf das Grab seiner Caroline hatte er sich niedergeworfen. Dann war er gelassen gegangen.

Ich hoffte noch einige Tage auf ihn. Er kam nicht wieder. Seine beyden Brieftaschen nahm ich zu mir. Sie sind mir ein heiliges Depot. Aber ich fürchte, der Unglückliche wird die Briefe nicht wieder sehen. Ich habe nach Lautern geschrieben, ob er da etwa in der Wild-

hüterhütte gewesen sey. Er ist einige Tage da gewesen, und dann ist er verschwunden. Ich bin nach Embs gereist; allein ich habe nichts von ihm gehört. Nein, der Kummer war seinem Leben zu schwer. Er ist wohl todt, der arme Blamont. Zuweilen besuche ich noch den alten Vikomte, der in einen tiefen Trübsinn versunken ist, aus dem ihn wohl nichts als das Grab reissen wird.

Lieber Gott! was sind doch des Menschen Schicksale! Da sitz ich jetzt oft auf Carolinens Grabe, les die Briefe, die sie und der arme Blamont geschrieben haben, und lerne hier Geduld und Ergebung in die Führung des Geschickes.

BIBLIOTHEQUE ROYALE MONTBELIARD